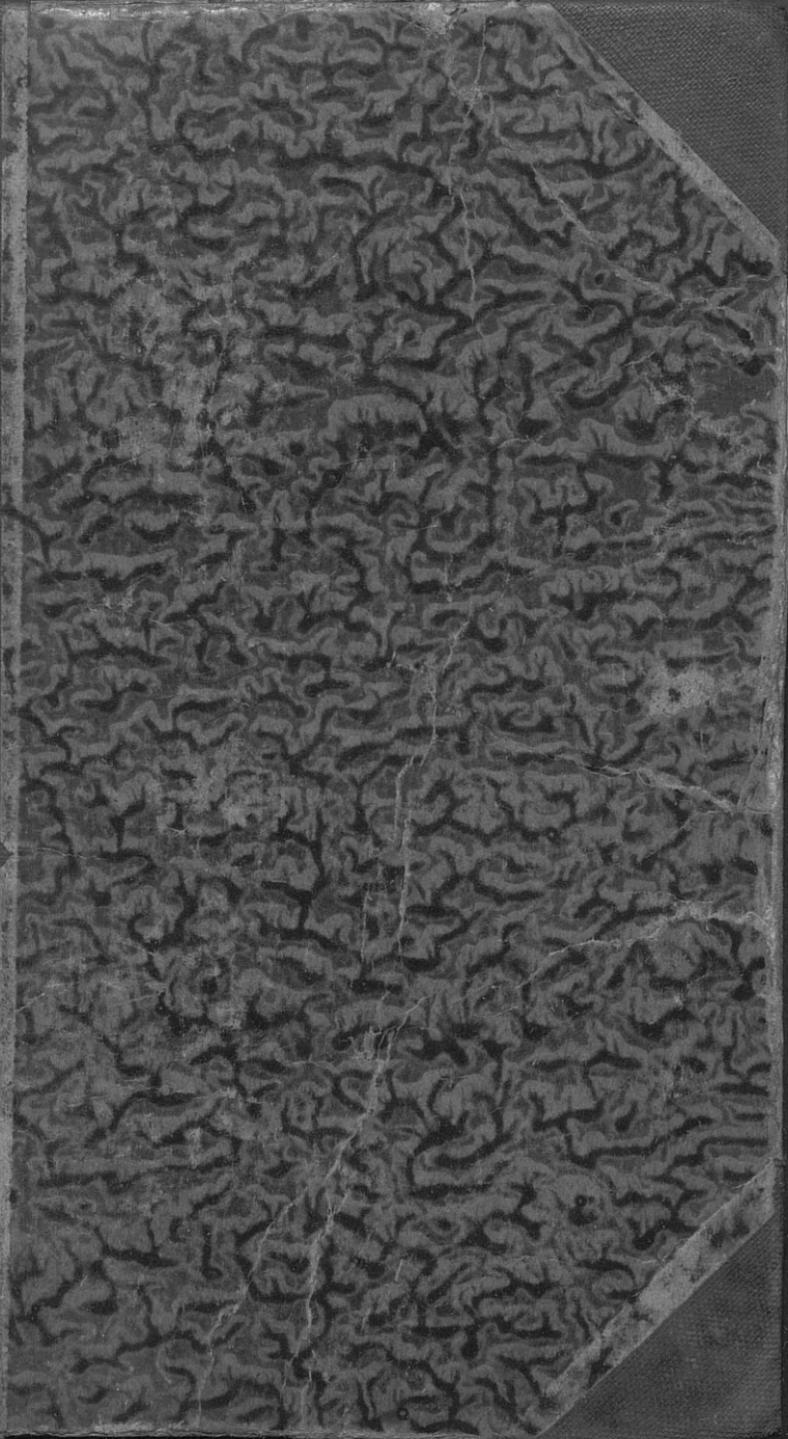


60

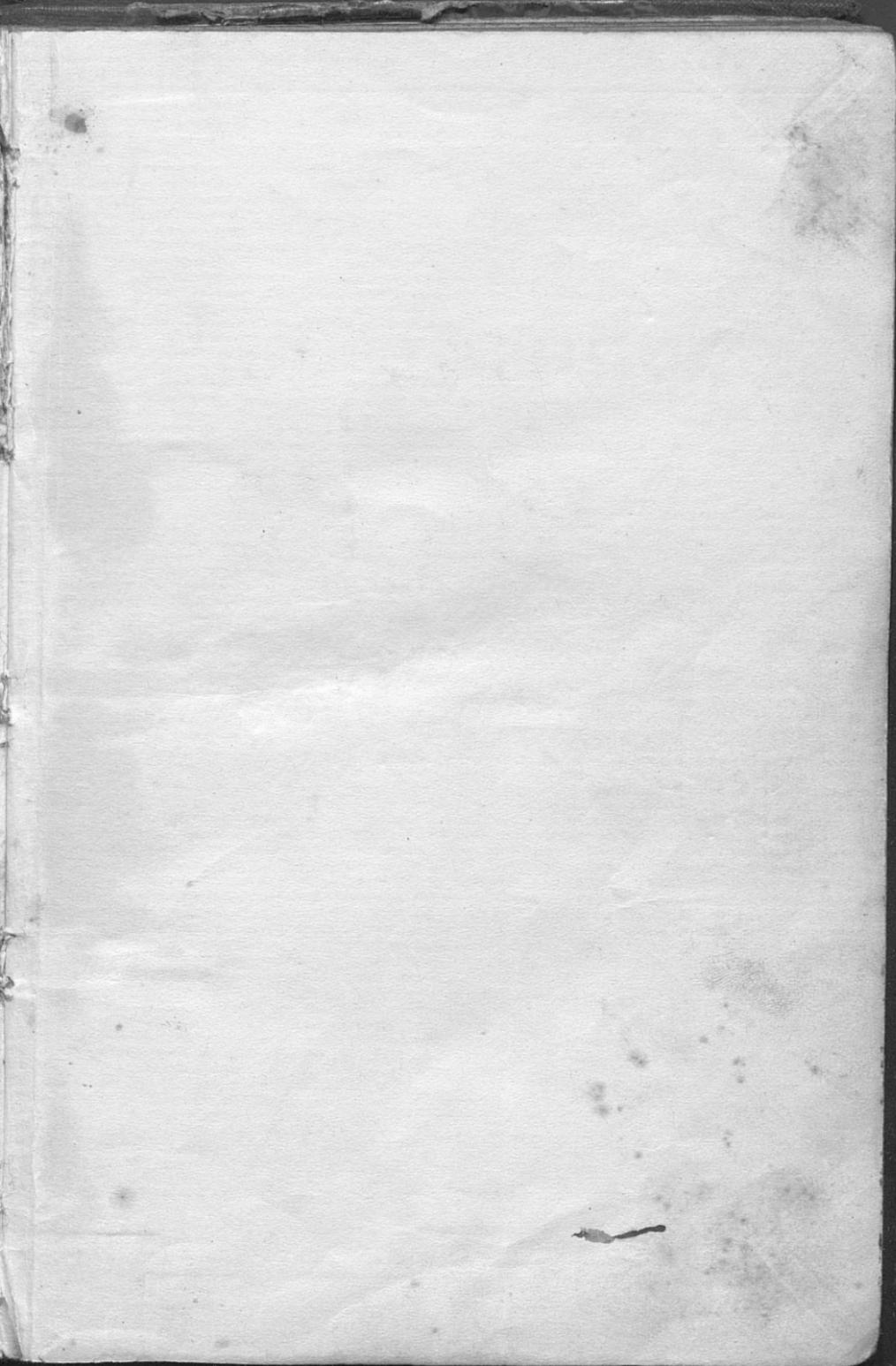
WILMINGTON



22260.

107. f. 38.

24/9



1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

Die Fremden.

Ein Roman aus der Gegenwart

von

Karl Domanig.



!!! Dritte, verbesserte Auflage. !!!

UB KLAGENFURT



+L64218504

==== Klagenfurt 1911. ====
Verlag der St. Josefbücherbruderschaft.

I 22260

Vor drei Jahren hat die St. Josef-Bücherbruderschaft mein „Hausgärtlein“ herausgegeben, das jetzt in nahezu 200.000 Exemplaren im Volke verbreitet ist. Aus dem Büchlein kann man ersehen, wie das Tyrolervolk denkt und fühlt, sein Innenleben, seine Weltanschauung: es zeigt den geistigen Besitzstand eines katholischen Volkes.

Ich wünschte, daß diejenigen, welche das vorliegende Kulturbild „Die Fremden“ lesen, auch das „Hausgärtlein“ in ihre Lesung miteinbezögen; denn nur wer die Schönheit und Geschlossenheit jenes geistigen Besitzes zu würdigen weiß, kann ganz verstehen, was ich, gegenüber der Willkür und Unmaßung eines bedrohlichen Zeitgeistes, hier in den „Fremden“ vertrete: das Recht und die Pflicht des Tyrolervolkes, sich seinen Besitz nicht schmälern zu lassen.

„Es ruft der eine: Gib mir, wo ich stehe!

Der and're wieder: Nimm dir, wo du stehst!

Ich sage dir: Behaupte, wo du stehst!“

Der Verfasser.



Erstes Kapitel.

Tyroler in Wien.

In einem Zigarrenladen unter den Arkaden am Wiener Rathause war ein junger Herr eingetreten; er wandte, während er auf seine Bedienung warten mußte, einem Bilde sein Augenmerk zu, das da in der Ecke hing und ein tyrolisches Dorf darstellte: Schloß und Kirche von Landeck. Der Herr sah das Bild und dann die Verkäuferin an, und als die Reihe an ihn kam, fragte er sie, vertraulich lächelnd, ob sie wohl auch aus jener Gegend wäre. „Nein, ich nicht,“ war die flüchtige Erwiderung derselben, einer blassen, verhärteten Frau, die sich sogleich einem anderen Kunden zuwandte.

Erst einige Wochen später betrat derselbe Herr zufällig wieder den Laden und besah sich diesmal jenes Bild genauer. Es war Holzmosaik und so gut gemacht, er hätte es erwerben mögen. Aber die Frau beschied ihn, daß es nicht käuflich sei; es wäre ein Erbstück von ihrem seligen Manne, der es als Erinnerung an seine Heimat eigens anfertigen ließ.

Also ihr Mann war aus Landeck!

Der Käufer sah unauffällig, während er seine Zigarre anzündete, nach der Tafel, welche die Verkaufskonzession enthielt, und las den Namen der Trafikantin: Karoline Witwe Alber.

„Ich kenne diesen Namen,“ sagte er.

„O, Sie sind auch Tyroler?“ erwiderte jetzt die Frau, sichtlich erfreut. „Mein Mann war Landesgerichtsrat, er ist vor sechs Jahren gestorben.“

„Dann war es Herr Anton Alber.“

„Ja freilich, derselbe.“

Der Käufer stellte sich jetzt vor: Medicinae-Doktor Konrad Maas. Er habe Herrn Alber zwar nicht mehr persönlich gekannt, aber manchmal von ihm sprechen hören; seine Base, die alte Frau Postmeisterin in Landeck, müßte ihm näher gestanden sein.

„O, wie oft mein Mann von dieser guten Frau erzählte! Sie streckte ihm ja die Mittel vor, seine Studien zu beenden, sie half ihm über die erste Zeit seiner Beamtenlaufbahn hinweg. Und das in der uneigennützigsten Weise... O, die Tyroler!“

„Sind Sie selbst nicht Tyrolerin?“

Nein; sie wäre eine geborene Wienerin. Aber ihr frühverstorbenen Vater ist allerdings aus Tyrol gewesen und in Wien als Bildhauer sesshaft geworden. Ihren Mann hat sie kennen gelernt, da er in Wien absolvierte. Sie heirateten, nachdem er Gerichtsadjunkt in Landeck geworden. Und dort verlebten sie so glückliche Jahre! Eine Tochter ward ihnen dort geboren, ein Söhnchen ließen sie auf dem Gottesacker in Landeck...

Dr. Maas kaufte fortan seinen Bedarf an Zigarren bei der Witwe Alber und ließ sich immer gerne in ein kurzes Gespräch ein. Die Wittve kam ihm vertrauensvoll entgegen. Nach und nach erfuhr er das Schicksal dieser Frau, ein Schicksal, das be-

zeichnend ist für die Verhältnisse so vieler Beamtenfamilien in der Großstadt.

Anton Alber war ein tüchtiger und strebsamer Mann. Nachdem er mehrere Jahre Adjunkt gewesen, wurde er, hauptsächlich, weil er des Italiens mächtig war, ins Ministerium berufen. Er ging nicht gerne nach Wien; aber er konnte hoffen, in wenigen Jahren, früher als sonst, befördert zu werden und etwa als Landesgerichtsrat nach Tyrol zurückzukehren. Und dann war das Ziel seines Ehrgeizes so ziemlich erreicht, dann wird ihn die Heimat, die er nicht wieder zu verlassen braucht, für alles entschädigen.

Es sollte anders kommen. Alber hatte in Wien angestrengt zu arbeiten, meist nahm er noch Akten vom Bureau mit nach Hause und schrieb in die Nächte hinein. Selten brachte ein Sonn- oder Feiertag Erholung. Das ging so fort an die fünf Jahre. Der Mangel an genügendem Urlaub, dazu die beschränkten Verhältnisse, die ihm eine größere Reise nicht erlaubten, seine stete Sehnsucht nach den Bergen, „nach reiner Luft und reinen Menschen“, wie er sich ausdrückte, all das wirkte ungünstig auf seine Gesundheit, endlich erkrankte er.

Der Arzt riet, den Süden aufzusuchen; aber wie bei seinen Verhältnissen? Da wurde eine Ratstelle in Bozen frei, auf die er sich als Vizesekretär im Justizministerium Hoffnung machen konnte. Er sprach selber beim Minister vor. Dieser, im Hinblick auf die belobten Leistungen und die zerrüttete Gesundheit des Petenten, gewährte die Erfüllung seines Wunsches. In drei Wochen sollten sie übersiedeln, Wien verlassen für immer, nach Tyrol ziehen für immer!

Die Witwe erzählte: „Wie er damals nach Hause kam von jener Audienz beim Minister! Er glühte wie im Fieber, vor Freude! Welche Pläne,

welche Hoffnungen hegten wir! Er fühlte sich auf einmal gesund! Die Schulden aus den Studienjahren waren bezahlt, das erhöhte Einkommen, das er als Rat beziehen würde, konnte uns in der billigeren Provinzstadt eine behagliche Existenz, ja die Möglichkeit gewähren, für unser Kind einen Sparpfennig zu erübrigen — da, in der nächstfolgenden Nacht, hatte er einen Blutsturz, nach acht Tagen begrub man ihn.“

Und die Witwe? Einer Landesgerichtsratswitwe von damals gebührte eine Pension von 420 Gulden, ohne einen Kreuzer Erziehungsbeitrag für ihr Kind. Ihr eigenes geringes Vermögen war durch die lange Krankheitsdauer ihres Mannes, dann durch die hohen Begräbniskosten — denn sie mußte ihn „standesgemäß“ beerdigen lassen — bis auf weniges zusammengesmolzen. Sie wäre am liebsten nach Landeck gezogen, dort geblieben; dort mußte sie Freunde, dort konnte sie allenfalls mit ihrer Pension das Auslangen finden, während sie in der Großstadt, ohne Bekannte, ohne Stütze dahren und verderben mußte. Aber wie dann in Landeck die Tochter erziehen, die eben auch „standesgemäß“ zu erziehen war?

Ein Ministerialrat, der ehemalige Chef ihres Mannes, erbarmte sich der Witwe. Er machte ihr den Antrag, sich für sie um einen ärarischen Tabakladen besserer Art zu verwenden. Sie nahm den Antrag an und gewann dadurch eine nicht unbedeutende Zubuße. Außerdem schränkte sie sich in ihrer Wohnung ein, indem sie mit der Tochter das eine Zimmer bezog und die beiden anderen vorteilhaft vermietete. Ein alter Kanzleidirektor wohnte fast vier Jahre bei ihnen.

Die Tochter konnte so die höheren Schulen besuchen und verdiente dann durch Nähen, weiß Gott wie wenig, aber sie verdiente, kurz, die Verhält-

nisse hatten sich erträglich gestaltet, als eines Tages der Kanzleidirektor starb. Woher nun wieder einen Mieter bekommen, der wie dieser in ihr Haus paßte? Frau Alber hatte Grund, wählerisch zu sein.

Der Tod ihres Wohnungsmieters fiel nun gerade in die Zeit, als die Witwe mit Dr. Maas näher bekannt geworden war. Eines Tages klagte sie ihm ihr Anliegen, bat ihn, wenn möglich, um seine Vermittlung. Der Doktor erkundigte sich genauer nach den Wohnungsverhältnissen und machte ihr dann das unerwartete Anbot, ihn selbst und einen bei ihm wohnenden Freund und Landsmann in ihre Wohnung zu nehmen. Sie schenkte ihm das Vertrauen, und so zog Dr. Maas mit seinem Freunde, einem jungen Juristen, bei Frau Alber ein.

Die Wohnung lag in der Schlüsselgasse, im obersten Stockwerk eines neugebauten Hauses. Gegen die Gasse zu Zimmer und Kabinett, die Behausung der beiden Herren, rückwärts ein zweifenstriges Gemach, in welchem Mutter und Tochter wohnten. Dazwischen ein schmaler Gang, aus dem man die Küche und das winzige Dienstbotenkämmerchen betrat.

Als Frau Alber ihrer Tochter die Mitteilung machte, daß sie ihre Zimmer an zwei junge Herren vergeben habe, war diese erstaunt und fast erschrocken; und wie ihr dann eines Tages Dr. Maas vorgestellt wurde, stand sie mit gesenkten Augen, verwirrt und errötend da, während der Doktor, ebenso verlegen, ein paar Worte stammelte und in die Ecke sah. An Schüchternheit schienen sich die beiden zu gleichen; aber die Mutter, wie sie das schöne Paar so vor sich sah, den Mann mit dem feinen Kopf und dem schmalen blonden Schnurrbärtchen

und die hohe, liebliche Mädchengestalt der Tochter, mochte wohl finden, daß die beiden auch sonst zu einander paßten.

Dr. Maas war der erste junge Mann, mit dem das Mädchen Bekanntschaft machte. Klara war überaus streng erzogen. Ihre Mutter hatte ihr den Rat gegeben, sie möge auf der Straße an keiner Auslage stehen bleiben, und sie befolgte den Rat. Ein junges Mädchen in Wien, das vor keinem Modeladen stehen bleibt! Und so hielt sie sich in allem. Als die Mutter sie in ihrem Geschäfte verwenden wollte, um das Ladenmädchen zu ersparen, mußte sie nach wenigen Tagen von dem Versuche ablassen. Die Artigkeiten, die ihr die Herrenwelt entgegenbrachte, beunruhigten Klara, sie war nicht zu bewegen, die Traft weiter zu betreten. Morgens ging sie zur Kirche, tagsüber saß sie daheim und nähte. Erst abends, wenn Frau Alber nach Hause kam, gönnte sie sich Erholung. Mutter und Tochter speisten dann auf ihrem Zimmer.

Jetzt kam Frau Alber das eine- oder anderemal auf das Zimmer des Doktors, um sich nach seinen Wünschen zu erkundigen. Er lud sie eines Abends, da sein Freund nicht zu Hause war, zum Tee ein, den er gerade fertig vor sich hatte, und Klara nahm mit teil daran. Man unterhielt sich von Throl — das war ein Thema für das Mädchen! Sie wurde gesprächig; erzählte von Landed, von den Spaziergängen, die sie noch mit dem Vater unternommen hatte, nach Stanz, nach Kaltenbrunn, nach Flietz... Sie war stolz auf ihr Vaterland, das sie mit neun Jahren verlassen hatte, alle ihre Wünsche, alle Hoffnungen gipfelten darin, einst dahin zurückzufehren.

Die Teegesellschaft fand sich bald öfter zusammen, bald jeden Tag. Maas hatte die Gewohnheit, die Abende auf seinem Zimmer zu verbringen, und

sein Freund Ludwig, der Corpsstudent war, kam vor Mitternacht kaum je nach Hause; so war man ungestört. Klara, erst schüchtern und zurückhaltend, wurde freier und ungezwungener im Verkehr, man sprach allmählich Tyroler Deutsch, und ab und zu sangen sie und der Doktor ein Nationallied, einen Jodler... Das ging so fort, bis Dr. Maas es eines Tages für ratsam, ja für Ehrensache hielt, über seine Person einen gewissen Aufschluß zu geben: er ließ wie von ungefähr eine Photographie auf seinem Schreibtische liegen, das Bild einer jungen Dame. Am anderen Tage lag es noch immer da, am darauffolgenden lehnte es am Tintenfass.

Klara, beim Aufräumen des Zimmers, sah das Bild: ein hochfrisierter, schöner Kopf mit üppigen Lippen und schwärmerischen, weitgeöffneten Augen. Die Mutter erkundigte sich und vernahm den Bescheid: es wäre Ludwigs Schwester, seine, des Doktors lang versprochene Braut.

Von da an zog sich Klara mehr und mehr zurück und schien ihre frühere Unbefangtheit nicht wieder gewinnen zu können. Es war ihr schon peinlich, wenn sie nur einem Besucher des Doktors, einem seiner Kollegen, die Thür öffnen mußte.

An einem Sonntage war Dr. Maas den Vormittag über zu Hause geblieben. Auch Frau Alber hatte heute ihren freien Tag. Sie war spät von der Kirche heimgekommen und beschäftigte sich in der Küche. Als es gegen Mittag ging und der Doktor sein Zimmer noch immer nicht verließ, wagte sie es, anzuklopfen und ihm auf gute Weise in Erinnerung zu bringen, daß es Sonntag wäre und nun höchste Zeit, wenn er die Messe, die letzte, die um 12 Uhr in der St. Stephanskirche gelesen wird, besuchen wolle. Maas gab ihr lachend zur Antwort: Die Messe würde für ihn immer ein wenig später

gelesen... Erst gegen 1 Uhr verließ er die Wohnung.

Die gute Frau war über diese Wahrnehmung betrübt. Sie hatte große Stücke auf den Doktor gehalten; nun mußte sie sehen, daß auch er in Sachen der Religion gleichgültig, daß er — kein „richtiger“ Tyroler mehr war. Sie gab ihrer Betrübniß der Tochter gegenüber lebhaften Ausdruck; aber Klara äußerte nur, das hätte sie längst schon gedacht.

Die Zurückhaltung, deren sich beide Damen von da an bekliffen, hielt indessen nicht lange vor. Ludwig, der zweite Mieter, erkrankte. Er war der einzige Sohn eines wohlhabenden Gasthofbesizers, vom Hause aus verwöhnt und ohne Grundsätze; hier in Wien war er in lockere Kameradschaft geraten, überließ sich bald einem wilden Kneipleben und Ausschweifungen jeder Art. Alle freundschaftlichen Mahnungen seines Zukunftschwagers waren ebenso erfolglos wie dessen ärztliche Warnungen. Es kam endlich dahin, daß den jungen Mann ein typhöses Fieber ergriff. Und die Krankheit, kaum zurückgedrängt, trat aufs neue in bedrohlicher Weise auf und machte so beängstigende Fortschritte, daß der Doktor endlich seine Eltern benachrichtete. Diese wünschten, daß ihr Sohn sogleich nach Hause überführt werde, aber Maas konnte nicht beistimmen. Er hielt es für geraten, den Kranken in ein Spital zu bringen. Da plötzlich, völlig unerwartet, erschien Ludwigs Schwester, Fräulein Hedwig, in Wien; sie wollte den kranken Bruder betreuen!

Der Doktor, nicht sonderlich angenehm überrascht, weil er seiner Braut die Eignung zur Krankenpflegerin so gar nicht zutraute, fügte sich notgedrungen, überließ Hedwig sein Zimmer und lo-

gierte selber im Spitale, im Zimmer eines Kollegen. Da nahmen sich denn jetzt Frau Alber und ihre Tochter der Braut des Doktors und ihres kranken Bruders mit warmer Theilnahme und fast übertriebener Aufmerksamkeit an. Vollends am Krankenbette sah sich Hedwig aller Mühe enthoben und sie fügte sich darein, sehr willig und gerne.

Denn nach dem schönen Wien hatte sich Fräulein Hedwig längst gesehnt. Sie kannte es aus den Schilderungen der Wiener Gäste, die jährlich im Hotel ihres Vaters logierten, besonders zweier Fräulein von Koloschinsk, Schwestern eines jungen Bankbeamten, mit denen sie sich im letzten Sommer befreundet hatte. Man nahm sie dort mit lärmender Freundschaft auf und wollte reichlich jeden Tag dafür sorgen, daß zu langer Aufenthalt in der Luft der Krankenstube dem tyrolischen Fräulein nicht übel bekam; für nächsten Sonntag wurde eine Partie nach dem Rahlenberge vereinbart.

Hedwig erzählte davon ihrem Bräutigam; dieser, der ihre Freundinnen, die geschwägigen Puppen, ohnehin nicht ausstehen mochte, erwiderte kein Wort. Als der Kranke auf Augenblicke entschlummerte, führte er sie ins Nebenzimmer und theilte ihr seine schweren Besorgnisse bezüglich Ludwigs mit. Er empfahl sogar, ihm die Sterbesakramente reichen zu lassen, was dem Kranken ja nicht schaden, im Gegentheile ihn vielleicht beruhigen könne und den Eltern etwa ein Trost sein würde. Da erklärte aber Hedwig die Befürchtungen des Arztes für übertrieben und benahm sich so hochfahrend und schrullenhaft, daß der Doktor endlich für gut fand, ihr heute aus dem Wege zu gehen.

Am Sonntage, für welchen die Partie auf den Rahlenberg in Aussicht genommen war, erregte Ludwigs Befinden so schwere Bedenken, daß der Doktor noch einmal in Hedwig drang, den Ausflug

zu verschieben. Umsonst. In ihrer schönsten Toilette fuhr sie mit den Geschwistern von Koloschinsky nach dem Kahlenberge und unterhielt sich. Abends, als sie nach Hause kam, traf sie den Bruder im Delirium.

Jetzt ihr Entsetzen! Und eine plötzliche Angst vor Ansteckung, die nicht zu bannen war. Noch in derselben Nacht übersiedelte sie zu den Schwestern des Bankbeamten und blieb dortselbst, bis Ludwig, den abwechselnd mit dem Doktor Frau Alber und ihre Tochter pflegten, nach wenigen Tagen verschieden war.

Nun gab es einen verzweifelten Ausbruch des Schmerzes, der Hedwig unfähig machte, das weitere zu besorgen; alles ruhte nur auf den Schultern des Doktors. Maas atmete völlig auf, als Hedwig Wien endlich verließ. Auf dem Bahnhofe, wohin er sie begleitete, nahm auch die Familie von Koloschinsky rührselig Abschied.

Frau Alber und ihre Tochter hatten sich während jener Katastrophe so überaus liebevoll und opfermütig benommen, daß der Doktor es nicht über sich brachte, die Wohnung zu kündigen, die für ihn allein zu groß, für seine bescheidenen Verhältnisse zu kostspielig war; die gute Frau würde es allzu bitter empfunden haben. Er blieb denn also, zog sich jedoch mehr noch als früher zurück. Seine Stellung als Assistent an der Augenklinik nahm ihn stark in Anspruch; dazu kam, daß er nun über Hals und Kopf an der Fertigstellung einer Abhandlung arbeitete, die ihm zur Erreichung der Dozentur dienen sollte. Seine Quartiergeber fanden selten noch Gelegenheit, mit ihm ein Wort zu wechseln; geschah es ja, so ward gewiß vermieden, seiner Braut auch nur entfernt Erwähnung zu tun.

Da trat unerwartet die Wendung ein: Maas hatte die Entdeckung gemacht, daß er um sein Lebensziel, das er sich gesteckt hatte, betrogen sei; er sah ein, daß er in Wien nichts mehr zu suchen habe, und beschloß, nach Tyrol zu ziehen, um sich dort der Praxis zu widmen.

Für den letzten Abend, den er in Wien verbrachte, bat ihn Frau Alber zu Gast. Sie wollte noch einmal mit ihm „tyrolerisch“ reden, noch einmal ihm, „ihrem einzigen Freunde in Wien“, danken für alle seine Rücksicht und Freundlichkeit...

Die gute Frau war in letzter Zeit oft kränklich, sah blaß und sorgenvoll vor sich hin. Heute war sie beredt, unruhig und wehmütig gestimmt. Sie verlangte, noch einmal das „Lied der Auswanderer“ zu hören, das Lied vom Land Tyrol mit der schönen, ergreifenden Melodie, zu der ihr seliger Gatte einen anderen Text gedichtet hatte; denn der gewohnte ärgerte ihn, er wäre sinnlos. Frau Alber brachte den Text und gab ihrer Tochter die Gitarre in die Hand. Ungerne, nur aus Gehorsam ließ sich Alara herbei, das Lied zu begleiten, es mitzusingen. Sie war heute wieder so wortkarg.

Der Doktor begann:

Einmal noch im trauten Kreise
Nehm ich die Gittarr' zur Hand,
Singe nach Tyroler Weise,
Sing' das Lied vom Vaterland.

Und die Mädchenstimme fiel ein:

O Land Tyrol, mein einzig Glück,
Dir sei geweiht mein letzter Blick!

Morgen schon um diese Stunde
Bin ich, o wie weit, von hier,
Wo kein Berg mehr in der Runde
Und die Menschen nicht wie wir.

O Land Tyrol, mein einzig Glück,
Dir sei geweiht mein letzter Blick!

Sehnend werd' ich heimwärts denken
Nach der Berge Abendglut,
In Gedanken mich versenken
An die Freunde treu und gut.
O Land Tyrol, mein einzig Glück,
Dir sei geweiht mein letzter Blick!

Lebet wohl denn, meine Lieben,
Gott behüte Berg und Thal!
Eine Hoffnung ist geblieben:
Wiederseh'n wir uns einmal.
O Land Tyrol, mein einzig Glück,
Dir sei geweiht mein letzter Blick!

Frau Alber weinte während des Liedes still vor sich hin. Die Erinnerung an entschwendenes Glück, an ihren früh verlorenen Gatten, die trübe Aussicht in eine dunkle Zukunft hatten sie überwältigt. Sie achtete wenig des Gesanges. Ihr entging es, wie Dr. Maas heute so gar nicht bei Stimmung schien, während Klara allmählich mit fester Stimme und zuletzt wie mit einem Anfluge von Trost den Kehrreim mitsang. Sie war, obwohl ihr Auge sich nie erhob, innerlichst bewegt. Als der letzte Ton verklungen, stand sie auf und hing die Gitarre an die Wand. Kein weiteres Lied ward mehr gesungen.

Frau Alber brachte das Gespräch in Fluß, indem sie den Doktor beglückwünschte, daß er nun für immer in die Heimat zurückkehren dürfe. Er werde seine ärztliche Praxis wohl auf dem Lande ausüben, unter den guten, noch so unverborgenen Leuten? . . . Dr. Maas erwiderte ausweichend: das hänge nicht von ihm allein ab. Vielleicht in Meran — als Augenarzt ließe sich versuchen; aber es gehöre viel dazu, dort aufzukommen. Zum Landarzt passe er nicht. Da müßte man auch eine andere Überzeugung haben, als die seine, die er sich gebildet . . .

„Da mögen Sie wohl recht haben, Herr Doktor,“ warf plötzlich Klara ein, „die Gleichheit der

Gefinnung würde unser Tyroler Volk gerade an einem Arzte schwer vermissen. Das müßte ja fast so sein, wie wenn eine Frau sich binden sollte an einen andersdenkenden Mann, dem das gleichgültig oder gar widerwärtig wäre, was ihr das Heiligste ist. O niemals, niemals!“ ...

Frau Alber sah auf. So hatte sie ihre Alara, das sanfte, bescheidene Mädchen, noch nie erfahren! So — unüberlegt! Und mit so herausfordernder Entschiedenheit, wie sie das gesagt hatte! ... Auch Dr. Maas war in Verlegenheit gebracht; er erhob sich bald und verließ die Damen.

Am frühen Morgen des nächsten Tages reiste er ab. Frau Alber war ihm noch behilflich in allem und schien seinen Abschied schwer zu empfinden. Alara war nicht zu Hause. Sie hatte sich früher als sonst in die Kirche begeben und zum Markte; die Mutter mußte sie entschuldigen.

Aber während Dr. Maas im schwer besackten Einspanner zur Westbahn fuhr, kniete das Mädchen in der Kirche Maria-Treu und betete — für ihn. Ja, jetzt durfte sie an ihn denken, da sie ihn wohl ihr Lebenlang nicht wiedersehen wird. Jetzt konnte sie beten, daß Gott ihm alles Gute an Seele und Leib gewähren möge, daß sie ihm alles so vom Herzen gönnte, und — daß er ihn zurückführe zu seinem Volke. Sie betete dann für die Mutter, die ihr seit langem Sorge machte — o Gott, was soll aus ihr werden, wenn die Mutter stürbe! ... Wieder zogen sie ihre Gedanken zu Dr. Maas, der jetzt sein Heim finden wird! Dabei dachte sie an Hedwig, und dieser Gedanke hatte etwas Peinliches, Beunruhigendes für sie.

Als sie endlich aufstand und die Kirche verließ, wurde sie von einer Bettlerin angesprochen. Sie reichte ihr ein Almosen, größer als es in ihrer

Gewohnheit und nach ihren Verhältnissen war. „Beten Sie für mich,“ flüsterte Klara und heisse Tränen schossen ihr ins Auge. Sie kam sich ärmer vor als diese Bettlerin. Und als sie die Kirche verlassen hatte und nun dem Markte zuschritt und sich in der lauten, hastenden Menge verlor, da fühlte sie sich so einsam, so verlassen, o so fremd in der Großstadt! Wie von Heimweh getrieben, eilte sie nach Hause und schloß mit beiden Armen ihre Mutter an sich: „Mutterl, mein Einziges!...“

Zweites Kapitel.

Dr. Maas in Tyrol.

Fünf Monate sind verstrichen. In dem Eisenbahnzuge, der nachmittags von Innsbruck nach dem Arlberg abgeht, treffen wir unsern Dr. Konrad Maas. Ihm gegenüber hatte ein schwarzer, pustender Landpfarrer Platz genommen.

Die beiden waren einander nicht vorgestellt, aber der Geistliche wußte oder erriet es, wen er vor sich hatte. Der Zug war kaum im Rollen, so rückte er an ihn heran: „Mit Verlaub! Gelten Sie, Sie sind der neue Herr Doktor? Sie werden jetzt wohl ganz bei uns bleiben, nit? ... G'fällt's Ihnen nit in Zösdorf? Wär' wohl ein nett's Plätzl das! ... Halt um die Stadt wird's Ihnen leid tun, weiß man wohl“ ...

Der Doktor war nicht eben erbaut, so vor den Mitreisenden — es waren allerlei Leute im Coupé — ausgeforscht zu werden. Er erwiderte kurz, verneinend. Aber der Geistliche ließ in seiner gutmütigen Zudringlichkeit nicht nach; er mußte wissen, was den Doktor heute nach Innsbruck geführt habe.

Instrumente zum Zahnreißen hab' er sich gekauft, lautete endlich die begehrte Auskunft. Das befriedigte; Zahnweh ist ein häufiges Übel, und wenn ein Arzt dagegen nichts mehr vermöchte!... „Aber nachher müssen Sie wohl noch recht ein junger Doktor sein; die Zahnreißzange, möcht' man meinen, wär's erste, was sich einer eintut!“

Der Gefragte mußte reden, es half ihm nichts. Also: promoviert sei er seit länger als fünf Jahren, aber die lange Zeit her sei er in Wien Hospitant im Allgemeinen Krankenhause, dann Assistent an der Augenklinik gewesen, erst in diesem Frühjahr habe er sich in Meran als Spezialist für Augenranke niedergelassen. Jetzt im Hochsommer wolle er einige Wochen in Bösdorf zubringen, zu seiner Erholung, bei dem ihm befreundeten und verwandten Postmeister; wenn er dort praktiziere, geschehe es lediglich aus Gefälligkeit.

„Ja, ja, das hab' ich g'hört, daß Sie beim Mathies abg'stiegen sind. Vorgestern, nit, sind Sie kommen? Aber aufhalten wollen Sie sich nit bei uns? ... Ah wohl, das wird sich schon noch geben! Wär' uns wohl allen recht!“

Es stellte sich allmählich heraus, der Geistliche war der neue Pfarrer in Bösdorf, auch erst seit einigen Tagen dort installiert, übrigens mit den Verhältnissen der Gemeinde wohl vertraut, da er sie aus seiner dereinstigen Dienstzeit als Kooperator kannte.

„Und jetzt haben Sie also schon eine Praxis gekriegt?“ — Einen Zahn zum Ausreißen!

„Um ja, ein Anfang muß sein... Ihr Herr Vater selig ist ja auch einmal ein Zahrl oder so was in Bösdorf gewesen, nicht? Und hat, glaub' ich, g'heiratet dort?“ ...

Dem Doktor wurde diese Art endlich un bequem. Sein zweites Gegenüber, eine alte Person

mit einem Dutzend Päckchen auf dem Schoße und um sich herum — offenbar die Häuserin des Kuraten — sah ihm fortwährend starr ins Gesicht, und zu seiner Rechten sungen ein paar Bauerzleute an, die Verhältnisse von Bösdorf zu erörtern: das nun seit Jahren eines Arztes entbehre und denselben doch gerade im Sommer, wo so viele Fremde dahin kommen, dringend bedürfe; im Winter sei der Posten allerdings beschwerlich, aber ein junger, kräftiger Herr könnte das wohl leisten, nur verwöhnt seien eben die meisten...

Da zog der Doktor eine Zeitung hervor und vertiefte sich in dieselbe; der Geistliche, etwas verstimmt, griff zum Breviere.

In einer der nächsten Stationen stieg ein Fremder in den Wagen, ein hochgewachsener Mann mit scharf geschnittenem Gesicht und kurzem, struppigem, schwarzem Schnurrbart, der für sich und sein Gepäck viel Platz benötigte und diesen ohne alle Umstände mit einem trockenen „Bitte“ in Besitz nahm. Die Leute sahen ihm verwundert zu, er kümmerte sich nicht im geringsten um seine lieben Mitreisenden, sondern zündete eine Zigarre an und sah zum Fenster hinaus.

Ganz überrascht von der Erscheinung des Fremden war unser Doktor. Bei seinem Eintritte hatte er sich halb erhoben, war im Begriffe gewesen, ihn als alten Bekannten zu begrüßen, aber dieser beachtete ihn nicht; wie, oder wollte er ihn nicht beachten? ... Der Doktor setzte sich und sah aufs neue hinüber, der Fremde blickte nach der hohen Munde. Aber er war es doch, für den er ihn hielt, ganz bestimmt war er es! Medicinæ Doktor O'Keilly, der Amerikaner, mit dem er in Wien näher bekannt geworden war! Er mußte ihn ansprechen, es drängte ihn; — aber eine Begrüßungsszene vor dieser Gesellschaft, je herzlicher sie war,

um so unangenehmer . . . Und warum hatte der andere ihn nicht bemerkt?

Unser Doktor blickte wie versthohlen nach dem Fahrgaste, der unbeweglich am offenen Fenster lag. Nein, er mußte ihn ansprechen! Wieder wollte er sich erheben, wieder unterließ er es. Über eine Weile sagte er sich, daß es nun auch nicht mehr der Mühe wert sei, die nächste Haltestelle ist die Station für Bösdorf; lehnte also zum andern Fenster hinaus und wollte nun weder sehen noch gesehen werden.

Da wandte sich der Amerikaner; ein Blick auf die Insassen des Wagens, und er sprang auf: „Doktor Maas! . . . Sie haben mich nicht erkannt!?“ — Der Doktor schämte sich seiner Zaghaftigkeit, seiner Unbeholfenheit.

Woher es ginge und wohin?

„Nach Bösdorf!“

„Um da zu bleiben?“

„Einige Wochen.“

„O, ich komme mit! Ich wollte bis Landed fahren, aber ich habe keinen genauen Plan. Gefällt's mir in Bösdorf, will ich mich Ihrer Gesellschaft freuen.“

Der Amerikaner sah nach seinem Gepäck, der Zug hielt, und die beiden Freunde bestiegen einen Wagen, der sie nach Bösdorf bringen sollte. Es war das einzige Gefährte, das an der Station stand.

Der geistliche Herr, der mit seiner Wirtschafterin ebenfalls den Zug verlassen hatte, war an Dr. Maas herantreten, wie um sich zu verabschieden; in Wahrheit weil er wünschte, daß dieser ihn einlade, mitzufahren. Der Wagen hatte vier Sitze, wie bequem konnte er da mit seiner schwer bepackten Häuferin Platz finden; und gute Gesellschaft obendrein! Aber Dr. Maas bemerkte den Geistlichen gar nicht, so völlig nahm ihn der wiedergefundene Freund in Anspruch.

Als der Wagen davonfuhr, sah ihm der Pfarrer verstimmt nach, und die Häuserin begleitete das Gefährte mit Äußerungen des hellen Unwillens.

* * *

*

Im Postwirthshause in Bösdorf rüstete man zur Saison. Tischler, Anstreicher, Tapezierer beeiferten sich, das Haus zur Aufnahme von Gästen instand zu setzen; der Wirt fuhr jede Woche ein- und zweimal nach Innsbruck, um Möbel, Wäsche und Mundvorräte aller Art zu beschaffen; die weiblichen Diensthoten, größtenteils eine altgediente Garde, lüfteten die Betten und musterten die Schränke. Von Gästen aber war zurzeit — in den letzten Tagen des Monats Juni — nicht viel zu sehen. Ab und zu ein paar zahme Touristen, eine Gesellschaft von Radfahrern, die über Mittag oder Nacht anhielten; das war alles. Nur erst vorgestern war eine norddeutsche Dame mit ihrer Bofe angekommen; sie trug sich als Gräfin Redow, Witwe eines preussischen Oberstleutnants, ins Fremdenbuch ein, nahm drei der schönsten und bestgelegenen Zimmer und äußerte die Absicht, den ganzen Sommer hier zu bleiben; — „natürlich wenn es uns hier gefallen wird“, beeilte sich die Bofe hinzuzusetzen.

In dieser Zeit erregte die Ankunft eines Gefährtes schon einige Aufmerksamkeit. Als die beiden Freunde vor dem Posthause hielten, erschien der Wirt, um mit gemessener Freundlichkeit zu grüßen, und die rotbackige, immer lächelnde Kellnerin nahm sehr vergnügt das Handgepäck des Amerikaners in Empfang.

„O gar zu Zweit heut, Herr Doktor?“ sagte der Wirt. Maas stellte ihm seinen Freund vor. „Ist recht, freut mich,“ war die Antwort, die in überlautem Tone gesprochen wurde; „müssen halt sehen,

ob's Ihnen g'fällt da bei uns! Platz haben wir einmal genug, z'essen und z'trinken werden Sie schon auch was kriegen. Cholerisch geht's halt her bei uns, wissen Sie wohl!"

Er schüttelte dem Amerikaner die Rechte so kräftig und vertraulich, daß dieser sich eines Lächelns nicht erwehren konnte. Er besah sich den Mann; ein angehender Sechziger, stark gebaut, von mäßiger Beleihtheit, ein regelmäßiges, gerötetes Gesicht mit großen, etwas vorquellenden Augen und einem starken, nur wenig ergrauten Wollbart — ungefähr so hatte sich der Amerikaner die Erscheinung des berühmten Sandwirtes vorgestellt.

Man war ins Haus getreten, in das schön getäfelte „Herrenstübchen“. Maas bestellte den Abendtisch für sich und seinen Freund, den er eindringlich bat, heute wenigstens sein Gast zu sein. Es saß sich recht behaglich an dem runden eichenen Tisch in dem geräumigen, efeuuzogenen Erker. Nach dem Essen gesellte sich auch der Wirt zu ihnen; dieser hielt sich für verpflichtet dazu, denn Dr. Maas war sein Gast und Freund, ein weitsichtiger Verwandter obendrein, daher der Freund des Doktors auch der seinige. Und in kurzem war man sich nahegerückt und jeder dem andern hinlänglich bekannt.

Dr. Maas hatte als Assistent an der Augenklinik zu Wien im letzten Wintersemester einen Separatkurs mit praktischen Übungen gegeben, hauptsächlich für außerordentliche Hörer; O'Neill, der sich daheim in Milwaukee bereits eine ansehnliche Praxis erworben hatte und nur zu weiterer Ausbildung nach Europa gekommen war, belegte in Wien auch jenen Kurs für Augenheilkunde. Da es aber mit seiner Kenntnis des Deutschen damals noch etwas übel bestellt war, benötigte er zuweilen einer Nachhilfe, die er sich dann nach der Vorlesung sehr ungeniert vom Dozenten erbat. Maas ver-

stand so viel Englisch, um in seinem Fache den Dolmetsch zu machen, und benutzte gern die Gelegenheit, sich im Englischen weiter auszubilden. So fand man es bald gegenseitig für vorteilhaft, sich näher aneinander zu schließen. Die beiden Ärzte speisten zusammen im „Riedhof“, besuchten gemeinsam das Café, nahmen nicht selten bald auf der Stube des einen, bald auf der des anderen den Tee. Aus der Bekanntschaft wurde nach und nach eine, wenn auch nicht tiefer gehende, Freundschaft.

„Ich bin aber erstaunt, Sie hier zu sehen,“ sagte der Amerikaner.

„Ich hatte es versucht, mich in Meran zu etablieren —“

„O, Sie sind nicht mehr in Wien? Sie haben der akademischen Laufbahn entsagt? Warum?“

Dr. Maas zögerte. „Allerlei Umstände... Haben Sie einen gewissen Gradener gekannt?“

„Doch. Ich erinnere mich; er war mit mir auf der Klinik. Ein etwas zudringlicher Herr. Der Mann hat Sie hinausgebissen, was?“

„Wie man es nennen will — ein andermal davon!“

Jetzt mengte sich der Wirt ins Gespräch. „Da haben höchstens wir Bösdorfer den Vorteil,“ sagte er; „ohne das wär' der Doktor heut nicht bei uns. Und hoffentlich bleibt er uns; wir können ihn herlassen nit.“

Maas machte eine ablehnende Gebärde. Der Wirt sagte etwas verdrossen: „Ja, mein Herr Vetter, wenn man's nicht ein bißl besser wüßtl! G'fallen tät's Ihnen ganz gut da in Bösdorf, g'rad die Wahl haben Sie nicht. Aber das sag' ich schon: wenn Sie Ihnen jetzt schon so dreinkommandieren lassen, was wird's erst nachher abgeben? Ich bin wohl nur ein Junggesell, aber das kann ich Ihnen prophezeien: so werden Sie einmal der reinste Pantoffelheld!“

Eine Pause entstand. „O ich habe das Mädchen für sehr verständig gehalten,“ sagte jetzt der Amerikaner.

Maas war betroffen. „Sie sind auf falscher Fährte,“ gab er halblaut zurück.

„Was?“ lachte der Wirt; „hat er etwa in Wien drunten eine, in der Reserv'? W i s s e n Sie was?“

„Es ist doch das schöne Mädchen, wie hieß sie nur? Fräulein Alara, nicht wahr? . . . Na, wo Sie im Quartier gewesen!“

Maas verwahrte sich entschieden dagegen und wurde dabei rot über und über.

„Laß gut sein, Mathies!“ sagte er ungeduldig und wandte sich, um das Gespräch abzulenken, an O'Neill: „Sie wundern sich wohl, mich vom Postmeister mit Sie angesprochen zu hören, während ich du zu ihm sage? Und wir sind Bettersleute, müssen Sie wissen! Aber seit ich einmal ein paar Jahre nicht in Bösdorf war, und dann als Universae medicinae doctor wiederkam, tut er's um keinen Preis mehr anders.“

„Ist ganz recht so,“ meinte der Wirt; „mir taugt's so; ein Unterschied soll nur sein unter den Leuten.“ —

Jetzt trat die Kellnerin ein: „Herr Doktor,“ meldete die lächelnde Kathi, „die Frau Gräfin läßt bitten; beim Kammermadl fehlt's, bei der Jeannett.“

Maas, im Grunde froh, aus dem Gespräche zu kommen, erhob sich. „Schon wieder!“ sagte er. „Aber ich werde bald zurück sein, die Sache hat nichts auf sich.“

Der Arzt verließ seine Freunde, und der Postmeister glaubte nun, Auskunft geben zu müssen, um wen es sich in ihrem Gespräche eigentlich handelte: keineswegs um eine Wienerin, sondern merkwürdigerweise um eine Tyrolerin, ein Mädchen

vom Lande: „Hedwig heißt sie: wär' sonst aus einem guten Haus, von reichen Leuten, aber der Doktor, mein' ich immer, macht nicht sein Glück damit. Was ist jetzt das: will sie ihm da befehlen, daß er nicht in Bösdorf bleibt, das für ihn wie geschaffen wär'; auch nicht einmal in Meran ist's ihr recht, na g'rad außer's Land, in die Großstadt will sie, nach Wien abi!*... Der Doktor, meint' ich, sollt' sich nicht scheeren um sie, nachgehen wird sie ihm müssen, nicht er ihr. Und wenn sie ein' Gemeindearzt von Bösdorf nicht mag, soll sie sich halt um ein' andern umschauen. Unser Doktorle würd' schon auch noch eine kriegen und leicht eine bessere, sag' ich... In Wien drunten hätten Sie eine g'sehen für ihn? Ah ja, wenn's ein brav's christliches Mädle wär' — halt freilich ein ander's Gafele würd's nachher haben...“

Die Unterhaltung schien nicht ganz nach dem Geschmacke des Amerikaners, er lenkte das Gespräch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse von Tyrol. Auf der Rückreise nach Milwaukee wolle er sich in Tyrol ein wenig umsehen, das ihn immer sehr interessierte; er glaube auch, daß es für Amerikaner da manches zu lernen gebe.

„Ah, das wohl nicht,“ meinte der Wirt. „Sie werden halt wohl überall voraus sein, wie man so liest.“

„V o r a u s, ja; fragt sich nur, ob auf- oder abwärts.“

„Ja, so meinen Sie's? Nu, da wär' das Voraussein freilich nicht immer ein Glück!“

Nicht wenige Amerikaner, erklärte O'Neill, hielten mehr und mehr eine teilweise Umkehr zu den bei ihnen im allgemeinen übel angeschriebenen Verhältnissen des „alternden“ Europa für er-

* Abi, auf, eini u. s. w. für hinab, hinauf, hinein u. s. w.

Wrieklich. „Wollen Sie ein Beispiel? Ich kenne keinen Hotelier in Wisconsin, der Sie, Herr Wirt, nicht um Ihre Verhältnisse beneiden müßte.“

„Ja, wie denn das?“

„Wie das? Sie sind, wie mir Dr. Maas auf dem Herweg erzählte, nicht ausschließlich auf Ihre Gäste angewiesen.“

„Ah, wär' nicht schlecht! Ja, das wär' nicht schlecht! Was hätt' denn ich tan vor dreißig und mehr Jahren, wie noch sozusagen kein einziger Fremder in Bösdorf war? Wir Wirt' in Throl, heißt das die alten Wirt', sind wohl alle zuerst Bauern, und die Bauerschaft geht uns alleweil noch vor der Wirtschaft!“

„Wohl, und Sie sind auf diese Weise weniger berührt von den Schwankungen des Fremdenverkehrs, Sie haben ihre Kapitalien nicht auf einem einzigen Unternehmen liegen und stehen um so gesicherter da; abgesehen davon, daß der Bauer in Ihrer Person aus der Wirtschaft und der Wirt aus der Bauerschaft Nutzen zieht.“

„Daselb' ist richtig. Ja mein, wenn man alles so kaufen müßt', Milch und Butter — ja und die Pferd', was tät' ich denn mit den Pferden? Die könnt' ich im Winter überhaupt nicht halten, wenn sie nicht für die Wirtschaft zu brauchen wären!... Und das gibt's bei Ihnen nicht, sagen Sie?“ ...

D'Keilly erklärte ihm, der Amerikaner wirtschaftete nach Art des Fabriksbetriebes; der Landwirt baut Rüben oder Flachs oder Weizen, betreibt die Viehzucht oder den Obstbau, gewöhnlich nur das eine oder das andere. Erst in neuerer Zeit fange man an, darauf hinzuwirken, Bauerschaften mit allseitiger Pflege des Bodens und voller Ausnützung des Ertrages zu gründen, nach dem Muster der europäischen, besonders in den Alpenländern üblichen Bodenkultur. „Und das empfiehlt

sich nicht allein vom ökonomischen Standpunkte, weil, wenn zufällig der Flachs oder die Rübe mißrät, der Flachs- oder Rübenbauer um allen Verdienst gebracht ist, sondern auch aus dem Grunde, weil Ihre Art, den Boden zu bebauen und auszunützen, den Landwirt nach allen Seiten beschäftigt, Geist und Energie beilweitem mehr in Anspruch nehmen, ihn für seine Arbeit zehnfach intereffiert und vor Verdumpfung und brutaler Genußsucht behütet.“ Mehr dergleichen erzählte Dr. D’Reilly.

Unserem Postmeister waren die Dinge neu und einleuchtend, so daß er mit gespannter Aufmerksamkeit hinhorchte und sich vornahm, die Gesellschaft des Amerikaners öfters aufzusuchen, wie ihm denn auch die schlichte, nüchterne Art seines Gastes behagte.

„Sehen Sie wohl,“ meinte er treuherzig, „an solche Sachen denkt unsereins ja nicht. Und es hätt’ aber wirklich sein Gutes, wenn man anderer Leut’ Wesen auch kennen lernet’; g’rad wie oft kann man sich da ein’ Spiegel nehmen, wie gut man’s hat, oder auch umgekehrt, wie man sich’s besser machen könnt’!“ —

Dr. Maas betrat wieder das Stübchen. „Die Sache kann heiter werden,“ sagte er zu D’Reilly. „Ein Fall allergewöhnlichster Hysterie; ich hab’ mir aber heute damit geholfen, daß ich von dem berühmten Arzte aus Milwaukee sprach, der diesen Abend hier angekommen sei — natürlich erwartet sie nun das Heil von Ihnen! Gleich morgen sind Sie zum Konsilium gebeten. — Du lieber Himmel,“ setzte er, zum Wirt gewendet, bei, „die Gräfin ist ja gescheit genug, aber sie kann und will der aufgeregten Person keinen Wunsch abschlagen, ist sogar froh, ihr einen erfüllen zu können.“

„Herr Wetter, wir zwei haben uns derweil besser unterhalten als Sie mit Ihren Frauenzim-

mern," meinte der Wirt. „Der Herr da, dem könnt' ich zuhören den ganzen Abend! — Ein Bier-tele, meine Herren, trinken Sie wohl noch? Es ist noch nicht so spät — na, weißt, was, Kathl, ein' Liter bringst und das ein' Traminer! Den freidest mir an!“

Der Amerikaner wußte nicht, wie ihm geschah: ein Wirt, der seine Gäste aushält! Das hatte er nur noch vom Schlaraffenlande gehört.

Als der Postmeister seine erstaunte, halb un-schlüssige Miene sah, sagte er treuherzig, indem er ihm seine schwielige Hand auf das Knie legte: „Tun Sie's nicht ungütig nehmen, Herr Doktor! Wissen Sie, mit Ihnen ist mir g'rad, wie wenn ich lang' schon bekannt wär'! Sie haben wohl so ein bißl ein fremd's G'schau, aber wenn man Sie näher ansieht, kommen Sie einem völlig bekannt vor!“

O'Reilly lächelte: „Mag sein, daß ich so was an mir trage. Meine Mutter war nämlich von tyrolischer Herkunft; erinnere ich mich recht (Denn meine Erinnerung an sie bricht in frühester Kindheit ab), so war sie aus dem Oberinntale. Es hängt damit wohl auch,“ erklärte er seinem Freunde Maas, „meine Reise ins Oberinntal zusammen.“

„Ja so, ja so, ja jetzt haben wir's! Also ein halber Landsmann?“ sagte der Wirt.

„Ist Ihnen der Name Rahnler bekannt?“ fragte O'Reilly.

„Rahnler? Nein, so kenn' ich keine Familie — Kathl, nicht die Gläser, die schön g'schliffenen bringst! . . . Sonst aber freilich wären Oberländer, die nach Amerika ausg'wandert sind, g'nug, kenn' ich selber etliche!“

Der Traminer ward aufgetragen. Kathl füllte die schön geschliffenen Gläser, und die beiden Tyroler stießen mit ihrem Freunde aus Amerika an.

„Und also ein Extra's noch auf Ihr' Frau Mutter!“ sagte der Wirt.

„Well, ihr Ungedenken!“

* * *

*

Am Morgen des andern Tages fand das Consilium der beiden Ärzte statt. Die Jose hatte erklärt, das Bett nicht verlassen zu können, sie schien kränker als je. Erst mit halbgebrochener Stimme, dann immer lebhafter und geläufiger schilderte das ältliche Fräulein ihre Leiden, wie dieselben ihren Anfang genommen auf dieser Reise und sich von Tag zu Tag bis zur Unerträglichkeit gesteigert hätten.

Die Doktoren mußten sich den Anschein geben, den Fall sehr ernst zu nehmen, sprachen in lateinischen Ausdrücken zusammen und verließen die Kranke mit dem Bescheide: vorläufig im Bette bleiben, Holundertee trinken und strengste Diät beobachten, „denn,“ flüsterte O'Reilly seinem Kollegen im Weggehen zu, „aus dem Bette muß sie heraus!“

Die Gräfin erwartete die Ärzte in ihrem Salon und bat, ihr die volle Wahrheit zu sagen. O'Reilly, dem Maas das Wort überließ, sah sich erst die Dame ein wenig an. „Frau Gräfin, Sie vertragen die Wahrheit!... Die Krankheit Ihrer Jose hat nichts zu bedeuten. Sie leidet an Hysterie und will augenblicklich nicht gesund sein. Können Sie uns den Grund davon nennen?“

„Jeannette fühlt sich in Tyrol nicht behaglich; sie sehnt sich nach Hause.“

„Dann heißt mein Rezept: Fahrkarte für den Gilzug von Tyrol nach“ —?

„Nach Stettin,“ sagte die Gräfin lächelnd. „Aber,“ fuhr sie nach einigem Besinnen fort, „gibt es denn keine billigere Kur, Herr Doktor? Denn

mich persönlich kostet dieses Rezept ein schweres Opfer: ich müßte darauf verzichten, den Sommer in Throl zu verbringen, worauf ich mich seit Jahren gefreut habe."

"Frau Gräfin halten dafür, daß Jeannette die Reise nicht allein unternehmen könnte? Vom ärztlichen Standpunkte steht kein Bedenken dagegen."

"Nein, reisen möchte sie wohl allein, ich will ihr auch jede mögliche Bequemlichkeit verschaffen; aber ich selbst kann doch nicht ohne Bedienung und ohne Begleitung sein. Und woher hier ein Stubenmädchen nehmen? ... Dann ist Jeannette auch seit 20 Jahren in unserer Familie, ein Erbstück für mich; ich kann sie nicht entlassen und, unter diesen Umständen, ebensowenig verlassen."

"Da ist guter Rat teuer," meinte O'Reilly. "Es wäre denn, man versuchte, die Kranke mit ihrem hiesigen Aufenthalte zu versöhnen."

"Das," versetzte lächelnd die Gräfin, "bringen wir alle drei nicht zustande. Die Menschen hierzulande sind ihr nun einmal widerwärtig, die Luft bald zu rauh und bald zu lau und vollends die Bergel! Ich schäme mich für sie: diese herrliche Gebirgswelt ist ihr ein G r e u e l!"

"Versuchen wir's erst noch mit tinctura chinae," sagte O'Reilly zu Maas und erhob sich.

"Sie haben Gile, Herr Doktor? ... Sonst würde ich die Herren gebeten haben, mit mir das Gabelfrühstück zu teilen." Auf der Altane, zu der die offene Flügeltür führte, stand der Tisch, schon gedeckt mit drei Bestecken. Die Gräfin wies darauf hin und sagte: "Wollen Sie mir nicht doch das Vergnügen Ihrer Gesellschaft erweisen?"

Die Ärzte nahmen an, und die Gräfin klingelte. Es wurden Forellen serviert mit Weißwein.

Über den Garten des Posthauses hinweg, zur Rechten eine kräftige Birbelkieser, genoß man

von der Altane den Zauber der Landschaft. Im Silberton des klarsten Sommervormittags lagen die schmucken Häuser, dahinter die reisenden Kornfelder, zu beiden Seiten Fels und Wald und das satte Grün der Gehöfte; im Hintergrunde der leuchtende Gletscher.

Eine Stimmung, friedsam und heiter wie dieser Julimorgen, teilte sich der kleinen Gesellschaft mit; man sprach mit leiserer Stimme, als ob man fürchtete, sich anders den Genuß des herrlichen Bildes zu verderben. Aber eben diese gemeinsame Liebe zur Natur umspann sie, ohne daß sie sich dessen bewußt wurden, mit einem Gefühle von Freundschaft. Die Gräfin war von entzückender Anmut, O'Neill wunderte sich, wie das Alter — denn die Dame mochte an die Sechzig zählen — noch so schön sein konnte. Und doch lagen Spuren überstandener schwerer Leiden auf ihrem Gesichte; oder war es eben dieser Zug von Leiden, der ihre regelmäßigen Züge so verklärte?

Er selbst, der Amerikaner, gewann einen Ausdruck von Milde, als er wie träumend nach den sonnebeglänzten Firnen hinsah; und Dr. Maas, nachdem er seine linkische Schüchternheit überwunden hatte, freute sich der beiden — er wußte nicht recht, warum: weil er glückliche Menschen um sich hatte, oder weil sein Vaterland es war, das jene beglückte...

„O, ist dieses Land so schön,“ sagte die Gräfin. „Wie beneide ich Sie, Dr. Maas, um Ihre Heimat!“

Diese Worte waren so überzeugt gesprochen, daß sie Maas im Innersten berührten; er hatte ganz plötzlich das Gefühl, daß es doch Leichtsinns und eine Torheit wäre, deren er sich schämen müßte, wenn er sein Vaterland, das gottgesegnete, ohne Notwendigkeit verlassen und aufgeben wollte...

Man erhob sich, als die Glocke 11 Uhr läutete, um einen kleinen Spaziergang zu unternehmen. Bei der Table d'hôte, an der erst noch wenige Gäste teilnahmen, saß die Gräfin mit den beiden Ärzten zusammen, und nachmittags führte Dr. Maas seine Freunde in den Obstanger des Wirtes, den sich dieser vorbehalten hatte (für sich und seine Ochsen, wie er zu scherzen pflegte). Es war das eine prächtige Wiese, die sich hinter den Scheunen bis zum Bach hinab ausdehnte; von hier genoß man tal- ein- wie talaußwärts die freieste Aussicht im Dorfe.

Bei dieser Gelegenheit machte die Gräfin nun auch die nähere Bekanntschaft des Wirtes. Er war gerade damit beschäftigt, den Baun auszubessern, und nahm die Eindringlinge nicht unfreundlich auf. Der Gräfin nannte er auf ihr Befragen die Bergspitzen des Tales und flocht dabei mancherlei Schnurren ein. „Der da oben, mit dem grauen Hüt'l auf? Das ist's Sunnkar!... Aber wo jetzt das wüste G'schröf ist, da sei einmal eine Alm g'wesen, die schönste weitum!... Wissen Sie halt, was man sich bei uns da erzählt? Nimmer g'heuer sei's einmal g'wesen wegen der Nörrgelen,* die überall Unruh' und Unordnung g'stiftet hätten; und Harmelen** seien wohl auch g'wesen eine Anzahl, die alleweil eini sind in die Hütten, sonst aber weiter nichts g'macht haben. Jetzt einmal zur Nachtzeit kommt der Senner, ein wilder Kerl, g'rad heim in sein'm schlechten Reichen, und hat mit ein'm bösen Spruch die Harmelen ausg'schafft. Und auf das hin seien sie abzogen allesamt, schön paarweis' vom Berg aber und zum Tal außi — kein Mensch hat sie nimmer g'sehen. Und jetzt haben

* Tückische Kobolde.

** Eine harmlose Wieselart.

die Nörgelen freilich gut Sein g'habt, aber nicht lang, und die Alm ist ein Steinfeld worden! Sehen Sie wohl, wie ein grau's Hü'l liegt's drauf oben."

Die Gräfin hatte einige Mühe, den Dialekt zu verstehen, aber sie fand Gefallen an der Redeweise des Wirtes, und das Plätzchen hier behagte ihr so ausnehmend wohl, daß sie um die Erlaubnis bat, den Anger öfters betreten zu dürfen; als besondere Bergünstigung wurde es ihr gewährt. —

Von da an, auch dann, als sich der Gasthof mehr und mehr mit Fremden füllte, gingen die Gräfin und die beiden Ärzte, ab und zu auch der Postmeister, wie alte Freunde nebeneinander.

Drittes Kapitel.

„Mädchenlaunen.“

Jeannette zog es endlich vor, das Bett zu verlassen. Ihr Appetit hatte sich in so auffallender Weise gesteigert, daß sie nun auch hierin ein Zeichen von Krankheit erblicken wollte; sie dachte an Magenverengung. O'Keilly riet ihr, sich denn nur einmal ordentlich satt zu essen, am besten mit Thyroloer Knödeln; aus der Quantität des Genossenen werde sich alsdann berechnen lassen, ob ihr Magen im normalen Umfange geblieben sei oder nicht.

Im übrigen wirkte die Vereinsamung, in der sie sich die letzte Zeit her befand, besonders günstig auf ihr Befinden. Die Gräfin, sonst gewohnt, immer um sie zu sein, stundenlang an ihrem Bette zu sitzen, überließ sie jetzt auf ärztliches Anraten meist sich selber. Da meinte dann eines Tages die Jose, daß die Gräfin ihrer unmöglich mehr entbehren könne, raffte sich auf und zwang sich sogar ins

Freie. Jetzt besserte sich ihr Aussehen von Tag zu Tag; sie schlief und aß und arbeitete und schwieg sogar gewöhnlich von ihren Leiden. Nur befragt durfte sie nicht werden, sonst war sie dieselbe Kranke, bedauernswerte Jeannette, die, wenn es länger so fort geht, dem gewissen Siechtum anheimfallen wird.

Die Gräfin sah wohl ein, daß sie früher oder später eine Entscheidung treffen müsse; vorläufig jedoch drängte es nicht, und die Herrin freute sich des eingetretenen Waffenstillstandes. Eine ganze Woche verging so.

Als im Posthause mehr Gäste eintrafen, suchte sich die Gräfin ein abgelegenes Plätzchen aus, wo sie ungestört im Freien sitzen, sich mit Lektüre und Handarbeit beschäftigen konnte. Ihre Wahl fiel auf den Obstanger; hier war es so schön und so frei, man war abgeschieden von den Gästen. Die Gräfin beriet mit O'Neill und trug dann dem Wirte ihren Wunsch vor, sich neben dem großen Birnbaum, in der Nähe des Brunnens, eine Art Blockhaus erbauen zu dürfen; ob er etwas dagegen habe?

„Ich, Frau Gräfin? Ich nicht,“ war die Antwort, „meine Ochsen höchstens; und die haben nichts d'reinzureden in mein'm Haushalt.“

Die Zimmerleute kamen, O'Neill gab den Plan an und half und schaffte wacker mit; in drei Tagen stand das Sommerhaus fertig. Die Gräfin war hocherfreut. „Ach, ich könnte mich entschließen, hier zu bleiben mein Lebenlang! Wie wollen wir's nennen?“

„Also „New-Home“,“ sagte O'Neill, und sein Vorschlag gefiel. —

Dr. Maas hatte täglich mehr und zuweilen weite Gänge zu machen; er brachte es nicht über sich, einen Kranken abzulehnen, obwohl er jedesmal betonte, er lebe hier durchaus nur als Com-

mergest. Zuweilen begleitete ihn O'Neill, dessen ärztliche Erfahrung ihm zustatten kam. Anfangs zaghaft und schier unglücklich darüber, daß er seine Spezialkenntnisse als Augenarzt nicht verwerten konnte, dagegen sich mit Fällen verschiedenster Art befassen mußte, gewann Maas allmählich die Ansicht, daß eine allseitige ärztliche Tätigkeit eigentlich doch mehr Befriedigung gewähre und sogar den ärztlichen Blick schärfe. O'Neill bestätigte dies, denn er selber war als Mediziner Universalist. Die Spezialisten treiben's wie die amerikanischen Landwirte, meinte er; ein bloßer Weizenbauer, das ist noch kein Bauersmann. Und er lobte den Beruf des praktischen Arztes, wie er sich gerade unter ländlichen Verhältnissen herausbildet. Der Arzt in einer großen Stadt — er hat es selber erfahren — bleibt dem Kranken gewöhnlich fremd, ihm verbergen sich die sanitären und moralischen Zustände der Familie, man ruft und entläßt ihn, und ruft vielleicht im nächsten Bedarfsfalle einen anderen. Um wie viel leichter gewinnt der Landarzt Einblick in alle Umstände, welche auf die Gesundheit fördernd oder hinderlich einwirken, und wie häufig bietet sich ihm alsdann die Gelegenheit, als Arzt und Freund ratend und helfend einzugreifen. Auch viel dankbarer — freilich nicht gerade vom Standpunkte des Gelderwerbes — ist das Wirken des Landarztes! Man konnte sich überzeugen, in welch treuem und gesegnetem Angedenken der letzte Gemeindevorsteher von Zösdorf, der doch schon vor fünf Jahren gestorben war, noch immer stand. „Und wie anders,“ meinte eines Tages O'Neill, „müßte sich das Leben gestalten, wo wir statt lauter Fremde lauter Freunde und Bekannte und der Hauptsache nach brave, tüchtige Menschen um uns hätten“ — ein Einfall, der ihm selbst, dem Amerikaner, überraschend kam.

Die beiden Freunde waren zusammen nach dem Gillhof gegangen, wo Dr. Maas einen Patienten hatte. Der Hof lag eine Viertelstunde taleinwärts und wohl 300 Meter über der Talsohle, eingeschlossen von Fels und Wald. Maas lenkte die Aufmerksamkeit des Amerikaners auf die Verhältnisse solch eines „richtigsten“ Tyroler Bauern. Wie hart hier die Arbeit wäre, wie vereinsamt die Menschen; wie aber gerade das Leben auf diesen Einödhöfen, inmitten einer feindlichen Natur, sowohl Verstand als Willenskraft schärften und die Geschicklichkeit vermehrten. Der Bauer hier oben ist sich selber Tischler und Zimmermann, Schmied und Wagner, sein halber Hausrat ist, wo nicht von seiner Hand gefertigt, so wenigstens ausgebeffert; was er am Leibe trägt, den Hut und das seidene Halstuch ausgenommen, ist in seinem Hause gesponnen, gewirkt, genäht worden, er selber kuriert sein Vieh, oft auch, so gut es gehen will, den Menschen. . . „Und dabei sind diese Leute so naiv gutherzig, so voll natürlichen Adels. Sehen Sie sich nur einmal diese Gillhoferischen näher an!“

Die Bäuerin stand, als die Ärzte sich näherten, bereits vor der Thür und grüßte mit lachendem Munde: „Herr Doktor, Gott sei Dank, heut' geht's schon besser! Es hat schon fast kein Fieber mehr.“

Das „es“ war ein vierjähriges Büblein, das an Lungenentzündung erkrankt war. Der Doktor hatte den kleinen Patienten schon ein paarmal besucht, und fand ihn heute in der That erheblich besser. O'Reilly trat mit ans Krankenbett und fühlte den Puls. „G'wiß auch ein Herr Doktor?“ fragte die Bäuerin halblaut.

„Freilich, gar einer aus Amerika! Er hat g'rad auch einmal sehen wollen, wie's steht mit dem Bübel.“

„Geh'n Sie, ist's möglich? Sind Sie jetzt wirklich da aufgestiegen wegen dem Jörgle? Mein, wie kann ich Ihnen das vergelten!“

Die Bäuerin war völlig verwirrt; in ihrer Dankbarkeit bot sie den Ärzten, was nur immer das Haus vermochte, zur Erfrischung an: Kaffee, Butter und Honig, schön geräucherten Speck und echten Enzian. „Wissen Sie, schon ganz ein' echten, ein' fünfjährigen, der Vater hat ihn selber gebrannt. Sein tut er wie Öl. Kosten Sie g'rad einmal! Wir haben ihn sonst wohl nur als Medizin im Haus.“

D'Keilly versprach, wenn es ihr recht wäre, an einem der nächsten Tage wiederzukommen. „Frei-lich wohl recht, und eine große Ehr' — aber,“ setzte sie zögernd bei, und man merkte, wie schwer ihr das Geständnis ankam, „halt zahlen können wir nicht so, wie's recht und billig wär', wir vermögen nicht viel“ ... D'Keilly beruhigte sie: das wäre nur ein Spaziergang und eine Erholung für ihn, wahrlich nur eine Erholung!

Auf dem Gyllhofe gefiel es ihm in der Tat. Das kräftige, gesunde Weib, die beiden Kinder — denn neben dem kranken Büblein sah er noch ein allerliebstes flachshaariges Mädchen von etwa zehn Jahren — die reinliche Bauernstube, das war einmal ein Tyroler Bauernhaus und eine Tyroler Familie, wie er sie gerne näher kennen lernte. Er beschloß, wieder zu kommen, vielleicht in Gesellschaft der Gräfin.

Auf dem Rückwege wandte er sich ein paarmal um und sah empor, als wenn er das Bild dieses Gehöftes in seine Seele einprägen wollte; denn so oder ähnlich wird wohl die Heimat seiner Mutter ausgesehen haben, unter solchen Menschen mochte sie herangewachsen sein ... Es war ihm fast zumute, als wenn er selbst, wäre er nicht Amerika-

ner, sich hier niederlassen könnte, und ohne sich dessen recht bewußt zu werden, suchte er seinem Freunde die eigene Neigung einzulösen.

Und eben damals auf dem Rückwege vom Gillhof hatte O'Reilly die Ausrufung getan: wie anders als in der Großstadt sich hierzulande das Leben gestalten müßte, wo wir statt lauter Fremde, lauter Freunde und Bekannte und der Hauptsache nach brave, tüchtige Menschen um uns haben.

„Und warum,“ fügte er nach einer Weile hinzu, „Dr. Maas, w a r u m wollen Sie eigentlich nicht in Bösdorf bleiben?“ ...

Der Amerikaner warf die Frage auf, weil er, was ihm der Wirt vom Widerwillen der Braut des Doktors erzählt hatte, nicht so ernst nahm; aber er traf es übel damit. Maas war betreten und brummte etwas vor sich hin; er schien verstimmt. Ohne weiter ein Wort zu sprechen, ging er neben O'Reilly her, dem Dorfe zu.

Als man zu den ersten Häusern kam, waren Leute damit beschäftigt, die Straße zu säubern und mit Erlen zu schmücken; andere banden Taggewinde. „Wozu das?“ fragte O'Reilly. „Morgen, Sonntag, Patroziniumsfest,“ war die Antwort. „Da können Sie eine tyrolische Prozession sehen.“

„O, das ist schön!“ O'Reilly sah seinen Freund an — dieser war noch immer voll Trübsinn. „Voriges Jahr,“ erzählte der Amerikaner, wie um ihn zu zerstreuen, „voriges Jahr am Fronleichnamstage habe ich Sie in Ihrer Wohnung aufgesucht. Sie waren nicht da, sollten aber bald kommen. Fräulein Klara meldete mich ihrer Mutter, und diese unterhielt mich die halbe Stunde, die ich auf Sie warten mußte. Da war natürlich die Rede von der berühmten Wiener Prozession, die ich mir angesehen hatte. Aber die Frau meinte, das wäre nichts gegen eine Prozession in Tyrol. Die sollt'

ich mal am richtigen Orte sehen; da könne man ein katholisches Volk, eine katholische Gemeinde kennen lernen! — Ich bin neugierig" . . .

„Ach ja, die gute Frau Alber,“ erwiderte Maas, und sein Blick suchte das Weite.

* * *

Durch den Pöllerknall am frühen Morgen des Festtages war Jeannette aus ihren schönsten Träumen aufgeschreckt worden; sie rächte sich dafür, indem sie erst gegen Mittag das Bett zu verlassen imstande war.

Die Gräfin nahm ihr das heute am allerwenigsten übel. Um 6 Uhr früh schon war sie mitten unter den Leuten, half den Kindern ein Lergewinde mit Rosen bestecken, grüßte eine vorüberhuschende Schäferin und erkühnte sich gar, einen jungen Schützen anzusprechen, wohin es denn ginge mit der weißen Hahnenfeder und dem blumengeschmückten Hut? Sie überhörte zu einem Teile die Antwort, zum anderen verstand sie nicht die gebrauchten Dialektworte — es war besser so für die Dame.

Während des Hochamtes nahm sie mit O'Reilly das Frühstück; dann sahen sich die beiden in möglichst unauffälliger Weise den Auszug der Prozession an.

Voran der Kreuzträger, der Gemeindediener; dahinter die Zünfte mit mächtigen Fahnen. Darauf die Schuljugend, geleitet von der Lehrerschaft. Vier Knaben trugen die Statue des Schutzengels, andere ein Bild des Märterleins von Kinn, während die weißgekleideten Mädchen eine Statue der heiligen Dienstmagd Notburga in ihrer Mitte führten. Ab und zu war ein Kind als Engel oder Pilger, als Schäfer oder Schäferin gekleidet. Die Jungfrauen folgten, geschart um eine Statue der

Unbefleckten, mit Kränzen im Haar, den Rosenkranz, den sie beteten, in der Hand. Dann die „Musik“ in ihrer eigenartigen Tracht, durchaus Leute aus der Gemeinde, die vom Organisten gut herangebildet und dirigiert waren. Jetzt die Schützen: fast die ganze waffenfähige Mannschaft des Dorfes mit der alten Fahne, die noch die Schlacht von Spinges gesehen, sich im Jahre 1809 und abermals in den Kriegen von 1848, 59 und 66 silberne Medaillen geholt hatte; alle in der schmucken Nationaltracht, auf dem Hüte den Spielhahnstoß oder sonst ein festes Federwerk, und Blumen, die wohl die Liebste gab. Nach den Schützen die Garde: zwölf der stattlichsten und angesehensten Männer in uralter Tracht, an der die roten Toppfen und breitkrempigen gelben Hüte das Auffallendste waren, bewaffnet mit gewaltigen Partisanen. Sie schritten vor und neben dem Sanktissimum, das der Priester unter einem goldgestickten Baldachin andächtig trug. Sänger gingen vor ihm, mehrere Priester in reichen Gewändern schritten an seiner Seite, Ministrantenknaaben, in Weiß und Rot gekleidet, schwenkten die silbernen Weihrauchsfässer, und kleine, weißgekleidete Mädchen streuten Blumen aus zierlichen Körbchen.

Den Baldachin trugen angesehene Ortsbewohner; die Ortsvorsteherung, die Honoratioren folgten der Priesterschaft, hierauf Veteranen in Uniform. Dann die Alten: Groß- und Urgroßväter, den Rosenkranz in der Linken, ein Enkel- oder Urenkelkind an der Rechten haltend. Die letzte Abteilung bildete, noch immer paarweise, in guter Ordnung schreitend, die Frauenschaft, mit reichen, rauschenden Seidenschürzen, eine Statue der heiligen Mutter Anna mit sich führend, und lauter betend denn alle übrigen.

Der Zug stockte, der erste Altar am äußersten Haus des Dorfes war erreicht. In der Weise Palä-

strinaß erklang von Knabenstimmen der Hymnus: „Pange lingua gloriosi corporis mysterium“. Ein Priester sang das Evangelium, der Belebant die Orationen und erteilte sodann mit der Monstranze den Segen. Da war alles in die Knie gesunken; kein Laut, nur die Blätter im Morgenwinde rauschten vernehmlich. „Benedictio Dei Omnipotentis . . . descendat super vos et super fructus terrae et maneat semper!“

Silberhell klangen die Glöcklein der Ministranten, das Volk bekreuzte sich; jetzt erscholl das Kommando des Hauptmannes: „Auf vom Gebet!“ Die Schützen richteten ihre Gewehre, Decharge wurde gegeben. Und die Glocken vom Turme läuteten, Pöller erdröhnten, die Musik fiel ein. Leicht, in erstaunlicher Ordnung, setzte der Zug sich aufs neue in Bewegung. Es ging zum zweiten Altar, zum dritten und vierten, in weitem Bogen hinab zum Bach und über die üppigen Matten zum anderen Ende des Dorfes, endlich durch die Kirchgasse zurück zum Gotteshause.

Länger als zwei Stunden hatte die Prozession gedauert. Die Gräfin ward nicht müde, ihr aus gemessener Entfernung zu folgen, sie schien ganz ergriffen. O'Reilly machte sie nur einige Male aufmerksam auf die entzückenden Bilder, die sich dem Auge darboten. Noch als sie zum Posthause zurückgingen, war sie schweigsam und in sich gefehrt.

Dr. Maas kam ihnen entgegen. „Herr Doktor,“ sagte die Gräfin milde, doch nachdrücklich, fast wie im Tone eines leisen Vorwurfses, „ich habe Sie vermißt.“ Maas war betroffen, er sprach von einer bringenden Visite.

*

*

*

Bei Tische war man heute nicht ungeniert. Es waren mehr Gäste als sonst, darunter Herrenleute

aus Innsbruck. Nur im Flüstertone äußerte die Gräfin zu O'Reilly: „Ein betendes Volk! Ich hatte nie gedacht, wie schön das ist! Wir haben doch gar nichts Derartiges . . . Wollen Sie ein weltliches Fest damit vergleichen? Unsere moderne Welt hat ja nicht einmal Verständnis für schöne Feste, unser Leben hat keinen Inhalt mehr. Uns fehlen schon die Kleider dazu, notgedrungen greifen wir zur Maskerade . . . Ja, wo finden Sie den Geist, das Gemüt wie hier? Ich habe Festlichkeiten bei Hofe gesehen — der militärische Prunk, das ist alles . . . Freilich läuft hier manches Naive mit, manches Bäuerische; aber bäuerisch darf der Bauer doch wohl sein? . . . Und das Ganze, das herrliche Ganze!“

„Die christliche Gemeinde, ja wohl, das ist auch meine Empfindung,“ erwiderte O'Reilly.

„Ein Bild der Kirche — die Kirche im Kleinen,“ erwiderte die Gräfin lebhaft. „Ach, das ist es ja, was uns trennt, die Frage, ob Christus seine Kirche sichtbar gestalten wollte“ . . .

Sie unterbrach sich; hier war der Ort nicht zu solchen Gesprächen, und wer weiß, ob sie verstanden wurde? —

Dr. Maas verhielt sich schweigend. Ärgerlich stimmten ihn nur einige überlaut hingeworfene Reden eines Innsbrucker Kaufmannes, der in seiner Nähe saß. Der Mann machte sich lustig über das „abergläubische Volk“, zeterte über „systematische Volksverdummung“, die im „lieben Österreich“ im Schwunge sei und dergleichen mehr. Maas mußte sich Gewalt antun, um nicht in einen unnützen Disput verwickelt zu werden; ihn ärgerte das leichte und aufdringliche Geschwätz, die Verunglimpfung seines Volkes empörte ihn. Als der Kaufmann seine Weisheit immer lauter auszukramen begann, dachte er schon daran, ihn zu bitten, seinen Diskurs

für sich zu führen — da war ihm aber bereits O'Reilly zuvorgekommen: der hatte dem Sprecher einen so vielsagenden Blick zugeworfen, daß es dieser für angezeigt hielt, sofort zu schweigen.

Den Kaffee ließ die Gräfin nach New-Home bringen. Man fand dort Jeannette mit einem schwarzen Strumpf beschäftigt. „Nein, Jeannette,“ sprach die Gräfin sie an, „das nicht gesehen zu haben! Es war so schön, so entzückend, sag' ich dir! Wo hätten wir denn Derartiges!“

Die Jose lächelte bissig. Nach einigem Besinnen meinte sie, scheinbar gleichgültig und nur an O'Reilly gewendet: „Es würde mich man wundern, wie man in Amerika dergleichen zu beurteilen pflegt; Sie sind doch ein vorgeschritteneß Volk.“

„Und mit dem Fortschritte halten Sie die Religion nicht für vereinbar?“ Der Doktor wandte sich an Maas und die Gräfin: „Wir kennen im allgemeinen in Amerika kein anderes Lebensziel als Erwerb und Genuß. In Throl zum ersten Male bin ich daran erinnert, daß ein Volk sich auch andere Ziele setzen könne. Ich sehe hier Menschen, die beten, bevor sie ihr Tagewerk beginnen, beten vor ihrer Mahlzeit, beten in jeder Lage des Lebens. Kein Dorf ohne Kirche, an jedem Weg, an jedem Aussichtspunkte ein Kreuzifix, an jeder Unglücksstätte ein „Marterl“ . . . O, es ist lange her, daß mich meine Mutter beten lehrte, ich habe es, Gott weiß, verlernt; aber hier faßt es mich wie ein Gefühl des Reides. Denn, sage ich mir, stehen diese Menschen nicht so viel höher über denjenigen, zu denen ich selbst mich zählen muß, als ihr Lebensziel ein höheres ist? Zulezt ist es doch nur die Denkweise, was den Vorrang des einen über dem anderen begründet.“

Die Gräfin erinnerte: Johann Friedrich Böhmer, der Protestant, war es, der den Ausspruch tat:

„Die großen, die starken Völker glauben, beten und ringen; so die Tyroler.“

Sichtlich erstaunt hörte Maas dem Gespräche zu; die Pose aber verlor sich unauffällig, während O'Reilly etwas erregt fortfuhr: „Sie haben die unverschämte Rede meines Wisavis an der Table d'hote gehört... O, das kann nun aber jeder erfahren, und das wird wohl so bleiben, so lange Menschen zusammen wohnen: kein Dummkopf so groß und kein Geselle so verlottert, daß er nicht stündlich bereit wäre, sich über die Religiosität des besten und erleuchtetsten Mannes lustig zu machen... Man breche diese Kirchen nur ab, man zerstöre den religiösen Sinn dieses Volkes, und gebe ihm dafür, worauf wir am stolzesten tun, unsere Schulpaläste, unsere Volksbibliotheken, unsere Fabriken: so werden denn auch diese Menschen bald kein Vergnügen mehr kennen, als die Geldtruhe und das Bett, den Markt und das Wirtshaus, und werden sich endlich auf der Stufe befinden, wie die ältesten Urwohner — vielleicht auf einer niedrigeren noch! Im Wesentlichen, jawohl; denn das Bogenlicht für die Talgkerze und dergleichen, das macht ja schließlich keinen Unterschied.“

O'Reilly hatte sich vornehmlich an Dr. Maas gewendet; dieser sagte jetzt mit ungeheucheltem Staunen: „Von der Seite habe ich Sie noch gar nicht kennen gelernt!“

„Lieber Kollega, ich mich selber nicht!“ lachte der Amerikaner und wandte sich an die Gräfin: „Wir Ärzte, wie sollten wir nur noch Zeit finden, auch Menschen zu sein, absonderlich in Amerika! Die Forderungen der Wissenschaft nehmen schon den Studierenden über Gebühr in Anspruch, vollends im Kampf ums tägliche Brot verbraucht sich alle Kraft und alles Interesse des Mannes. Wir fragen nicht mehr woher und wohin, wir begnügen

uns, zu wissen, — daß wir da sind. O, wir sind einseitig, wahre Stelzfüße! ... Normale Menschen in normalen Verhältnissen empfinden das Bedürfnis, sich mit den Fragen der Religion — jenem Woher und Wohin — ich will sagen: nur irgendwie abzufinden. Ich empfinde es jetzt, hier in der Heimat meiner Mutter" ...

Dr. Maas zog die Uhr; es sei Zeit für ihn zum Aufbruche: sein Mitschüler, der Kooperator in Mayrhof, das eine Stunde taleinwärts liegt, erwarte ihn mit ein paar Herren zu einer Regelpartie. O'Reilly trug sich zum Begleiter an, denn die Gräfin schien, so sehr sie das Gespräch anregte, ermüdet zu sein.

* * *

Als die beiden Freunde das Posthaus verließen, war gerade der Nachmittagsgottesdienst zu Ende. Die Leute standen in Gruppen zusammen und grüßten hier und da, neugierig spähend, den „neuen Doktor“, wie Maas bereits zuweilen genannt wurde. In mäßiger Entfernung ging der Kurat; dieser schien den Doktor nicht sehen zu wollen — trug er ihm seine Unaufmerksamkeit von damals oder seine Abwesenheit von der heutigen Prozession nach? ... Von weitem aber trat jetzt der Schützenhauptmann auf ihn zu und brachte ihm, den Hut in der Hand, ein Anliegen vor.

„Über aufsetzen, Lackner!“

„Ja, wissen Sie, Herr Doktor,“ meinte der Schalk, „es ist halt ein bißl ein großes Anliegen, das Sie uns abschlagen nit sollten...“ Die Schützen hätten gemeint, daß der Doktor wohl noch der gleiche treffsichere und passionierte Scheibenschütze geblieben sein werde, als den sie ihn aus seiner Studentenzeit kannten; ob er denn nicht auf den Schießstand kommen wollte, sie hätten heut'

Kaisergaben auszuschießen? Und daß er's aber nachher nur frischweg sage: er, der Hauptmann, und andere, mit denen er gesprochen, wären überhaupt der Ansicht, daß es schön wäre und ihnen halt wohl eine rechte Ehr', wenn der Doktor die Wahl zum Schützenmeister annehmen tät'; der jetzige wolle zurücktreten, er sei zu alt dazu, und der Dr. Bögele, Gott hab' ihn selig, sei ja auch Oberschützenmeister gewesen...

Maas gab sich den Anschein, als ob er es besonders eilig hätte; heute den Schießstand zu besuchen, sei ihm ganz unmöglich, und was das andere betreffe, das Hauptanliegen, so komme ihm das überraschend — darauf könne er jetzt nicht antworten.

„Hm,“ meinte O'Reilly, „er überlegt sich's aber doch“...

„Ja nu,“ sagte der Bittsteller, „Eil' hat's g'rad keine. Wenn's nur mit der Zeit einmal wird, daß wir einen Oberschützenmeister kriegen und“ — setzte er schmunzelnd bei, „einen richtigen Gemeindevater dazu!“

Die Umstehenden lächelten, und Maas grüßte sehr freundlich; er schien geschmeichelt von dem Antrage. —

Als die Freunde das Dorf im Rücken hatten, bemerkte O'Reilly, daß ihm die bescheidene und dabei so selbstbewußte Art dieser Bauersleute angenehm auffalle. Er habe sie schon bei ihrer Unterhaltung im Gasthause beobachtet — die beste Gelegenheit, ein Volk kennen zu lernen — und müsse gestehen, daß sich hier sogar ein Geistlicher, ein Seelsorger, nichts vergeblich, der sich mitten unter die Leute setze. Das versuche einer anderswo! Der Sinn für Anstand und Schicklichkeit scheine bei diesen Bauersleuten ganz allgemein zu sein...

Maas hörte mit halbem Ohr und sagte scheinbar unvermittelt: „Also die Frau Alber hat recht

behalten, die Prozession war schön? ... Na, und wenn Sie erst wüßten, wie sehr Sie heute ihrer Tochter aus der Seele gesprochen haben!"

"Ich? Der schönen Klara?"

"Nun, da Sie sich gegen den Indifferentismus ereiferten! Das Mädchen hat mir von ihrem Standpunkte dasselbe gesagt: niemals würde sie sich entschließen, einem Manne ihre Hand zu reichen (wovon übrigens zwischen uns ja gar nie die Rede war!), der in religiösen Dingen gleichgültig sei: „Niemals!“ ... Und sie mag vielleicht so unrecht nicht haben — Ehegatten, die sich in den wichtigsten Fragen nicht verstehen, deren einem das gleichgültig ist, was dem anderen für heilig gilt ... Lieber Freund, wissen Sie auch, daß ich eine sehr nahe Verbindung mit den Leuten hier eingehe, wenn ich mich entschliesse, ihr Gemeinbearzt zu werden?"

"Zugegeben," sagte D'Neilly und horchte weiter.

"Zugegeben? Also taue ich nicht hierher!"

"So qualifizieren Sie sich dazu!"

"Das sagen Sie so ohne weiteres?"

"Lieber Freund, die Dinge, wenn ich recht sehe, stehen so: ich habe den Katholizismus nie recht kennen gelernt, Sie scheinen ihn nur verlernt zu haben ..."

"Meine Eltern," fuhr D'Neilly nach einer Pause fort, "waren gute Katholiken, die Mutter eine gar fromme Throlerin, der Vater ein Irländer! Aber in der Farm, wo ich geboren wurde, gab es keine Gelegenheit zum Kirchentum, da verlernt sich allmählich das Christentum. Als der berühmte Vater Weninger einmal in die Nähe kam, gab es einen völligen Aufruhr in der Kolonie. Daran erinnere ich mich noch heute. Stundenweit fuhren und ritten die Leute, um nach Jahren wieder einmal der Messe anzuwohnen, Sacramente zu emp-

fangen. Ich war damals vierjährig, als man mich dahin brachte, um zum ersten Male den Segen eines Priesters zu erhalten. Nach etwa drei Jahren kam der Missionär wieder. — Inzwischen war meine Mutter gestorben, der Vater heiratete eine Methodistin. Er hat vielleicht nicht anders gekonnt. Aber welch ein trauriges, düsteres Christentum zog mit dieser Stiefmutter in unser Haus! . . . Und in unserer Ortsschule, dann d'rüber hinaus im Leben, hieß Geldverdienen Tugend. Mach-Geld, Mach-Geld ist ja das Taktack unserer Uhr . . . Mit zwölf Jahren war ich Seherjunge, mit vierzehn Kellnerbursche. Damals wohnte ich mit einem Deutschen, einem ehemaligen Theologen, zusammen, dem ich Englisch beibrachte, wogegen ich von ihm Latein erlernte und einen ungefähren Begriff von europäischer Bildung erhielt; auch ein Interesse an theologischen und philosophischen Fragen. Dann bin ich Mediziner und Arzt — Geschäftsmann geworden; was konnte ich daneben noch sein?"

„Sie haben recht," meinte Maas, „des Menschen Umgang sein Schicksal . . . Mir ist der Glaube meiner Landsleute fremd geworden, ich verachte ihn nicht, aber ich übe ihn nicht; und das ist's, was mich von ihnen trennt, mich zu ihnen in einen Gegensatz bringt . . . Für mich gibt's im Lande eigentlich nur e i n e n Posten, wo ich, ohne anderen (und vielleicht mir selbst) zum Argernisse zu werden, nach der gewohnten Weise leben könnte, das ist der internationale Kurort Meran . . . Aber auch dahin — mochte meine Braut nicht ziehen, geschweige jetzt nach Böseldorf!" . . .

Maas ließ eine Pause eintreten; griff dann in die Brusttasche und holte einen Brief hervor, durchslog ihn rasch und reichte ihn seinem Freunde: „Gestern erhalten — lesen Sie!" Es war ein Schreiben seiner Braut.

O'Reilly war erstaunt, so plötzlich ins Vertrauen gezogen zu werden. Er nahm den ihm dargebotenen Brief und las. Aber was war das für ein Ton, was für eine geschraubte und hochfahrende Redeweise! Er kenne doch, schrieb die Dame, ihre Vorliebe für Wien. Nur in der Meinung, in der sicheren Erwartung, daß er sich in Wien als Professor niederlassen würde, habe sie ihm ihre Hand zugesagt. So hätten auch ihre Eltern geglaubt und ihr Verhältnis gebilligt. Wenn er meine, daß sie ihm „in irgendein tyrolisches Nest“ folgen würde, so sei er „auf dem Holzwege“. Jetzt schon gar, nach dem Tode ihres Bruders, wo sie sich doch wohl als alleinige Erbin betrachten dürfe, empfinde sie um so weniger Lust, zu „verbauern“. Endlich verlangte sie bestimmt zu wissen, was er zu tun gedenke. „Noch immer Deine Hedwig.“

O'Reilly gab den Brief zurück. „Ein Ultimatum also?“ sagte er trocken.

Maas sah ein fast verächtliches Lächeln um seine Lippen — schon reute es ihn, seine Angelegenheit verraten zu haben. Nach einer Weile sagte er: „Im ersten Augenblick erwachte allerdings der Trotz in mir, und ich fühle noch die Versuchung dazu. Aber — Sie müßten das Mädchen kennen“ ...

„Haben Sie schon geantwortet?“

„Gewiß. Und an die Eltern geschrieben... Mädchenlaunen, die vorübergehen!“ ...

„Nun, was sagen Sie aber zur Sache selbst? Sie werden sich also nicht in Tyrol niederlassen?“

„In Tyrol doch, ja,“ entgegnete Maas wie gereizt. „Was soll ich denn nur in Wien? Der Weg zur Professur ist mir abgeschnitten, zum praktischen Arzt in der Großstadt fehlt mir die Routine — fehlt mir alles... Am Ende weiß doch jedes Mädchen, daß, wenn sie heiratet, sie dem Manne folgen werde und ihm eben folgen müsse“ ...

O'Neill wagte die Bemerkung: „Sehr folgamen Gemütes scheint indes Fräulein Hedwig nicht gerade zu sein“.

Maas blickte finster. „Ei was, Schrullen und Unverstand! . . . Sie wird nachgeben, auch ihre Eltern werden es wollen. Ich selber habe ihr nachgegeben — vielleicht schon allzu viel!“ —

Man stand in Mayrhof. Der Kooperator wartete bereits; ein Lehrer und der alte Förster waren in seiner Gesellschaft.

„Ja, Luisl,“ grüßte Dr. Maas seinen Mitschüler, „das ist wohl lang' her, daß wir zwei miteinander gefegelt haben! Im Regeln und im Griechischen bist du uns immer voraus gewesen, es wird wohl noch so sein?“

Der junge Geistliche gab ein „Weiß nicht, weiß nicht“ zur Antwort und lachte dabei mit einem so frischen, herzagewinnenden Gesichte, daß man wohl sah, wen man vor sich hatte — eine jener harmlosen Naturen, die, in sich gefriedet, ihres Weges ziehen, ohne je einen Blick zu tun in die Abgründe: seltene Menschen, von jedermann wohl gelitten, von wenigen nach Gebühr geschätzt.

Zum „Luisl“ fühlte sich Maas immer hingezogen, und als er bei seiner Ankunft in Bösdorf erfuhr, daß der Luisl Kooperator in Mayrhof sei, war es sein erstes, den alten Mitschüler heimzusuchen, obwohl er sonst einem Geistlichen für gewöhnlich lieber aus dem Wege ging.

Die Regelpartie verlief und endigte auf recht gemüthliche Art; man sprach davon, sich in Wälde wieder zu treffen. „Dann mußt du aber eueren Pfarrer mitbringen, das ist ein Hauptfegler,“ sagte der Geistliche zu Maas. Dieser lehnte nicht ab, machte aber ein saueres Gesicht dazu. —

Auf dem Rückwege empfand es Dr. Maas als ein Bedürfnis, die Mitteilungen O'Neill's mit der

Darstellung seines eigenen Entwicklungsganges zu erwidern. Er tat es ein wenig linksisch und kraus, und immer, als wenn er fürchtete, zuviel zu enthüllen.

Auch er hatte seine brave Mutter vorzeitig verloren; sein Vater, ein vielbeschäftigter Landchirurg, nahm dann deren ältere Schwester zu sich, die den Kleinen, das einzige Kind, erziehen sollte, und ihn mustergültig verzog und verzärtelte. Mit 11 Jahren kam er in ein Institut, bald darauf starb auch der Vater.

Im Institut — man hatte nicht eben die beste Wahl getroffen — wurde den Zöglingen ihr von Hause aus beschränkter Horizont wenig erweitert, den jungen Herzen keine rechten Ideale geboten, und manche Beispiele ließen zu wünschen übrig. Die Lehre schlug so nicht immer tiefere Wurzeln. Während der Ferien, die Konrad unter der Obhut der Tante, einer betschwesterlichen Natur, verbrachte, ging er am liebsten zu seinem Vetter nach Bösdorf, häufiger aber mußte er zu seinem Vormunde, dem Hotelier in einer bekannten Fremdenstation. Und hier nahm er entgegengesetzte Eindrücke in sich auf.

In dem Hotel gingen die Gäste ein und aus, und der junge Student selbst wurde gleich einem Hotelgast gehalten. Die Familie des Vormundes, Mutter und Tochter voran, hatten von den Fremden bereits Welt und Mode angenommen; man ging noch zur Kirche, aber nicht regelmäßig und nur, um es mit den Einheimischen nicht ganz zu verderben. Konrad gewöhnte sich an den Brauch dieses Hauses.

Als er, ins Institut zurückgekehrt, in jene Periode der Glaubenszweifel trat, die selten einem jungen Manne erspart bleibt, wußte er niemanden, dem er sich erschließen, dem er ein volles Vertrauen entgegenbringen mochte. Er ließ es nun

nicht zum Bruche kommen, aber er wurde kalt und oberflächlich — gleichgültig. An der Universität nahm ihn dann das Studium in Anspruch. Seine Tante war ihm zuliebe nach Innsbruck gezogen und behütete ihn wie ihren Augapfel — vor Schnupfen und Verkühlung jeder Art. Keinen Abend durfte er ihr aus dem Hause. Dafür vergrub er sich in seine Bücher. Die Tante starb, als er kaum das Doktorat erlangt hatte. Dann ging Maas nach Wien und entwöhnte sich hier mehr und mehr dem praktischen Christentum; er war nur noch Arzt.

Und in dieser Lebensführung beirrte ihn die Großstadt so wenig als das Haus seines Vormundes. Noch immer brachte er jährlich einige Wochen dort zu und schloß sich jetzt näher an die Familie an, da er sich mit Hedwig, der einzigen Tochter des Hoteliers, verlobte. Diese kümmerte sich nicht um die religiöse Gesinnung des Doktors; wozu, wenn er daran war, ein reich honorierter Arzt und wohl gar noch berühmter Professor an der Wiener Hochschule zu werden? ...

„Nun werden Sie vielleicht verstehen,“ — schloß Maas, kurz abbrechend seine Erzählung. Und D'Neilly verstand ihn. Nachdenklich sagte er: „Eine merkwürdige Sache das, um die Religion, daß man sie üben muß, um davon überzeugt zu sein. Die Gottheit, scheint es, fordert eben doch den ganzen Menschen für sich“ ...

Viertes Kapitel.

Der Amerikaner.

Die Freunde betraten das Posthaus, Kathi lief gerade des Weges. „Herr Doktor, für Sie ist etwas gekommen,“ sagte sie zu Maas und beeilte sich, die

Sendung aus dem Expeditorstübchen zu holen. O'Reilly wollte inzwischen nach der Gräfin sehen. Er leistete ihr Gesellschaft zum Abendessen und verließ sie erst gegen 9 Uhr.

Als er sodann nach Dr. Maas fragte, hieß es, er säße mit dem Postmeister im Herrenstübchen.

Die beiden hatten eben sehr lebhaft über Frau Alber gesprochen. Immer wieder diese Frau Alber! dachte O'Reilly. Um ihn in das Gespräch einzuführen, überreichte Maas dem Amerikaner ein Pärte, das er von der Post erhalten hatte — es war die Todesanzeige der Witwe. Und Dr. Maas fuhr fort, von der Dahingegangenen zu erzählen; mit ungewöhnlicher Wärme und Anhänglichkeit, fast mit Verehrung sprach er von ihr. „Aber drei volle Monate,“ fügte er bei, „ist sie nun schon tot, und ich habe nichts davon erfahren!“ Das sei unmöglich anders zu erklären, als daß man seine Adresse früher nicht gewußt habe; freilich habe er niemals geschrieben und bei seinem Weggange vermutlich auch nicht gesagt, daß er sich in Meran niederlassen wolle; er war damals noch nicht völlig im klaren darüber. Aber das Pärte trägt nun doch die Adresse und den Poststempel Meran und ist ihm von dort aus nachgeschickt worden... Rätselhaft!

Der Amerikaner warf einen Blick auf die Anzeige und drehte dann das Blatt mechanisch herum; plötzlich sah er genauer zu und sagte erstaunt: „Reinler? Frau Alber, geborene Reinler?“ Er zeigte auf das Wort und sah den Wirt an: „Das ist ja der Mädchename meiner Mutter!“

„Ah so?“ sagte der Postmeister: „Sie haben mir aber doch einen anderen g'nannt!“

O'Reilly besann sich. Er hatte den Namen ausgesprochen „Rähnler“, wie er es von Chicago her gewohnt war.

„Ja Kähnler und Reinler, das ist ein Unterschied! Hätten Sie's richtig ausg'sprochen, da hätt' ich Ihnen gleich Auskunft geben können.“

„Diese Reinler sind also eine Oberinntaler Familie?“ frug O'Keilly ungeduldig.

„Aber freilich,“ war die Antwort des Wirtes, „da aus unserer Gemeinde! Ich denk's ja wohl noch — mein, vor ein 35 Jahren wird's gewesen sein — wie die drei Geschwister Reinler ausg'wandert sind nach Amerika.“

„Drei Geschwister! Und die haben Sie gefannt?“

„Gefannt? Meine eigenen Vettern, von meines Vaters Schwester die Kinder! Zwei Brüder sind's ihrer g'wesen: Hans und Toni und 's Barbele, mit der ich auf der Schulbank g'sessen bin.“

„Barbele? Das heißt so viel wie Barbara?“

„Ja, ja, halt die Schutzpatronin der Kanonier!“

O'Keilly brannte vor Begierde, mehr zu hören: „Erzählen Sie!“

Der Wirt: „Ist bald erzählt, das! Sind ihrer im ganzen vier Geschwister g'wesen und haben just nicht z'viel zum Leben g'habt; der Gillhof hat ihnen g'hört —“

O'Keilly unterbrach: „Der Bauernhof, wo wir lekthhin waren? Derselbe?“

„Jawohl,“ bestätigte Maas.

„Also nachher,“ fuhr der Wirt fort, „damals sind mehr Oberländer nach Amerika ausg'wandert, und die drei jüngeren Reinlerischen (der älteste Bruder ist in Wien drunten g'wesen) haben öfter davon g'sprochen, daß sie sich anschließen möchten, g'rad der alte Vater hat sie alleweil noch zurückg'halten.“

Jetzt, wie der Vater g'storben ist, hat's aber einen neuen Anlaß geben. Der Toni ist nämlich

hübsch ein arger Wilderer g'wesen und ist bazumal in der Scharniz draußen mit ein'm bayerischen Förster z'sammeng'wachsen, den er übel zug'richtet hat. Ein halb's Jahr Zuchthaus hat er gekriegt. Da hat ihn die Schand' nicht mehr daheim lassen. Er will fort. Nu also sind die zwei anderen G'schwister mit. Den Gillhof haben sie just nicht übel verkauft, es sind freilich viel Schulden darauf g'wesen, aber zu ein'm Reisegeld und zu ein'm klein' Anfang in Amerika wird's ihnen g'reicht haben. Das Barbele, hat man g'hört, soll sich drüben verheiratet haben — Herren, wie das bekannt worden ist, hat's manchen Buben bei uns da ein' Riß geben! Denn das ist ein Mäd'l g'wesen, ein bildsauber's und ein herzensgut's! Von den Brüdern hat man lang nichts recht's g'hört. Zuerst muß es ihnen etwa schlecht gangen sein; nachher, hat man erfragt, sei der Toni, der in Seefeld die Bräuerei g'lern't hat, Bräuer worden und hätt' mit sein'm Bruder ein gut's G'schäft gehabt. Und jetzt werden's aber wohl ein zwanzig Jahre her sein, daß man gar nichts mehr g'hört hat von allen z'sammen."

Da sagte O'Reilly, und seine Stimme zitterte: "Die beiden Brüder waren in Chicago: der eine Bräuer, der andere ein kleiner Baumeister. Sie sind gestorben. Das Barbele ist tot seit 28 Jahren! Ihr einziges Kind lebt: — hier, John O'Reilly!"

Der Amerikaner legte seine linke Hand an die Stirne, er schien tief ergriffen. Alle schwiegen.

"Ja, nachher, Herr Doktor," sagte, von seinem Erstaimen sich erholend, hocherfreut der Wirt, "nachher sind Sie ja mein Nachg'schwisterkind! Und die Frau Alber, von der just die Red' war, ist die Nichte von Ihrer Mutter; der älteste Reinler nämlich ist Bildhauer in Wien gewesen, und dem seine Tochter hat den Dr. Alber g'heiratet."

D'Neilly reichte ihm die Hand. Wie ihm zumute war! Er, der sich für fremd gehalten in aller Welt, hat hier unermutet einen Verwandten, hier in Bösdorf die Heimat der Mutter gefunden!... Warum mußte er an Frau Alber, seiner leiblichen Cousine, achtlos vorübergehen!

„Hat Ihnen A l a r a das Parte zugeschiakt?“ fragte er Maas nach einer Weile.

„Ohne Zweifel, es ist ihre Schrift. Ich habe ihr sofort geschrieben, noch diesen Abend. Der Brief wird ihr wohlthun, gewiß, das wird er...“

„Wir werden ihr mitteilen, daß ich ihr Vetter bin. Ah, ich freue mich darüber.“

Der Wirt sollte weiter erzählen, was er nur immer wußte, vom Barbele, von den anderen...

„Ja, wie ist die Familie auseinander! In Bösdorf bin ich der einzige, der noch verwandt ist mit ihnen... Haben die beiden Brüder in Chicago keine Kinder hinterlassen? Keine! Und das Barbele — ah, was denn nur 's Barbele g'macht hat? Herr Vetter, 's Barbele hätt' ich fort lassen nit, wenn mir der Pfarrer nicht gar so viel zug'redet hätt', wegen der nahen Verwandtschaft. Bei uns, wissen Sie wohl, ist's so, daß man eine Dispens braucht, und da müßt' man ein' ordentlichen Grund angeben können; jekt 's Verliebtsein allein ist noch kein Grund, und schwindeln haben wir nicht mögen. Aber mir hat seither keine so g'fallen wie die, und bin wohl auch ledig blieben... Wer ist denn der Mann g'wesen, Ihr Herr Vater, sagen Sie!“

„Ein Irländer,“ erzählte D'Neilly, „der auf einer der nächsten Farmen saß. Die Geschwister hatten bei ihrer Ankunft in Amerika ein Stück Land in Wisconsin gekauft und wirteten dort, hart, unter tausend Entbehrungen, wie es neuen Ansiedlern ergeht. Mehrere Anträge hat das Barbele abgewiesen. Die Deutschen in jener Gegend waren vor-

wiegend Protestanten; Tom D'Keilly, der Katholik, war Irländer, und sprach in seinem Leben kein Wort deutsch. Aber das Barbele hatte englisch gelernt und nahm den Mann, mit dem sie wenigstens die Gleichheit der Religion verband. Ich kann nicht sagen, daß sie unglücklich verheiratet war. So weit ich mich erinnere, lebten meine Eltern im Frieden. Der Vater hatte damals wenig Gelegenheit zum Wirtshausbesuch — erst mit dem Tode meiner Mutter verlor er seinen Halt. Ich habe ihn mit zwölf Jahren verlassen und seither nichts von ihm gehört. Ich ging nach Chicago, aber meine Onkel kümmerten sich um ihr Geschäft. Der eine starb auch bald. Der andere hat mir später eine Summe geborgt, die ich für Instrumente benötigte, zu meiner Praxis. So kam ich noch in Berührung mit ihm; als er starb, galt ich vor Gericht als sein einziger Erbe... Aber das Bild der Mutter schwebt mir klar und unverwüßlich vor Augen. Ich besitze nichts von ihr, kein Andenken, kein Bild, als das ich in der Seele trage. Der Onkel in Chicago hat mir einmal gesagt, daß ich ihr ähnlich sehe.

„Hab' ich's nicht gleich g'sagt,“ meinte der Wirt, „daß Sie mir so viel bekannt vorkommen? An's Barbele hab' ich freilich nicht denken können... Jetzt warten Sie aber!“

Er erhob sich und trat in seine Schlafstube; nach einer Weile kam er zurück mit einer alten, verblaßten Photographie in der Hand — das Bild von D'Keillys Mutter. „Das schenk' ich jetzt Ihnen, Herr Wetter!“

Der Amerikaner, der seine Abstammung von einer Tyrolerin ohnehin nicht ganz verleugnete, war gerührt. „Meine Mutter! O meine Mutter! — — Dr. Maas,“ fuhr er nach einer Weile fort, „Sie glauben, daß Klara Ihren Brief beantworten wird?“

„Ich habe sie darum gebeten,“ sagte Maas etwas verlegen.

„Also wollen wir erst ihre Antwort abwarten ... Ihre Adresse könnte sich geändert haben, ich schreibe nicht aufs Geratewohl. Möchte überhaupt wissen, in welcher Lage sie sich befindet ... Aber ich werde Europa nicht verlassen, ohne meine Base gesehen zu haben; es ist mir Bedürfnis und endlich — Sache der Ehrenhaftigkeit, meine Pflicht,“ setzte er wie im Selbstgespräche hinzu.

Auch die Gräfin wurde am anderen Tage von der Entdeckung O'Neill's in Kenntnis gesetzt und nahm dieselbe mit lebhaftem Interesse auf. Voll Teilnahme erkundigte sie sich nach den Verhältnissen des verwaisten Mädchens.

„Arme Klara!“ sagte sie, „wie bitter wird sie das Los der Vereinsamung empfinden!“

„Das Los der Großstädter,“ bemerkte O'Neill.

„Ja, da mögen Sie wohl recht haben,“ erwiderte lebhaft die Gräfin. „Wer kennt sich nur in der Großstadt, wer kümmert sich um den anderen? ... Die Menschen wollen in die Großstadt, häufig genug, um ungeniert zu sein, um der Rücksichten, der Pflichten gegen die Mitmenschen ledig zu sein. Und die Großstadt isoliert sie ... Wir haben die alte Gesellschaftsordnung verlassen — ich glaube, es rächt sich.“

„O man schreitet konsequent vorwärts!“ erklärte der Amerikaner. „Bei uns ist man bereits eine Etappe weiter. In Amerika emanzipieren sich die Kinder von den Eltern, die Frau vom Manne: die Familie, die Zelle der Gesellschaft, zerfällt mehr und mehr. Das macht sich so nach unseren Verhältnissen von selbst, aber der Sozialismus fordert es

noch geradezu. Wir sollen bald nur den Staat mehr haben, die mächtige Eins, mit lauter Nullen dahinter. Jawohl, Nullen! Lesen Sie einmal amerikanische Zeitungen, etwa über einen Eisenbahnunfall: in welchem Tone da von Menschen gesprochen wird. Als wenn es Krametsbögel wären! Der Einzelne hat keinen Antheil mehr."

"Herr Doktor," sagte die Gräfin, "den Menschen als solchen schätzt und schützt wohl überhaupt nur die Kirche. Ich brauche nicht zu erinnern an die Aufhebung der Sklaverei, die das ungeheuere Werk des Christentums ist, an die Pflichten der Nächstenliebe, die sie uns jedem gegenüber auferlegt; nehmen wir die Sache nur praktisch: ist nicht das Gotteshaus der Einigungspunkt für alle, und die einzige Stätte, wo tatsächlich die Unterschiede verschwinden, welche die Menschen sonst trennen, wo jeder denselben und jeder den höchsten Antheil besitzt? Und mehr als eine separatistische Kirche tut dann freilich die katholische. Der Seelsorger, den der Böhbat verpflichtet, ist der gemeinsame Vater aller; die römische Kirche, sie allein besteht auf der Unlösbarkeit der Ehen und erweitert noch den Kreis der Verwandtschaft durch die Aufstellung geistlicher Verwandtschaften. Hier in Tyrol gibt's ja, wie ich beobachtet habe, lauter Vettern und Gevatter, Gothen und Gothelkinder, der geringste Titel ist Nachbar, und in jedem fremdesten Menschen sieht der Tyroler noch seinen „Nächsten". Ich glaube auch, daß es um das Armenwesen in Tyrol anders bestellt sein muß als anderswo, nicht wahr?"

"In Tyrol — wir wollen sagen auf dem Lande in Tyrol," antwortete Maas und verbreitete sich des näheren hierüber. Auch hier seien die Verhältnisse ja sehr verschieden. Aber im allgemeinen freilich sei schon der Begriff der Armut

ein anderer, als in den Städten; hierzulande heiße armsein nicht: Not leiden am Unentbehrlichen, sondern nur: auf die Hilfe anderer angewiesen sein, um sich das Nötige zu beschaffen. Wohnung, Kleidung und hinreichende Nahrung, das haben unsere Armen auf dem Lande. Meist ist die Sache so: eine arme Person lebt irgendwo in einer ganz anständigen Stube, die sie leicht bekommt, denn „arme Leute und Schwalben bringen Segen ins Haus“; und ihr Essen erhält sie nach dem Turnus, die eine Woche in diesem, die andere in einem anderen Haus. Da nimmt sie Platz am gemeinsamen Tisch, und die Bäuerin achtet sicher darauf, daß man ihr nicht nachsage: bei ihr wäre der Tisch schlechter bestellt als anderswo.

O'Reilly lachte: „Und da preist man unsere modernen Zustände der Großstädte als den Gipfelpunkt der Kultur! Was ist der arme denn in der Großstadt? Kehricht, lebendiger, für den man Armenhäuser errichtet und dotiert, um ihn zu beseitigen, Spitäler, um seiner nicht ansichtig zu werden . . . Wissen Sie, was den Gradmesser für den Kulturstand eines Volkes bildet? Ich dünke doch, nur der Wert, den der Mensch, das Individuum, findet! Darnach sollte man die Palme der Kultur eher dem nächstbesten Gebirgsdorfe zuerkennen als der modernen Großstadt!“

Maas schüttelte den Kopf.

„O das ist mein Ernst,“ bekräftigte der Amerikaner. „Ich unterscheide nämlich zwischen Kultur und Zivilisation. ‚Zivilisiert‘ ist jeder Hochstapler, der verkommenste Schurke; aber was soll man unter ‚Kultur‘ denn begreifen, wenn nicht in allererster Linie die moralische Gesundheit eines Volkes? Und der Gesundheit, das wissen Sie als Arzt, sind die einfachsten Verhältnisse immer die zuträglichsten. Überdies hat Devas in seinen Studies of

Family Life* auch den juridischen Nachweis erbracht, daß Völker, die dem Christentum entfremdet wurden, in kultureller Hinsicht tief unter den christlichen stehen, ja sogar noch unter den vorchristlichen. Das Buch empfehle ich Ihnen."

Es war die Gräfin, die das Gespräch zu seinem Ausgangspunkte zurücklenkte. „Glauben Sie nicht," wandte sie sich an Dr. Maas, „daß es für das arme Kind das beste wäre, es kehrte wieder in die Heimat zurück? Oder ist ihr das schöne Wien so ans Herz gewachsen?"

„Wien — Klara?" erwiderte Maas. „Ihr ganzes Sehnen war ja immer nur auf Tyrol gerichtet! ... Ich weiß nicht, wie sich inzwischen etwa ihre Verhältnisse gestaltet haben; möglich, daß sie irgendwo einen Posten fand. In Wien muß sie ja noch sein, weil das Parte den Poststempel Wien trägt."

„Ihren Brief wird sie heute erhalten?" fragte O'Reilly.

„Morgen, denke ich. Wir können vor Mittwoch wohl nicht Antwort haben, vermutlich wird es Donnerstag werden."

Die Gräfin entfernte sich.

Als die beiden Ärzte allein waren, fragte O'Reilly:

„Und woraufhin erwarten Sie nun eigentlich, daß Klara Ihr Kondolenzschreiben erwidern würde?"

Maas entgegnete: „Ich habe ihr doch angeboten, wenn ich ihr in irgendeiner Weise dienen könne, möge sie sich an mich wenden; habe sie auch ausdrücklich gebeten, mich von ihrer Lage zu unterrichten."

* Devas, C. S., M. A. Dyon., Studien über das Familienleben. Aus dem Englischen übertragen von Dr. iur. utr. Paul W. Baumgarten. Paderborn und Münster, Ferd. Schöningh.

„Nun, wenn sie Ihrer Hilfe bedürftig ist, wird sie bitten“ ...

„Und wenn sie artig ist, danken!“

„Wir werden sehen. — Apropos, haben Sie von Ihrer Braut nichts weiter erfahren? Keine Antwort auf Ihren Brief?“

Maas erwiderte kalt: „Zawohl, ihr Vater schrieb mir heute, daß er die Hoffnung nicht aufgebe.“

„Und von dieser Hoffnung,“ sagte O'Neill etwas gedehnt, „wollen Sie sich leiten lassen?“

„Wir werden sehen!“ —

Fünftes Kapitel.

Die Gräfin Redow.

Die Zahl der Sommergäste in Bösdorf hatte in den letzten Tagen sehr zugenommen. Viele Privatwohnungen waren bereits besetzt, das große Posthaus mit seinen Nebengebäuden nahezu gefüllt. Der Wirt hatte selten mehr einen ruhigen Augenblick; die armen Dienstboten, die lächelnde Kathi vorab, konnten kaum noch etliche Stunden schlafen. Laut und geräuschvoll ging es her von 4 Uhr früh bis nach Mitternacht.

Die Gräfin und O'Neill mieden jetzt die Table d'hôte; sie speisten entweder auf ihrem Salon oder, wenn das Wetter es zuließ, in New-Home. Das war ein verstecktes Plätzchen, wo man noch ungestört sich unterhalten, die Natur noch still genießen konnte. „Hätten wir New-Home nicht,“ sagte die Gräfin eines Morgens, „ich würde Bösdorf jetzt verlassen; dies laute Gemühl ist an sich widerwärtig und vergällt mir die Freude an dem stillen Tale: die Staffage verdirbt das Bild. Was meinen Sie,

D'Keilly, ob sich der Fremdenverkehr wohl immer auf dieser Höhe erhalten wird?“

„O, Liebhaber der Alpenwelt wird es immer geben und Reisende, die die bequemen Verkehrsmittel benutzen! Aber daß die ungeheuere Zahl derjenigen, die heute nur der Mode zuliebe nach den Alpen ziehen, sich verringern wird, daß die „Reise-neurose“, worüber jüngst ein großes Wienerblatt geschrieben hat, sich einmal verlieren wird, daran ist nicht zu zweifeln. Wie es jetzt geschieht, daß man sich halbe und ganze Tage lang in überfüllten Waggonen matschwißt, um dann von Gasthof zu Gasthof um ein Logis zu betteln und um schlechtes Essen sich zu raufen, das werden die Menschen wohl einmal satt bekommen; die Mode wird sich ändern, oft kippt sie um. Es hat eine Zeit gegeben, wo man das Hochgebirge abscheulich fand, das Zeitalter der Perücken und Schäferspiele: geben Sie acht, der Stil Ludwigs XV. hat bereits angefangen, seine Liebhaber zu finden!“

Die Gräfin stimmte bei. Es gebe wohl auch, meinte sie, überhaupt nicht viele Menschen, die es verstünden oder auch nur versuchten, die Schönheit einer Landschaft zu würdigen; man achte nur, um sich davon zu überzeugen, ein wenig auf die Gespräche der Reisenden! N i e t s c h e hat über diese „Bergnügungsreisenden“ den böshaftern Ausspruch getan: „Sie steigen wie Tiere den Berg hinauf, dumm und schwitzend; man hatte ihnen zu sagen vergessen, daß es unterwegs schöne Aussichten gebe“.

D'Keilly ging noch weiter; er behauptete, die Schwärmerei für die Gebirgswelt sei sogar sehr häufig nicht bloß nicht geföhlt, sondern geradezu erlogen. Das lobe er sich an Jeannette! Die sagt's doch gerade heraus, daß sie die Berge nicht aushalten kann! Woher denn auch etwas anderes bei

Leuten, denen es an Bildung oder, was auf jeden Fall erforderlich ist, an einer gewissen künstlerischen Anlage fehlt, um Landschaften als Bilder zu genießen? ... Im allgemeinen wird ja immer nur die Gegend dem Menschen behagen, die ihn geboren hat, die ihn erzieht und nährt, an die er gewöhnt ist. Deshalb geht dem Magnaren nichts über sein Tiefland, gerade so wie dem Mpler nichts über sein Hochgebirge. „Oder glaubt man, daß selbst der Throler seine Heimat deswegen liebt, weil er die Berge „schön“ findet?“ ...

Es war der zweite Tag, nachdem O'Neill die Heimat seiner Mutter entdeckt hatte; er hat die Gräfin, sie heute zum Gillhof führen zu dürfen. Dahin konnte man noch kommen, ohne überall Salonthrolern und kreischenden Städterinnen zu begegnen. Der Weg war nicht markiert; kurz außerhalb des Dorfes zweigte er ab, lief schmal durch die Wiese und über den Bach, dann steil und steinig den Wald hinauf. Das sicherte den entlegenen Hof vor Störefrieden.

Untermwegs brachte die Gräfin das Gespräch auf Dr. Maas und sein Verlöbniß; sie hatte vom Wirte etwas verlauten gehört.

So sehr sie sich in anderer Hinsicht über die meisten Frauen erhob, die Neugier in Sachen der Liebe teilte sie mit allen.

O'Neill meinte, daß er nicht ermächtigt wäre, darüber zu sprechen und entschuldigte sich. — „Eines,“ fügte er indes hinzu, „möchte man im Interesse unseres Freundes wünschen: daß er sich klipp und klar, je bald, je besser, für die Annahme der hiesigen Arztenstelle entschiede; das würde Klarheit auch in seine andere Angelegenheit bringen.“

Die Gräfin fühlte sich durch die ablehnende Antwort O'Neill's fast ein wenig verletzt. Der

Grund, weshalb sie die Frage aufgeworfen hatte, war nicht bloße Neugier allein, es war ihr warmes, fast mütterliches Interesse für den jungen Tyroler. Sie hätte gewünscht, auf seinen Lebensgang, der, wie sie richtig mutmaßte, an einem Wendepunkt angelangt war, fördernd einzuwirken...

Unbemerkt waren die beiden Fremden ins Haus gelangt. Im Flur vernahm man Geräusch aus der Küche, dort stand die Bäuerin.

Diese große gewölbte Küche, von oben bis unten mit glänzend schwarzem Ruß wie mit Asphalt überzogen, das flackernde Feuer auf dem offenen Herde, dahinter die Hühnersteige und davor die hohe Gestalt der Gillschloßbäuerin mit den braunen sehnigen Armen — es gab ein packendes Bild: so dachte die Gräfin, müßten die alten Germanen gehaust haben!

O'Reilly trat voran und grüßte. „Ja, Grüß Gott!, Herr Doktor!“ erwiderte sehr erfreut die Bäuerin, und reinigte die Rechte, die sie ihm bieten wollte, an ihrer Schürze. „Sind Sie jetzt gen wirklich wieder auferkommen zum Jörgele! Gott sei Dank, es geht ihm wohl, wie mir's vorkommt, alleweil besser. Jetzt kommen Sie nur g'rad einer in die Stube!“

Da bemerkte sie die Gräfin, die noch unter der Küchentüre stand. „Ja, wen haben Sie denn da mitbracht?“ sagte sie verlegen. „Jetzt muß ich mich aber doch schämen“ — sie huschte hinaus in die Kammer, um sich eine frisch gewaschene Schürze umzubinden. Die Gäste betraten indes die Stube.

„Hier also hat meine Mutter ihre Jugend verbracht,“ sagte O'Reilly nicht ohne Rührung...

Es war die erste Tyroler Bauernstube, welche die Gräfin sah. Schön getäfelt, mit gelber Elfarbe gemalt, oben mit Blumengirlanden, am überbo-

den das Auge Gottes. Ringsum laufend die Bank, in der Ecke der mächtige Tisch mit blanker Thonplatte, dahinter ein Kreuzifix und alte Heiligenbilder auf Spiegelglas. Schräg gegenüber der Ofen: ein viereckiger Unterbau aus grünen Kacheln, darauf der gemauerte Zylinder, rings um den Ofen die breite Bank und ein Gestände von Holz, um Wäsche zu trocknen, das oben etwa auch als Lagerstätte zu benützen war. Neben dem Ofen die alte Wanduhr, dann an einem Gemstrüchl hängend der Stutzen, und in die Mauer eingelassen der versperrbare Schrank. Wie bequem das alles und wie nett! Die Tageshelle, die durch vier Fenster das Gemach beleuchtete, war durch Blumenfreudlich gedämpft und durch einen grellroten Vorhang dort vor dem Bitterbettchen, in welchem das Jörgel lag und schlummerte. Neben ihm, ein Strickzeug in der Hand, saß ein blondes Mädchen, das Gretele.

„Grüß Gott!“ sagte schüchtern das Kind und erhob sich.

„Grüß dich Gott, Kleine,“ erwiderte die Gräfin, „die Mutter weiß schon, daß wir hier sind.“ Sie legte ihre feine Hand auf das flachshaarige Köpfchen, das schämig errötete.

„Nun, wie geht's dem kleinen Bruder?“ fragte der Arzt, indem er sich über das schlafende Büblein beugte und seine Atemzüge belauschte. Dann, die Uhr in der Hand, prüfte er seinen Pulsschlag.

Die Bäuerin, angetan mit der neuen Schürze, trat ein. Der Kleine sei außer Gefahr, erklärte ihr der Doktor, sie dürfe beruhigt sein. Und die Bäuerin fing an, von den Zeichen der fortschreitenden Genesung zu berichten.

Aber die Stubenluft war der Gräfin nicht behaglich. Sie flüsterte O'Reilly zu, daß sie sich draußen setzen wolle. „Kannst du mitkommen, Kleine?“

fragte sie das Gretle und nahm es an der Hand. O'Reilly hatte noch mit der Bäuerin zu sprechen; die Gräfin ließ sich draußen auf der Bank vor dem Hause nieder.

„Wie schön Ihr es doch hier habt, liebe Kleine!“

„Schön?“ fragte das Kind. Das hatte es nie gehört. Aber es besann sich bald. „Wohl, wenn ein schöner Tag ist, nachher ist's heroben viel feiner, als unten im Dorf.“

„Gehst du zuweilen ins Dorf hinab?“

„Halt in die Schule.“

„Jeden Tag?“

„Wenn halt Vakanz ist, nicht.“

„Und im Winter? Jeden Tag gehst du zur Schule? So allein, über eine Stunde weit, den steilen Weg?“

„Ich nehm' wohl mein' Kodel.“

„Kodel? Was ist das?“

„Ja, ein kleiner Schlitten! Haben Sie nie eine Kodel g'sehen?“ ...

„Ach ja, Kodelsport!“

„Nachher brauch' ich keine zehn Vaterunser bis abi zum Bach.“

„Betest du denn während des Fahrens?“

„Nein, selb' nicht! So sagt man halt g'rad bei uns.“

„So bemerkt Ihr die Zeit? Nach der Dauer eines Vaterunser-Gebetes?“ ...

„Ja, auch beim Eierfieden. Aber dort betet sie die Mutter.“

„Wie viele?“

„Dreie.“

Das hatte die Gräfin nie gehört, daß man sich auf solche Weise über den Mangel einer Uhr weghelfen könne.

Die Kleine, etwas zögernd und sehr bescheiden, erklärte weiter: „Nachher, wenn man sagen will,

wie weit ein Ding weg ist, sagt man: ein' Büchsen schuß weit."

"Wie weit ist das?"

Jetzt drohte die Rede zu stocken.

"Gretetele, g'schwind! Hilf mir den Tisch aufzu tragen!" rief die Mutter von innen.

Das Kind entschuldigte sich auf seine Weise und lief in die Stube.

D'Keilly trat jetzt zur Gräfin. „Geben Sie mal acht," sagte diese verwundert, „was das für ein kluges Mädchen ist!"

„Es kann mich nach der Mutter nicht wundernehmen," entgegnete D'Keilly, „das ist ein grundverständiges Weib. — Aber die Freude, uns zu bewirten, müssen wir ihr gönnen."

Die fremden Gäste wurden bewirtet, so gut es das Haus nur vermochte. Die Gräfin erklärte feierlich: besseren Rahmkaffee, schönere Butter und schwachhafteres Brot als das schwarze, hausgebackene, hätte sie kaum noch genossen. Das freute nun allerdings die Bäuerin nicht wenig, sie faßte völlig Zutrauen zu der fremden Frau; und da die Arbeit in der Küche getan war, bat sie um die Erlaubnis, sich neben ihre Gäste setzen zu dürfen. „Du, Gretetele, wirst aber fast eini geh'n müssen, weißt', dem Sörgele Fliegen wehren."

Das hatte D'Keilly der Bäuerin bereits mitgeteilt, wozu besonderes Interesse für ihn der Gyllhof besitze. Sie kannte aber, da sie erst vor 20 Jahren hierher geheiratet hatte, die Familie Reinler nur noch vom Hörensagen, wogegen ihr Mann, der Gyllhofer, sich recht gut daran erinnert.

Die Gräfin erkundigte sich nach ihren Kindern. Drei hätte sie noch, erklärte die Bäuerin: außer den beiden kleinen da noch einen erwachsenen Buben, den Sepp, der, setzte sie mit einem Seufzer hinzu, das nächste Jahr zum Militär muß. „G'habt ha-

ben wir aber wohl noch fünf dazu, sie sind uns alle g'storben — denken Sie: einmal drei in e i n'm Winter! Wissen Sie wohl, es ist ja kein Doktor im Thal g'wesen, jetzt schon fünf Jahr lang keiner mehr. Und bei der Halsbräune kommt einer ja lang zu spät, wenn man ihn gar vom Land aufer holen muß. Ja, wenn der jetzige dablief! Aber sie sagen, der wird halt auch wieder fort wollen, wenn der Schnee kommt. Es wird den Herren nachher zu langweilig bei uns da und wohl etwa auch ein bißl zu streng.“

„Nun,“ sagte die Gräfin mit einem Seitenblicke nach O'Neill, „wir werden dem Dr. Maas zusprechen, daß er hier bleibt.“

„O, Frau, das wär' wohl eine rechte Wohlthat fürs ganze Thal!“

Wo denn aber ihr Mann sei, fragte die Gräfin.

„Ja, mein, jetzt einmal wieder bei den Fremden.“

„Als Führer? Nun, da verdient er doch viel.“

„Das'elb' ist so,“ erklärte die Bäuerin offenerzig: „Verdienen tut er viel, aber bleiben, wenn man alles nimmt, tut zulezt gar wenig, und gearbeitet hat er nachher für andere. Jetzt nehmen Sie: schier den ganzen Sommer geht er mit den Fremden auf die Berg'; das ist nicht so ein leicht's Brot, und wundern kann man sich nicht, wenn er dann in den Wirtshäusern viel braucht. Dabei g'wöhnt er sich den Wein an, und im Winter geht's halt nachher auch, wenigstens an den Feiertagen, ins Wirtshaus. Und heifler mit dem Essen ist er auch schon worden, daß ich's ihm oft nicht mehr recht ermach', Frau, bei allem Fleiß! O mein, das hätt's früher wohl nicht geben!... Aber, wissen Sie, 's Argste ist, daß er daheim die Arbeit versäumt, und g'rad alles nur auf mir liegt, und wir eine Dirn' extra halten müssen, die wir sonst, b'sonders

im Winter, wirklich nicht brauchten. Und gar 'sjeib' ist: nicht mehr so gern arbeiten tut er, kommt mir vor, als wie früher... Da rechnen Sie sich's aus, wo nachher zulezt der Profit bleibt."

Die Gräfin sagte, zu O'Neillh gewendet, sie habe sich einmal erzählen lassen, daß ein bekanntes Dorf in der Schweiz durch den Fremdenverkehr geradezu verarmt wäre: alle Männer verdingten sich dort als Führer und Träger, Dienstboten waren wenige zu haben, und so gingen die Bauer-schaften zurück. Dabei steigerten sich die Bedürf-nisse der Leute, die Arbeit verleidete ihnen, der reiche Verdienst des Sommers ging völlig auf, und — eines Tages baute man ihnen die Eisenbahn auf den Berg, der die Quelle ihres Gelderwerbes war. Jetzt sind die Führer überflüssig und die Baxer-schaften ruiniert.

Es wäre ratfam, meinte O'Neillh, solche Er-fahrungen zu sammeln. In Tyrol scheine man die Losung ausgegeben zu haben: Hebung des Frem-denverkehrs auf alle Weise; das sei eine kurz-sichtige Handelspolitik. Man sollte wissen, wie weit man gehen könne. Gerade die Geschichte des Frem-denverkehrs in der Schweiz würde vielfach ernüch-ternd wirken; sie sollte, wenn es nicht schon gesche-hen wäre, geschrieben werden an der Hand statisti-scher Erhebungen.

"Ja mein," mischte sich die Bäuerin wieder in das Gespräch, „für alle Leut' einmal ist der Fremdenverkehr wohl g'wiß nicht von Nutzen, nicht einmal von ein'm Geldnuzen. Und wenn die Frem-den alle wären wie Sie zwei! Aber Leut' gib't's nachher d'runter, ich sag's Ihnen, schlechte, die mei-nen, sie dürften sich bei uns herinnen, weil sie fremd sind, g'rad alles erlauben. Und nachher noch schlechte Schriften verbreiten und Bücher! Es hat schon lezthm einmal der Herr Kurat darüber gepredigt;

aber wissen Sie, ich hab's wohl selber erfahren" ...

Die Bäuerin warf einen Blick ins Haus, um sich zu überzeugen, daß sie unbelauscht sei, und fuhr mit erregter Stimme fort: „Jetzt hab' ich gen vor etlichen Tagen auf der Kammer vom Sepp ein Buch g'funden, ein Fremder, hat er g'sagt, hab's ihm g'schenkt. Ich hab' ein bißl g'lesen d'rin, nicht, weil's mich etwa g'wundert hätt', aber weil ich's hab' wissen wollen wegen dem Buben. Und was da g'standen ist, Frau, mein Lebtag hätt' ich nicht glaubt, daß man so was sich denken könnt', geschweigest schreiben und drucken! Ganz entsetzlich, Frau, Sie dürfen mir's glauben! Wie über die Religion da g'red't ist g'wesen und übers Sacrament der Gh', und kein Mensch soll mehr etwas eigenes haben — daß Gott erbarm'! Sozialdemokratisch heißen sie das ... Aber dort wohl hab' ich den Sepp herg'nommen (er hat's zum Glück noch nicht ang'fangen g'habt, das Buch), in die Kuchl hab' ich ihn g'führt und das Zeug verbrennt vor ihm, und g'sagt hab' ich: Sepp, das Feuer, wenn's reden könnt', tät sich schämen, daß es das Zeug da anrühren muß ...

„O mein Heiland, ja,“ fuhr die Bäuerin fort, „Kinder verlieren, Frau — Sie haben's etwa wohl auch erfahren? Gelten Sie ja? — das ist wohl g'wiß hart, aber Kinder erziehen heutigen Tags! ... Wie könnt' man sie denn behüten, wenn man vier Augen hätt'! Und wie soll denn jetzt so ein junger unerfahrener Mensch nicht zugrund' geh'n müssen, wenn man ihm so kommt! ... Ich muß Ihnen das g'rad auch sagen, vielleicht gar, daß Sie mir helfen könnten, etwa Sie, Herr Doktor! Auf der Post d'runten sind Sie, gelten Sie? Ja, vielleicht, wenn Sie mir reden täten mit dem Postmeister, ich komm' ja vom kranken Bübel

nicht weg . . . Jetzt hören Sie! Der Sepp geht heuer auch schon hie und da einmal als Führer, der Vater hat's ihm erlaubt, daß er für seine Militärjahr' ein' klein' Notpfennig zusammenbringt. Und jetzt letzterhand ein paarmal hat er müssen zwei Fräulein, oder wer sie halt sind, auf 's Joch begleiten. Die tun immer reiten, er muß die Pferd' führen — kennen Sie sie etwa gar? Haben Sie sie g'sehen?" . . .

„Ich glaube ja,“ sagte D'Reilly, und zur Gräfin gewendet: „die beiden vermutlich, über die sich jüngst der alte Sanitätsrat ausließ. — Fahren Sie fort, Frau!“

„Nu, gestern hat sie der Weg da vorbeig'führt, auf den Platzvogel sind sie g'ritten. Und der Sepp, wie er mich g'sehen hat, ist er ganz rot worden; mir aber hat's ein' Stich geben, Frau, wie ich die zwei Weibsbilder anschau', nicht sagen könnt's ich's Ihnen! Die richtigen sind die einmal g'wiß nicht! Und wie die eine ihn ang'schaut hat und mit ihm g'redet hat, wie sie oben g'wesen sind beim Wald — g'rad niederknien hab' ich müssen und reren und zum Schutzengel beten! . . . Mein Gott, wissen Sie wohl, soviel ein schöner Bursch wie der Sepp ist, was könnt' jetzt um Gotteswillen aus dem Buben werden! . . . O wenn Sie mir doch die G'fälligkeit täten, Herr Doktor, ich lass' den Postmeister bitten, der hat ein Herz, er soll den Sepp g'rad mit denen nimmer schicken, er soll schauen, daß er wo anders zukommt!“ . . .

D'Reilly, der die Sache ernst nahm, sagte zu; er werde mit dem Postmeister reden, heute noch. Die Gräfin aber suchte die geängstigte Mutter zu trösten.

„Mein Trost ist halt,“ meinte die Bäuerin, „daß jetzt Portiunkula nicht mehr weit ist, da geht er doch beichten.“

Der Gräfin entschlüpfte die Frage: ob das denn wohl helfen würde? ...

„Wär' nicht aus,“ sagte die Bäuerin entsetzt, „wenn das nicht mehr hülf'! Nein, nein, ein' guten Willen hat er schon doch noch der Sepp, und wer ein' guten Willen hat, den hebt der liebe Gott doch allemal wieder auf.“

Die Bäuerin war gedrückt, es tat ihr wohl, sich aussprechen zu können und Verständnis und Mitgefühl zu finden; denn das las sie aus den Blicken der Gräfin.

Sie solle ja gewiß wieder kommen, die Frau, und das recht bald, hat sie beim Abschied. „Ja, recht bald,“ erwiderte die Gräfin, „es ist mir so wohl bei Euch da!“

Dann ging sie in die Stube, sich vom Gretele zu verabschieden. „Wir zwei,“ sagte sie zum Kinde, „müssen Freundinnen werden! Ich komme bald wieder — dann werd' ich dich wieder ausfragen wie heute.“

Als O'Neill der Bäuerin Geld in die Hand drückte, um sie für die Bewirtung schadlos zu halten, wies diese es mit Entsetzen zurück. Was ihm denn nur einfiele, wo sie ihm das Behnfache schuldig wäre!

„Ich kam doch nur zu meinem Vergnügen,“ sagte der Arzt. Dann hat die Gräfin, daß sie wenigstens von ihr etwas annehme; aber sie mußte absteigen, wenn sie die Frau nicht ernstlich beleidigen wollte.

* * *

Als die Gräfin an der Seite O'Neill's bergab stieg, fiel ihr ein, daß nun ihr Dagobert, den sie als fünfjährigen Knaben verlor, im Alter O'Neill's stehen würde, daß ihr eigener Sohn an ihrer Seite schreiten könnte statt des Amerikaners... Eine wehmütige Stimmung überkam sie.

„Wir haben ein Wort,“ sagte sie nach längerem Schweigen, „das meine Empfindungen auf dem Gyllhof gut zum Ausdruck bringt: mir „heimelt“ es da . . . Sehen Sie, der liebe Gott hat es so gewollt, daß ich jetzt für mein Alter einsam dastehe; aber ich fühle mich auch fremd sogar in der eigenen Heimat. Die protestantischen Deutschen haben ihr Vaterhaus verlassen, und ich fand mich in dem neuen Hause nie so völlig zurecht . . . Just wie diese guten Tyroler Leute, just so denke ich mir unsere alten Deutschen“ . . .

Die Gräfin Redow war, was man den Pomern nachzurühmen pflegt, eine mannhafte Natur, von unnahbarem Konservatismus, von einer tiefgehenden Innerlichkeit, die zuweilen ans Phantastische streift, daneben voll Verständigkeit in allem Tun.

„Ich habe als Mädchen oft darüber gesonnen, wie jene Zeiten des Mittelalters etwa beschaffen waren, die uns ein Nibelungenlied und den Parzival, den Kölner Dom und die deutsche Hanse hinterließen; ‚finster‘, ‚barbarisch‘? Doktor, als kleinem Mädchen sind mir derlei Bezeichnungen wie ein Unrecht vorgekommen, und wehe tat es mir, daß wir Protestanten unsere ganze katholische Vergangenheit, das ist die Zeit der Größe, die Zeit (was unsere Jugend kaum erfährt!), in der die Deutschen die weltbeherrschende Nation waren, sozusagen verleugnen und mitleidig, wo nicht verächtlich, auf unsere Mitbürger herabsehen, die das geblieben sind, was unsere Ahnen waren. Intoleranz ist ja immer ein Zeichen von Engherzigkeit und Unbildung: in unserem Falle aber auch die größte Impietät gegen die deutsche Nation.“

Die Gräfin erzählte aus ihrem eigenen Leben. Stolz Erinnerung ihrer Familie waren von Jugend auf ihre Freude. Das Geschlecht reicht weit zurück; mit Ottokar II. waren die Redow ins Preu-

zenland gekommen (daher sie heute noch eine gewisse Vorliebe, eine Art Anhänglichkeit für Oesterreich besitzt); im sechzehnten Jahrhundert ist ein Redow, der Stammvater aller späteren Linien, deutscher Ordensritter gewesen, hat sich aber säkularisiert und dafür ein Stück Ordensgebiet gewonnen. Seit jener Zeit ist die Familie lutherisch. Die Redow schlugen sich im Dreißigjährigen Krieg unter den Fahnen des Schweden und des Braunschweigers, sie führen heute noch mit Vorliebe die Namen Christian und Gustav Adolph.

Ein Onkel der Gräfin bildete eine Ausnahme, sie hat ihn noch gut gekannt. Es war zu Ende der vierziger Jahre, als er bei einem zufälligen Aufenthalte in Rom in den Zirkel jener „Romantiker“, der Cornelius, G. H. Schubert, E. v. Lasaulx und anderer, geriet, zum Katholizismus übertrat und auf das hin von der Familie beseindet, enterbt und verleugnet wurde.

Die kleine Komtesse hatte ihn aber sehr lieb gehabt und mochte in seiner Konversion kein Verbrechen erblicken. Er sei von der Religion seiner Väter abgefallen, sagte man ihr, und sie erwiderte, er sei vielmehr zur Religion der Väter zurückgekehrt; denn die Geschichte ihrer Familie begann ihr nicht erst im sechzehnten Jahrhundert.

Im Pensionat plagte man die Mädchen mit griechischer und germanischer Götterlehre; wenn sich aber die junge Dame, die doch auch Geschichte und Literatur des Mittelalters lernen mußte, über die katholische Kirche, die Kirche ihrer Ahnen, unterrichten wollte, hörte sie nichts als Schimpf und Hohn. Das empörte sie jedesmal. Sie sollte das Treibende, Beseelende jener gewaltigen Zeit, die katholische Religion, für ein Gemengsel von Aberglauben, Dummheit und Priestertrug halten! Viele Redow waren geistliche Würdenträger, Bischöfe und

Ordensritter gewesen: es widerstrebte ihrem Familienstolze, sich dieselben als „Schurken“ oder „Dummköpfe“ vorzustellen...

So garte es in dem Mädchen. Über ihrer Verlobung und Vermählung, in der Zeit ihres kurzen ehelichen Glückes und während der Schrecken des deutsch-französischen Krieges, über den Wunden, die der Verlust ihres Gemahls, dann der Tod beider Kinder ihr schlug, vergaß sie wohl jene Zweifel. Im Laufe der Jahre aber, als sie auf dem einsamen Schlosse, angewiesen auf die Unterhaltung einer alten Tante, des Pastors und weniger Rittergutsbesitzer, hinreichend Zeit fand, sich mit geschichtlichen Studien, ihrem Lieblingsfache, zu beschäftigen, brachten ihr diese aufs neue die alte Unruhe. Sie bat den Pastor um ein katholisches Buch — es war keines zu haben; um Nennung einer Weltgeschichte vom katholischen Standpunkte — man warnte sie davor. Da stieß sie einst auf eine äußerst abfällige und gereizte Besprechung des Janssenschen Geschichtswerkes, die ihr bei wiederholtem Lesen so viele Bedenken erregte, daß sie beschloß, sich das Werk Janssens anzuschaffen. Und das war ein Wendepunkt in ihrem geistigen Leben.

Als ihre Tante gestorben und ihr das ansehnliche Vermögen zugefallen war, beschloß sie, den Katholizismus mit eigenen Augen anzusehen; denn nie noch hatte sie in einem katholischen Lande verweilt. Sie reiste also in diesem Frühjahr nach Rom und — fand sich dort nicht zurecht; ja, sie fühlte sich enttäuscht. Auf dem Rückwege aber hielt sie sich in Bozen auf. Da gefiel es ihr. Wieder auf deutscher Erde: deutsche Ehrlichkeit, deutscher Fleiß, deutsche Sauberkeit! Sie blieb, bis die heiße Jahreszeit sie zum Aufenthalt in Bösdorf veranlaßte, und hier auf dem Gillhose „heimelt“ es ihr...

Sechstes Kapitel.
Der Gemeindefarzt.

Dr. Maas stand im Hausgange, die Büchse über der rechten Schulter, neben sich einen Rehbod, den die Kellnerin aus dem Rucksack löste. „Kathl, ist das nicht ein Prachtkerl?“

Die Kathi lachte mit dem ganzen Gesicht. „Nein, haben jetzt den Sie g'schossen, Herr Doktor? Hat der Lackner keinen gekriegt?“

Der Lackner keinen; es war das einzige Stück, das der Hund zum Auftrieb brachte. Aber das Wild kam ihm prächtig zum Schuß. Über die Runse herab — er ließ es sich nähern — plötzlich, auf achtzig Schritte macht es kehrt, will im Buschwerk verschwinden, da kracht der Schuß; „Kathl, das ist mein erster Bod in Bösdorf!“ —

Jetzt traten die Gräfin und O'Reilly zum Hause herein, und Maas lud sie beide sogleich ein auf den Rehrücken. „Warten Sie, — morgen ist's noch zu früh, für übermorgen abends erbitt' ich mir die Ehre.“

Man willigte ein. „Das Arrangement überlassen Sie dann wohl mir,“ sagte die Gräfin, „das ist Frauensache.“ —

Die Gräfin ging auf ihr Zimmer, O'Reilly führte den Doktor ins Herrenstübchen, wo gerade der Wirt über Rechnungen saß. Der Amerikaner trat auf ihn zu: „Ich wollte Sie rufen lassen, Herr Wether! Ungerufen ist besser. Hab' ein Anliegen an den Gemeindevorsteher. Das sind Sie doch? Gut!“ Und O'Reilly trug das Anliegen der Bäuerin vor mit dem Beifügen, daß ihm selbst schon jene Weiber aufgefallen seien, und wie der Sanitätsrat sich darüber geäußert habe.

„Ja, nachher, wenn die Sach' so ist,“ sagte der Postmeister, „nachher, fahren wir überhaupt aus

damit! . . . Ah, sein tut's weiter ein Kreuz! Zuerst weiß ich bald nimmer, wie müßt meine Dienstmädeln aussehen müßten, daß sie sicher wären — die Kathl könnt' ein Lied singen, mein' ich! Wie viel Ohrfeigen die etwa schon austeilt hat —"

O'Neillh unterbrach, indem er sich an Dr. Maas wandte: „Mir das Unbegreifliche in Europa! Wissen Sie, wie die Verhältnisse in dieser Hinsicht in Nordamerika liegen? Jeder Mann fühlt sich als berufenen Beschützer der Frauenehre. In der Tramway, auf Eisenbahnen, wo es sei, eine Dame, wer immer sie sei, wird unbehelligt bleiben. Wer es wagen wollte — kann nötigenfalls Bekanntschaft mit dem Revolver machen.“

„Ja, und bei uns!“ entgegnete der Wirt. „Nicht einmal so ein armer Dienstbot', der sich den ganzen Tag abplagt und müd' arbeitet, ist nachher sicher! . . . Aber daß uns jetzt gar noch solche Weiber hereinkämen, na, den Brauch werden wir aufkommen lassen nit! Mit denen will ich absahren . . . Aber wissen Sie, die Sach' ist jetzt so: tu' ich sie bloß aus dem Haus, nachher nehmen sie anderswo ein Quartier, die G'schicht' wirbelt Staub auf und zieht sich auf alle Fälle in die Läng' . . . Am g'scheitesten, man schafft sie ab von Gemeinde wegen. Den Ausschuß hab' ich so hinter mir.“

Dr. Maas hatte dagegen Bedenken: wenn kein Faktum vorliege . . . „Nach dem G'seh ist's g'nug, daß sie einen schlechten Ruf haben,“ erklärte der Vorsteher. „Ja, aber wissen Sie was? Man kann der Sach' noch ein bißl ein' andern Anstrich geben: es ist just auch von Sanitäts wegen. Tun Sie g'rad jetzt mit mir geh'n, Doktorle!“

„Aber ich bin doch keine Amtsperson“ . . .

„Das wird die Weiber was angehen! Gehen Sie nur mit jetzt, Herr Konrad, allein kann ich so wie so nicht geh'n, und Sie tun ein gut's Werk damit.“

Bögernd folgte Maas dem Postmeister auf das Zimmer der Damen. Er wäre in amtlicher Eigenschaft hier, erklärte der letztere; als Gemeindevorsteher müsse er Einblick nehmen in ihre Papiere.

Über den Charakter der beiden Personen konnte, da man sie in ihrer Häuslichkeit sah, kein Zweifel bestehen. Aber die eine, ein nicht mehr junges Weib mit hochblondem Haar und der Physiognomie eines Pantertieres, weigerte sich entschieden. Sie sehe hier nur den Wirt und Postmeister, der, statt sie zu belästigen, sie vielmehr zu schützen habe...

„Dasselb', wenn's die Gemeinde will und wenn's von Sanitäts wegen ist“ —

Dr. Maas war an die eine herangetreten und besah sie mit dem Auge des Arztes. Jetzt verfärbte sich das Weib und geriet in Wut: „Herr Doktor Maas? Ich habe von Ihnen sprechen gehört. Sie sind hier Aurgast, wie meine Freundin und ich, Sie haben gar kein Recht, sich um uns zu bekümmern —“

Sie wollte mehr sagen, aus der Verteidigung zum Angriff übergehen — da packte den Doktor der helle Zorn: er stehe jetzt hier als Gemeindearzt, jawohl als solcher, und fordere sie auf, dem Befehle des Vorstehers nachzukommen, widrigenfalls man die Assistenz der Gendarmerie —

Das wirkte. Die Weiber bequemteten sich, das Haus zu verlassen, in dem man „das Recht des Gastes in solcher Weise respektiere“; aber der Postmeister erklärte, sie müßten fort nicht bloß aus seinem Hause, sondern aus der Gemeinde, und das heute noch, in Bösdorf wäre kein Platz für ihr Gewerbe.

Es war nicht mehr nötig, Drohungen auszusprechen. Die Ausgewiesenen fügten sich, in einer Stunde waren ihre Habseligkeiten gepackt, ein schlechter Gaul brachte sie hinaus zur Bahn.

Aber die eine mußte Erfahrungen besitzen. Sie äußerte, daß sie sich vergewissern werde, welche Rechtsmittel ihr gegen diese Ausweisung zu Gebote stünden — das Weib schien ganz darnach angetan, daß sie sich rächen wollte. Auch sah man sie vor ihrer Abreise noch im Gespräche mit einem Wiener Journalisten, der des öfteren in ihrer Gesellschaft war: wenn dieser der Sache nachging? . . .

Dem Dr. Maas, der von Hause aus eine etwas ängstliche Natur war, wurde es unbehaglich. Wenn man ihm „Anmaßung von Amtsgewalt“ vorwarf, das traf ihn zurecht . . . Er äußerte seine Besorgnisse, und der Wirt, statt ihn zu beschwichtigen, vermehrte noch seine Angst. „Einig'ritten hab' freilich i ch Sie, das ist wohl wahr, aber die Lug haben halt doch S i e g'sagt, sein tun schon Sie der Blamierte . . .“ Dabei blinzelte er den Doktor von der Seite an und setzte dann bei: „Halt wegen dem, Herr Konrad, es müßt' nicht einmal eine Lug g'wesen sein“ . . .

Maas schwieg eine Weile. „Nu, Mathies,“ sagte er dann, „gedacht hab' ich mir's eigentlich erst heut' wieder auf der Rehjagd, daß es in Bösdorf so übel nicht wär'. Auf ein Jahr könnt' man's probieren“ . . .

„Recht, recht,“ sagte der Wirt mit erheuchelter Gleichgültigkeit, „nachher können Sie von gestern ab unser Gemeindefarzt sein!“

„Von gestern ab?“

„Aber natürlich! In der letzten Ausschußsitzung ist die Sach' zur Sprach' kommen und hat man mir's übertragen: wenn Sie einverstanden sind, soll ich nur den Kontrakt schreiben, und fertig. Schreiben wir halt flink den Zettel und datieren ihn von gestern! Das nehm' ich schon auf's G'wissen, und übrigens, wissen tut's ja niemand, wie's hergegangen ist, als Sie und ich, und wir werden's Maul wohl

nicht austun, denn blamiert, Doktorle, wären wir
justament beide!"

Dem Doktor mißfiel der Ausweg nicht eben,
er stimmte endlich zu.

Und wie hatte es aber jetzt der Vorsteher so
eilig! Augenblicks in sein Schlafzimmer, die Tür
zugeriegelt und den Kontrakt geschrieben. Die Be-
dingungen waren bekannt aus der Offertauschrei-
bung; Maas hatte nichts dagegen zu erinnern. Also
noch das Datum vom Gestrigen und die Unter-
schriften und das Siegel der Ortsgemeinde Zös-
dorf: „So, und jetzt sind Sie unser Doktor, Herr
Konrad! Die Teufelstweiber — es ist fast, als sollt'
man ihnen noch ein Vergelt's Gott! sagen! Jetzt
aber muß ich gleich fort, die Männer vom Ausschuß
unterrichten. Wird ihnen recht sein,“ meinte er kühl
und kurz, während ihm das Herz lachte vor Freude
und er daran ging, dem Doktor eine Überraschung
zu bereiten.

* * *

Dr. Maas war an jenem Nachmittage ruhig
und heiter gestimmt. Wie eine günstige Vorbedeu-
tung erschien es ihm, daß er eigentlich in Ausübung
eines gutes Werkes, indem er Schaden von ande-
ren abwehrte, zur Übernahme seiner Stellung ge-
drängt worden war. . . . Und daß er sich überhaupt
nur einmal entschlossen hatte, daß er der fortwäh-
renden Zweifel endlich ledig war! Er fühlte sich
frei und leicht — und berichtete, ohne ein Wort der
Erklärung oder der Entschuldigung hinzuzufügen,
die Tatsache, daß er seit gestern Gemeindecarzt in
Zösdorf wäre, an Hedwig. Den Brief gab er eigen-
händig, und zwar rekommandiert, auf die Post. —

Die Gräfin, bei welcher er mit O'Reilly den
Abend verbrachte, las ihm seine Zufriedenheit vom
Gesichte ab; mit warmer Teilnahme ließ sie sich

seine Bestallung zum Gemeindefeuerarzt berichten. „O, das gibt nun zwei freudige Tatsachen zu melden,“ sagte sie, „gleich morgen muß ich damit auf den Gyllhof!“ —

Als es finster geworden war, gab es plötzlich Musik in Bösdorf. Was ist das? Ein Fackelzug, der sich zum Posthause bewegt, sich unter der Altane der Gräfin postiert!? . . . Der Postmeister hatte es angezettelt: die Gemeinde sollte ihren neuen Gemeindefeuerarzt feierlich begrüßen und willkommen heißen, ihm ihren Dank und ihre Freude öffentlich bezeigen. Er selbst, der Vorsteher, brachte das Hoch! aus.

„Also doch,“ witterte jener Wiener Journalist zu seinem Nachbar; „ich hätt' ihn eintunken mögen, den scheinheiligen Burschen!“ —

Als O'Reilly mit dem Gefeierten von der Altane zurücktrat, sagte er: „Das wird wohl aber bekannt werden, daß Sie sich hier niedergelassen haben, Herr Gemeindefeuerarzt von Bösdorf? . . .“

„Meldung an Fräulein Hedwig ist sogar schon erstattet,“ lautete die Antwort.

O'Reilly war es zufrieden. Welchen Erfolg der Entschluß des Doktors nach dieser Seite hin haben würde, war ihm kaum noch zweifelhaft.

* * *

Der Fackelzug am Abende lieferte den Fremden Redestoff zum Frühstück. Einige wußten, auf welche Weise sich der gefeierte Gemeindefeuerarzt in sein Amt eingeführt habe, und das sprach sich herum. Die meisten ließen es sich an der pikanten Tatsache genügen, andere übten Kritik. Man warf die Frage auf, ob dem Wirthe das Recht zustände, einem Gast die Unterkunft zu verweigern, oder wie weit das

Recht der Gemeindevorsteherung in einem solchen Falle ginge und dergleichen. Jener Wiener Journalist sprach sehr bestimmt die Überzeugung aus, daß der ganze Handel „vom Pfaffen“ angezettelt sei.

An seinem Tische befand sich der vorerwähnte Sanitätsrat, ein biederer Schwabe. „Das mag sein oder auch nicht,“ erwiderte er; „will auch gar nicht urteilen, ob die Gemeinde ein Recht hat, die Dirnen auszuweisen — geht mich nichts an, Sach' der Gemeinde. Nur für meine Person, sehen Sie, bin ich dem Herrn Postmeister und Gemeindevorsteher dankbar, sehr dankbar, sag' ich Ihnen. Ich muß Parfüm ohnehin g'nug vertragen — haben Sie schon einmal ein großes Spital g'sehen, he?“ ...

Der Journalist gab dem Thema eine Wendung, indem er von dem Stumpfsinne, der Denkfähigkeit und Intoleranz der Tyroler im allgemeinen sprach. Da verzog der alte Herr die Mundwinkel, sagte sein „Gut'n Morgen, Herr'n!“ und ging, den Spazierstock mit dem silbernen Knäuf unter den Arm nehmend, etwas geräuschvoll davon. —

Dr. Maas hatte heute seine fröhlichste Laune. Ungewöhnlich frühe suchte er O'Reilly auf. „Post gekommen?“ fragte dieser. „Bah, die Post kommt doch immer erst nachmittags nach Bösdorf, und vor morgen ist ein Brief überhaupt nicht zu erwarten, selbst wenn man postwendend schrieb!“ ... Nein, Dr. Maas hatte seinem Freunde eine Bitte vorzubringen: er möge ihn in „sein“ Haus begleiten, in das Haus des Gemeindefarztes, das erst vor drei Jahren von Grund aus neu gebaut wurde, und das er sich noch gar nicht angesehen hatte; der Postmeister habe ihm gestern abend die Schlüssel dazu überreicht. „Ich bin nicht sehr praktisch in solchen Dingen,“ sagte Maas; „Sie, der Amerikaner, wissen in allem Bescheid. Sie müssen mich beraten, ich

will das Haus hübsch einrichten. Eine schöne Wohnung ist auch die Freude des Mannes."

"Und die Welt einer Frau," ergänzte schmunzelnd D'Keilly.

Das Haus des Arztes hatte eine gute Lage, mitten im Dorfe, auf der rechten Seite des leicht ansteigenden Kirchplatzes, fünfzig Schritte unter dem Pfarrhause, dessen Garten von dem ansehnlichen Obstgarten des Arztes durch die Kirchgasse getrennt war. Die Bösdorfer hatten das Haus neu und mit einem gewissen Luxus aufgeführt, nachdem ihnen ein paar jüngere Herren, die sonst nicht übel Lust zeigten, die Arztenzstelle zu übernehmen, erklärt hatten, das alte Haus wäre zu klein, auch schon haufällig und kurzum geradezu unwürdig; auf eine schöne Freiwohnung aber würde jeder Bewerber zuerst sehen.

Zögernd ging die Gemeinde an den Neubau, und die Zungen waren bis heute nicht zur Ruhe gebracht, die da behaupteten, man hätte das schwere Geld ins Wasser geworfen; wozu dieser „Palast“, nachdem doch kein Arzt sich finde? Jetzt war der Arzt gefunden, das Haus hatte seine Bestimmung.

Ein schier feierliches Gefühl überlief den Doctor, als er von seinem Heim Besitz ergriff, indem er bedächtig das Hausthor aufschloß, dann alle Fenster und Jalousien sperrangelweit öffnete. Wie praktisch und wie anheimelnd diese Behausung! Im Obergeschoß, in der Mitte, der helle, breite Ausgang, rechts und links Zimmer, hier deren drei, dort zwei, und an diese anstoßend Küche, Speise und Magdkammer. Dann nach rückwärts die große Altane, von der eine Stiege in den Garten führte. Und diese Aussicht! Hier auf den Kirchplatz und hinaus zum Tale, dort hinab bis zum Bache und gerade hin auf das wilde Sunfar. Und vollends rückwärts über den Garten nach dem Hintergrunde

des Tales, auf die Gletscher! Maas ging von einem Fenster zum anderen, allerlei schöne und süße Bilder tauchten vor ihm auf...

O'Neill drang auf einen Plan. Wo soll das Ordinationszimmer sein, das Wartezimmer, die Apotheke? Zu ebener Erde, selbstverständlich, da hat bereits der Baumeister Vorseeung getroffen. Alles in Ordnung; bequem, trocken, geräumig. Aber nun die Privatwohnung, für welche das ganze obere Stockwerk bestimmt war!

"Sie denken daran, sich zu verheiraten: also erstens: wo schlagen Sie Ihr Studierzimmer auf? Ich dächte hier vorne, in dem Eckzimmer. Das daneben, das große, wird Speisezimmer, zugleich Besuchs- und Musikzimmer, denn nichts langweiliger als ein bloßer „Salon“; dann rechter Hand die Schlafzimmer, eins, zwei, und zu alleräußerst die große Stube für die Kinder. Sie müssen Ruhe haben, die Kinder Freiheit."

Maas hatte kein Stück Möbel, es ging an die Beratung des Mobiliars. In Bösdorf gab es einen geschickten Tischler, der an der Kunstgewerbeschule in Innsbruck etwas gelernt hatte, ihm wollte Maas die Arbeiten übertragen. Es handelte sich um den Stil. „Haben Sie schon einmal daran gedacht," sagte O'Neill, „was wir Menschen von heute für ein kurioses Vorrecht genießen? Eine Freiheit, deren sich noch kein Zeitalter rühmen konnte. Wir wählen uns den Stil! Das wäre den Menschen vor uns ungefähr so vorgekommen, als ob man die Bäume im Garten fragen wollte: Master Apfelbaum, welche Blätter wünschen Sie? Gezackte, ovale, geferbte? ... Jedes Zeitalter hatte seinen Stil, der ihm auf dem Leibe saß, wie das Eichlaub der Eiche."

Maas zeigte wenig Lust, den Betrachtungen seines Freundes nachzugehen. Die Stilfrage war für

ihn entschieden. Hedwig schwärmte freilich für die „Sezession“; aber Klara liebte die „altdeutschen“, die Möbel der Hochrenaissance, aus Nuß. Er teilte diesen Geschmack. Und er ist es doch, der seine Wohnung möbliert, er, der Gemeindefarzt von Bösdorf, niemand anderer! . . . In Nußholz sollen die Möbel gearbeitet werden; aber einige auch in Birnholz, in Bösdorfer Stil, den er immer gerne sah. Die Einrichtung der Schlaf- und Wohnzimmer wollte der Doktor noch verschieben; für sich ein Bett, dann die Möbel für das Studierzimmer und das Erdgeschoß, das genügt für den Anfang.

Der Tischler wurde geholt, er brachte Vorlagen, Zeichnungen und Photographien. Da gab es im einzelnen viel zu beraten, der halbe Vormittag verging damit.

Siebtens Kapitel.

Undersgläubige.

Am gleichen Morgen wollte die Gräfin Redow nach dem Gillhofs gehen. Jeannette aber fühlte sich zu krank, um sie dahin zu begleiten. Sie hatte am Vorabend Briefe erhalten und ein ganzes Paket Druckschriften. Ihr Pastor hatte ihr geschrieben, so schön, so auferbaulich, daß sie nicht müde wurde, ihrer Herrin davon zu erzählen und einzelne Stellen vorzulesen. In dem Buche, das sie erhielt, war ihr ein Kapitel als besonders lesenswert bezeichnet: „Der Protest gegen die römisch-katholische Entstellung des Christentums eine Pflicht christlicher Frömmigkeit“; zwei Broschüren, deren jede in einer Anzahl von Exemplaren beilag, trugen die Titel: „Christus, unser Heil allein. Ein Mahnwort an die Deutschen“, und „Dr. Martinus Luther, der wahre Gottesfreund“. Mit diesen beteilte Jean-

e. v. u.
*→ Paul
Luther!*

nette auch ihre Herrin. Im übrigen sprach sie heute besonders beweglich von ihrem Zustande, von Kopf und Nerven — die Gräfin Redow entschloß sich endlich, den Weg nach dem Gillschloß allein zu gehen.

Es war mitten am Vormittage, als die mutige Dame dort anlangte. Gretele saß am Bett des Bräuderchens, ein Buch in der Hand, und las und lernte so eifrig, daß sie das Klopfen an der Thür überhörte. Außer den beiden Kindern war keine Seele im Hause. „Heut ist die Heumahd auf der oberen Wiese,“ erklärte die Kleine; „der Sepp und die Dirn' mit zwei Tagwerkern sind droben schon seit 4 Uhr in der Früh; die Mutter ist g'rad jetzt aufi, ihnen den „Neuner“ zu bringen. Aber die Mutter wird schon bald zurückkommen, sie muß mittagkochen.“

„Dann wirst du aber heute etwas spät zum Mittagessen kommen?“

„Ei wohl, wegen mir, 'sself' ist lei gleich; ich erwart's wohl.“

Das Kind zeigte heute ein ganz vergeistigtes Gesichtchen, offenbar unter dem Eindruck seiner Lektüre.

„Was hast du da gelesen?“ fragte die Gräfin; sie erwartete, ein Geschichtenbuch für Kinder zu finden.

„D halt den Katechismus,“ war die Antwort.

Die Gräfin griff neugierig nach dem Buche: „Darf ich sehen?“

„Ja, ein'n Katechismus werden Sie etwa nie g'sehen haben!“ . . .

Die Gräfin merkte, daß sie vorsichtig sein müsse. „Zu meiner Zeit, weißt du, waren die Bücher ja anders . . . Du lernst da das Kapitel vom Sakrament des Altars?“

„Ja, wissen Sie nicht, in acht Tagen haben wir die erste heilige Kommunion.“

„Und da heißt es viel lernen?“

„Gut vorbereiten halt, hat er g'sagt; wohl nicht lei mit Lernen, sonst auch.“

„Wer hat das gesagt?“

„Wohl der Geistliche, der Herr Johannes. Ja, kennen Sie gar niemanden? Derselb' ist wohl ein guter Herr; eine solche Müß', wie er sich geben tut mit uns.“

Die Gräfin sah in den Katechismus — es war zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie ein derartiges Buch in der Hand hatte, das kurz und klar die Lehre der katholischen Kirche enthielt.

„Darf ich dich wieder ausfragen, so wie das letztemal?“

Dem Kinde konnte nichts Lieberes geschehen.

„Ei wohl,“ sagte es eifrig und stellte sich, die Hände zusammenfaltend, aufrecht hin; — wie ein Gefühl von Andacht überkam es die Gräfin bei diesem Anblicke.

„Nun,“ sagte sie beinahe besangen und las aufs Geratewohl eine Frage: „Warum heißt dieses Sakrament das Sakrament des Altars?“

Das Kind antwortete deutlich und nachdrucksvoll: „Es heißt das Sakrament des Altars, weil auf dem Altare die Wandlung geschieht, durch welche Jesus Christus gegenwärtig wird.“

„Und wie geschieht die Wandlung?“

„Die Wandlung geschieht, indem der Priester in der heiligen Messe über das Brot die Worte Jesu Christi spricht: ‚Dies ist mein Leib‘ und über den Wein ebenfalls die Worte Christi: ‚Dies ist der Kelch meines Blutes‘.“

Ein paar weitere Fragen folgten, dann hielt die Gräfin inne. „Du hast deine Sache gut gelernt und sagst sie sehr schön und würdig auf. Darf ich dich aber auch etwas fragen, was nicht im Katechismus steht? Weißt du, damit ich sehe, ob du auch alles richtig verstehst.“

„Ei wohl,“ erwiderte das Kind, „das tut der Geistliche schon auch. Das ist wohl 's wenigste, was im Katechismus drin steht.“

„So! — Nun also sage mir: Du glaubst, daß Jesus Christus unter den Gestalten des Brotes und Weines ,wirklich, leibhaft und wesenhaft' zugegen sei?“

„Unter den Gestalten des Brotes ist der lebendige Leib Jesu Christi, folglich auch sein Blut und seine Seele“ —

Die Gräfin unterbrach: „Ja, das hast du wieder aus dem Katechismus, das will ich nicht so. Antworte mir auf folgende Frage: Es gibt andere, nichtkatholische Christen, die der Meinung sind, daß Jesus Christus im Abendmahle nur mit seiner Gnade zugegen sei: was hältst du davon?“

Das Kind sann nach und sagte dann halb im Dialekte: „Na! Hat er's wohl selber gar vorher g'sagt: ,Mein Fleisch, das ich euch geben werde, ist w a h r h a f t eine Speise.“

„Ja nun eben eine geistige Speise, die Gnade!“

„Ah na! Das selb' hat der Herr schon vorausg'wußt, daß sie kommen werden, die das sagen! Dessentwegen hat er's ja zug'lassen, daß die Juden gleich solche Zweifel g'habt haben. Wir haben's schon lernen müssen, wie's heißt in der Heiligen Schrift.“

„Nun?“

„Da stritten die Juden untereinander und sprachen: ,Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben?' Und nachher hat der liebe Heiland g'sagt: ,Mein Fleisch ist w a h r h a f t eine Speise'. Nachher, wie sie's noch nicht haben glauben wollen und gar etliche Jünger davon sein, hat der Herr extra zu den anderen g'sagt: ,Wollt auch ihr mich verlassen?' Und geh'n hätt' er sie lassen! Aber da ist der Petrus der G'scheitere g'wesen.“

„Nun, wie denn?“

„Ja g'sagt hat er: ‚Herr, zu wem sollen wir denn geh'n?‘ Und geglaubt hat er, weil der Herr doch der Sohn Gottes ist, dem kein Wunder zu groß ist.“

Eine Pause entstand.

„Weißt du das: hat die Kirche immer an dieser Anschauung festgehalten?“

„Das ist jetzt eine leichte Frag',“ meinte das Kind, „das hat uns der Herr Johannes wohl gut erklärt. Einmal zuerst nach den Evangelien und nach dem hl. Paulus; und nachher hat er g'sagt, drinnen in Rom, in Welschland, wissen Sie, seien noch solche unterirdische Gäng' von den ersten Christen“ —

„Die Katakomben meinst du.“

„Ja, so hat er sie g'heißen; da hab' man Bilder g'funden und Inschriften auf den Steinen, ganze Mengen, die's halt wohl sonnenklar beweisen, daß kein Christenmensch nie anders geglaubt hat.“

Das Gesicht der Gräfin durchzuckte es. „Kein Christenmensch — ich sagte dir doch, es gebe auch andere Christen, welche nicht ganz so glauben.“

Das Kind stuzte. „Ja, halt etwa solche, wie die abg'fallenen Jünger“ . . .

Die Gräfin war betroffen. „Wir wollen's beschließen,“ sagte sie.

„Ja, tun Sie mich aus dem Katechismus nichts mehr ausfragen?“ . . .

„Also denn, eine Frage noch: Wann und wozu hat Jesus Christus das Sakrament des Altars eingesetzt?“

„Jesus Christus hat das Sakrament des Altars eingesetzt beim letzten Abendmahle, da er mit seinen Jüngern das Osterlamm aß, und zwar: erstens zum Andenken seines Leidens und Sterbens, zweitens, um die Seelen der Gläubigen zum ewigen Leben zu nähren.“

Die Gräfin sann nach. „Vielleicht auch, um ein Wunder seiner Liebe zu hinterlassen und einen Brüststein unseres Glaubens, unserer Liebe zu ihm... aber das hat euch der Herr Pfarrer wohl noch nicht gesagt?“

„Nein... Ja, wohl, halt 's selb' hat er g'sagt: daß man die Wunder der Allmacht Gottes mit Augen sieht, und an die Lieb' Gottes aber müß' man glauben... Sie, jetzt hör' ich die Mutter!“

Das Kind sprang zur Thür, das Religionsgespräch in der Stube des Gillschloßes war zu Ende. —

Die Bäuerin war erfreut über die Anwesenheit „der fremden Frau“ (wie die Gräfin auf dem Gillschloß genannt wurde) und war es um so mehr, als sie die guten Nachrichten vernahm, die ihr diese brachte: daß Sepp nun keine Gefahr mehr laufe, und Dr. Maas sich entschlossen habe, in Zörsdorf zu bleiben.

Als die Bäuerin ihre Abwesenheit entschuldigen wollte, erzählte die Gräfin, wie sie sich inzwischen mit dem Gretel so gut unterhalten hätte, und lobte den Verstand und den Fleiß des Mädchens. „Wohl fleißig ist sie schon alleweil, und jetzt hab' ich ihr ja auch ein Schürzl versprochen auf ihren Namenstag, wenn sie mir den Katechismus gut auswendig kann; da hat sie sich freilich z'sammen g'nommen.“

„Wann ist denn dein Namenstag, Kleine?“

„Morgen, wissen Sie wohl. St. Margret!“

„Si, das trifft sich gut. Da sollst du auch von mir ein kleines Geschenk erhalten für deinen Fleiß... Und weißt du was? Zu dem Tage deines ersten Abendmahles, hörst du, werde ich dir ein Buch geben, ein schönes Buch, Kind, das dich freuen wird!“

* *

*

Ernste Gedanken beschäftigten die Gräfin auf dem Rückwege. Es fiel ihr ein, welche Stellung Martin Luther gegenüber der katholischen Lehre vom Abendmahl eingenommen hatte: wie er an der wesenhaften und wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi festhielt und sie mit Scharfsinn und standhaft gegen Zwingli verteidigte, obwohl er, wie er sich ausdrückte, dem Papsttum zu Trotz lieber auch dieses Sakrament geleugnet hätte. Die Worte der Schrift, die Berichte jü m t l i c h e r Evangelisten, die Äußerungen Pauli waren ihm von zwingender Beweisraft. Und nun aber, was ist im Laufe der Zeiten aus dem Sakramente, das Luther festhielt, selbst in der lutherischen Kirche geworden! Wie wenige unter den Protestanten überhaupt nehmen noch die Worte Christi im Sinne der treugebliebenen Jünger! Und welche Meinungsverschiedenheit herrscht gerade in dieser Frage unter den protestantischen Theologen!

Wenn sie dagegen bedachte, welche Stellung Messe und Abendmahl in den ältesten Zeiten des Christentums, dann im ganzen Mittelalter in der katholischen und selbst in der griechisch-orthodoxen Kirche bis zum heutigen Tage einnimmt, daß es den Mittelpunkt sowohl der Lehre als des Gottesdienstes bildet! Jenes Gemälde Raphaels, die sogenannte Disputa, trat ihr vor Augen!... Im Grundrisse jeder älteren Kirche hat der Altar den beherrschenden Platz eingenommen, der ganze Bau war darauf berechnet, daß hier das A l t a r s s a k r a m e n t gefeiert werde; und bei den Protestanten ist an die Stelle des Altars die Kanzel getreten: die Kirche ward ihres ersten Zweckes beraubt, der architektonische Gedanke preisgegeben — ja wohl, was ist von der Kirche Christi noch übrig geblieben, wo die Messe nicht mehr gefeiert wird?...

Wie Heimweh überkam es die fremde Frau.

Und wenn sie an das Buch dachte, das sie dem Kinde zu seinem Kommuniontag zu spenden beabsichtigte, an das Buch von der Nachfolge Christi, welches ein Leibnitz für das beste erklärte, das von Menschenhand gekommen („denn die Bibel stammt nicht von Menschen“)! Sie hatte in einer deutschen Buchhandlung in Rom die schöne Ausgabe von Alfons Dürr in Leipzig mit den unvergleichlichen Bildern von Josef von Führich zufällig zu Gesicht bekommen und gekauft. Nicht selten las sie darin, insbesondere in jenem letzten, über das Altarsakrament handelnden Buche, das in protestantischen Ausgaben regelmäßig unterdrückt ist. Gerade diese Betrachtungen aber sind das Tiefste und Innigste, was Thomas geschrieben hat — ohne sie ist die „Nachfolge Christi“ ein Kumpf, der fromme, gotterleuchtete Mönch in seinem innersten Wesen unverstanden . . .

Nein, sie sollte sich doch einmal ernstlich um die katholische Kirchenlehre bekümmern, sei es nur, um wenigstens den Unterschied der Konfessionen gründlich kennen zu lernen! Hat nicht Möhler, der gelehrte Tübinger Professor, darüber geschrieben? Sie erinnerte sich, seiner „Symbolik“ begegnet zu sein. Wenn sie das Buch hier haben könnte! — Ob es der Geistliche nicht besitzt? Wie, wenn sie es überhaupt versuchte, mit dem Pfarrer in Bösdorf in Verbindung zu treten? — Daß ihn das Kind so gelobt hatte, nahm für ihn ein . . .

* * *

*

Als die Gräfin den Saum des Waldes erreicht und den steilen Abstieg hinter sich hatte, blieb sie vor einem Kapellchen stehen, das zwischen Föhren und Wacholder halb versteckt dalag. In der vergit-

terten Nische barg es eine „Schmerzhaftes Mutter“ mit dem Leichnam Christi auf dem Schoße, eine unbeholfene, häuerliche Schnitzarbeit, umgeben von allerlei unschönen Heiligenbildern. Aber das Lämpchen, das davor brannte, und die welken Blumen auf dem Boden ließen erkennen, daß das Volk hier zu beten pflegte.

Die Gräfin setzte sich auf die Bank gegenüber, sie empfand das Bedürfnis, sich auszuruhen. Da fiel ihr Auge auf ein Kränzlein von frischen Kornblumen, das oben am Gitter angebracht war. Sollte den die kleine Greta hier hinterlassen haben? Dann mußte das Kind da hinaufgeklettert sein... Vor ihrem Auge stieg ein reizendes Bildchen auf, ein Idyll am Walde: die blonde Kleine am Kapellengitter... Sie wollte das Bild gelegentlich festhalten.

Jetzt vernahm sie Schritte. Vom Dorfe her kam Dr. Maas zum Vorschein. Er hatte wieder einen jener beschwerlichen Krankenbesuche vor sich, trug den Hut in der Hand und schien mürrisch und verdrossen. Der Einladung der Gräfin, neben ihr Platz zu nehmen, entsprach er zögernd. Aber es lag nicht in ihrer Absicht, ihn lange hinzuhalten. Um das Gespräch zu beginnen, fragte sie, ob er nicht Zeichner wäre? Ja, er hätte es vor Zeiten betrieben; jetzt längst nicht mehr. Was sie zu der Frage veranlaßte? Wohl die greulichen Bilder hier? Aber das sei nun hierzulande so Brauch. Das Volk empfinde nicht das Häßliche solcher Darstellungen, auch der Kunstgeschmack des Klerus sei mitunter nicht genügend gebildet. Leider, da doch der Klerus allein dem Unfug steuern könnte. Aber diese Vorliebe für eine Anzahl Heiligenbilder, gleichviel welcher Sorte, hänge allerdings mit dem Wesen des Katholizismus zusammen...

Der Gräfin schien die Rede des Doktors nicht zu behagen. Sie warf halb scherzend hin: das werde

der liebe Gott den guten Bauersleuten wohl nicht übelnehmen, daß sie künstlerisch ungeschult seien; aber Dr. Maas fuhr jetzt zu ihrer Überraschung fort: er habe schon oft die Protestanten beneidet, deren Religionsübung so viel innerlicher sei, die Christus anbeten im Geist und in der Wahrheit.

Die Gräfin, die wohl fühlen mochte, daß er ihr, der Protestantin, zu Gefallen so gesprochen habe, widersprach lebhaft und mit steigender Wärme:

„Beneiden, sagen Sie? Uns, die Protestanten? Herr Doktor, Sie scheinen die Verhältnisse nicht genügend zu kennen. Was die christlichen Konfessionen heutzutage trennt, ist doch nicht so fast der Kultus, als vielmehr die grundsätzliche Stellung gegenüber Christus. Jeder Katholik sieht in Christus den Gottessohn, die Mehrzahl der Protestanten aber, und zwar gerade die tonangebenden unter ihnen, viele unserer Pastoren, viele berühmte Professoren der Theologie, sind entweder schwankend oder bekennen sich offen als Leugner der Gottheit Christi. Und, sehen Sie, das ist nun das Belagenswerte, nicht das Beneidenswerte am heutigen Protestantismus, daß er in diesem grössten logischen Irrtum befangen ist. Wenn er Gott nicht ist, was war dann dieser Hebräer für ein Mensch? Ich will es wohl sagen: ein Lügner, denn er hat fort und fort behauptet, der Sohn Gottes zu sein; ein Betrüger, denn er hat vorgegeben, die Werke Gottes, Wunder auf Wunder zu tun; ein Lügner und Betrüger von solcher Raffiniertheit, daß Milliarden an ihn geglaubt haben und noch heute an ihn glauben. Hat die Welt je einen schlimmeren Betrug gesehen? . . . Und wie beurteilen ihn aber unsere tonangebenden Theologen, ohne Zweifel Männer von Geist und Gelehrsamkeit? Er sei nicht Gott, sagen sie, wohl aber ein Mensch von wahrhaft „göttlicher“ Rein-

heit der Lehre und des Wandels; nicht Gott, aber das Idealbild des Menschen, ein Weiser, neben dem alle Weisheit eines Sokrates verblaßt; nicht Gott, den wir anbeten, aber ein Mensch, den wir verehren sollen... Und um ihre Rede glaubhaft zu machen, müssen alle Zeugnisse über die Person Christi entkräftet, müssen die Evangelien rekonstruiert, die Tradition geleugnet werden. Ach nein! Sie sollten vielmehr den Mut haben, zu sagen, was die unerbittliche *L o g i k* vorschreibt: der Nicht-Gott Christus ist der Verehrung nicht, er ist des Hasses, des Abscheues würdig; er hat den schmähslichsten Tod, ja, er hat ihn tausendmal verdient, denn Millionen Menschen sind feinewegen, durch ihn und für ihn, in den Tod gegangen... Aber warum" — so schloß die Gräfin im Tone tiefster Ergriffenheit — „warum sagt man das nicht? Ach, warum! *W e i l* Christus Gott ist! Weil der Glanz seiner Gottheit es ist, der die Gegner blendet, wie einst die Häscher am Ölberge" — — Die Stimme der Gräfin zitterte, sie unterbrach sich.

Erstaunt, mit steigendem Interesse hatte Dr. Maas ihr zugehört. Wie verwirrt saß er da, als die Gräfin sich rasch erhob, um ihre Schritte dem Dorfe zuzulenken. „Guten Tag, Herr Doktor," sagte sie in einem Tone, aus dem es wie Mitleid klang. Er grüßte mit scheuer Ehrfurcht und schlug den entgegengesetzten Weg ein.

Achtes Kapitel.

Herrgott und Herrenleute.

Im Posthause gab es einigen Verdruß, als die Gräfin ihrer Bofe von dem „reizenden“ Mädchen erzählte, dem sie ein Namenstagsgeschenk kaufen

wolle. Zwar die Regung von Neid und Eifersucht, die ihr diese Mitteilung verursachte, verbarg Jeannette; als aber ihre Herrin einige allgemeine Worte über die trefflichen Eigenschaften dieser Tyroler Bauern fallen ließ, vermochte sie um so weniger an sich zu halten: sie könne und dürfe es nicht mehr verschweigen, gräßliche Gnaden laufen ganz offensichtlich Gefahr für ihr Seelenheil —

Die Gräfin lachte ein wenig lauter, als es sonst in ihrer Gewohnheit lag, und ging zum Ortskrämer, ihre Einkäufe zu machen: Perkal zu einigen Schürzen, einen Wollstoff auf ein ganzes Kleidchen, ein halbes Duzend Taschentücher und ein seidenes Halstuch. Was es denn sonst noch gebe, womit man einem Schulmädchen Freude machen könne? Schreibzeug, Papier und Federhalter, dann ein niedliches Tintenfaß in Gestalt eines Jägerhütchens und mehr dergleichen. Es war ihr ein Vergnügen, zu denken, wie das liebe Kind über all die Herrlichkeiten entzückt sein würde.

„Nun geben Sie mir noch einen Korb, daß man alles gut packen kann!“ Ein weidengeflochtener, braunlackierter Handkorb entsprach den Wünschen der Käuferin. Der Krämer schickte die Dinge ins Posthaus, und Jeannette erhielt Auftrag, alles recht hübsch zu packen und zu ordnen. Die Gräfin suchte unterdessen nach einer Gelegenheit, ihr Geschenk noch heute nach dem Gillhose zu senden; es ging schon gegen Abend.

Sie trat in die Wirtsstube, um ihr Anliegen etwa dem Postmeister vorzubringen und fand ihn gerade in eifrigem Gespräch mit zwei Führern, die, wie es schien, soeben von einer Tour zurückgekehrt waren.

„Ja nu,“ sagte der Wirt, „da ist ja der Gillhofer selber, der 's mitnehmen kann; kostet Ihnen nichts.“

„O, Ihr seid der Mann der guten Bäuerin? Der Vater meiner kleinen Freundin?“ sagte die Gräfin erfreut.

Der Gillhofer, der wetterhart und fast wild dreinsah, wartete die Erklärung des Wirtes ab: das sei die fremde Frau, die jetzt schon ein paar-mal auf seinem Hof gewesen sei und mit der Bäue-rin Freundschaft geschlossen habe.

Ja und der Korb? Was nachher im Korb drin-nen sei?

Kleinigkeiten, erklärte die Gräfin, ein Na-menstagsgeschenk für sein Gretel; er möge ihr, der Gräfin, die Freude gönnen!...

Der Gillhofer war schlecht gelaunt. Und wie kam er überhaupt dazu, sich von der Fremden etwas schenken zu lassen, so mir nichts, dir nichts! Da gab ihm der Postmeister einen Wink, und daraufhin bequemte er sich endlich, das Geschenk anzunehmen und weiter zu befördern. Der Dank, den er dafür aussprach, kam ihm nicht recht vom Herzen.

Ein unwirscher Gesell das, dachte die Gräfin, wünschte aber doch, ihn etwas näher kennen zu lernen und verweilte daher ein wenig.

Der Gillhofer aber setzte nun, ohne sich um die Gräfin im geringsten mehr zu bekümmern, die unterbrochene Unterhaltung mit seinem Kamera-den fort: „Ja, weißt,“ erzählte er, „furchtig worden bin ich halt gähling! ‚Herr‘, hab’ ich g’sagt, ‚das tu’ ich nit, um zwei in der Früh, ich will mein’ Früh-mess’ haben an ein’m Sonntag.‘ Da hättest ihn aber hören sollen, den Spreitzer! Was wir für ein dumm’s Volk seien, zuerst käm’ doch überall die Arbeit, nachher ’s Beten! ‚Ja,‘ sag’ ich, ‚zuerst die Herrenleut‘, nachher der Herrgott.‘ Saffara, ist das Mannl jetzt g’siegen! Führer aus der Schweiz werd’ man sich nächstens mitbringen, das seien an-der’s aufgeklärte Leut’! Und nicht raten woll’ er

mir's, den Führerdienst zu verweigern, er könn's in die Zeitung geben — „Hellauf, und ich dir ein'n Fuß...“ hab' ich g'sagt, denn jetzt hat's mich g'lupft, weißt, und so sind wir auseinander.“

Ganz sachte verzog sich die Gräfin; sie hörte nur noch den anderen lachen: „Deikert, Sepp, du bist aber ein Feiner!“ und der Wirt brummte: „Recht hat er g'habt, der Gillhofer!“ —

Draußen ging die Kathi; ihr sagte die Gräfin, sie möge den Korb für den Gillhofer in Empfang nehmen und dann an Dr. O'Reilly eine Botschaft bestellen: Jeannette fühle sich heute wieder recht unpäßlich, da müsse sie wohl bei ihr bleiben, auch habe sie selbst noch ein Geschäft zu besorgen und lasse daher dem Herrn Doktor, dessen Besuch sie erwartet hatte, für heute danken.

Die Gräfin wollte allein sein; das „Geschäft“, das sie vorhatte, bestand darin, daß sie ihren Thomas a Kempis zur Hand nahm und im vierten Buche ein Kapitel, das sie gerade aufschlug, durchlas: „Neuntes Kapitel. Daß wir uns und all das Unsere Gott opfern und für alle beten sollen“.

Sie las und sann darüber und las weiter bis tief in die Nacht hinein.

* * *

O'Reilly saß indessen im Herrenstübchen in Gesellschaft des Dr. Maas. Die Freunde speisten zusammen. Das Gespräch drehte sich um gleichgültige Dinge, es wollte heute nicht recht in Fluß kommen; bald stockte es vollends. Da zog Maas einen Brief aus der Tasche: „Sehen Sie das!“

Der Brief war uneröffnet, mit mehreren Poststempeln versehen, adressiert an Hedwig.

„Das ist doch Ihre Hand?“ bemerkte der Amerikaner.

„Allerdings. Sehen Sie die Rückseite an!“

Da, unter dem Namen des Absenders (denn das Schreiben war rekommandiert), stand von Frauenhand geschrieben: „Brief nicht angenommen. Retour. Die Adressatin.“

O'Neill sah erstaunt seinen Freund an. „Mein Brief von gestern,“ erklärte dieser, „worin ich ihr die Annahme der Gemeindefarzenstelle mittheile.“

„Wußte sie das von anderer Seite?“

„Unmöglich.“

„S! . . . Wie deuten Sie die Verweigerung der Annahme?“

„Ungefähr, wie man derlei in der Diplomatie zu deuten pflegt: — Abbruch der Beziehungen!“

„Auf diese Art —?“

„Sawohl, möchte sie es dahin bringen, daß ich das Verlöbniß förmlich löse, ich ihr entgegenkomme.“

„Und Sie werden —?“

„Ich werde,“ versetzte Maas ruhig und entschieden, „ihr diesen Gefallen nicht erweisen!“

„Sondern?“

„Zunächst an ihren Vater schreiben um Aufklärung, und dann — es ihr überlassen, zurückzutreten!“

„By Jove, ich bewundere Ihre Langmut!“

„Langmut? — Gleichmut, Freund!“ . . .

Der Postmeister trat herein und nahm Platz bei den Herren. Das war letzterhand selten mehr vorgekommen; heute nahm er sich Zeit dazu, weil Maas ihn gebeten hatte, ihm hinsichtlich der Einrichtung seines Hauses an die Hand zu gehen. Er wußte ihm da allerlei Ratschläge zu erteilen und bot ihm gerne seine Hilfe an.

„Na, werden Sie sehen,“ sagte er, nachdem diese häuslichen Fragen erledigt waren, „reuen tut Sie's nicht, daß Sie ang'nommen haben bei uns da! Wollen Sie's glauben, daß es g'rad auch viel kurz-

weiliger ist auf dem Land als in der Stadt? Ein Quartett'l müssen wir zusammenbringen: der Doktor mit seinem prächtigen Tenor, der Pfarrer als Baß sekund — der hat etwa eine gute Stimm' und ist ein treffsicherer Sänger! Den ersten Baß könnt' zur Not wohl ich noch übernehmen und den zweiten Tenor der Lehrer... Halt mit dem Pfarrer müssen wir freilich auf gleich kommen, Herr Konrad, das, wenn Sie sich bei uns da einrichten wollen, g'hört mit zum Hausrat!"

„Wissen Sie,“ sagte Maas zu D'Neilly, „daß ich mit dem Pfarrer auf Kriegsfuß stehe?“

„Mit dem Pfarrer —,“ verbesserte der Wirt, „mit der Häuserin, müssen Sie sagen! Wissen Sie wohl, damals, wie die Herren von der Bahn hereing'fahren sind in dem Bierstücker, haben Sie ihnen ja keinen Platz anboten, und die Häuserin so viel zu tragen g'habt! Das ganze Dorf hat sie jetzt ausg'schrien, daß Sie sich g'schämt hätten, mit ein'm Geistlichen zu fahren!“

Maas ärgerte sich, „Pure Bergeßlichkeit meinerseits! Wer ist denn das von der Großstadt her gewohnt, sich um andere Leute umzusehen! Hätt' er den Mund aufgetan!“ Wenn übrigens die Hochwürdigen in Throl so zimperlich sind, mögen sie ihm überhaupt vom Hals bleiben!

„Ja jetzt, das'selb' ist so,“ sagte der Wirt, „ein bißl heifler sind geistliche Leut' ja zu behandeln, wissen Sie wohl. Fehler hat ein jeder, und ein jeder Stand wieder seine eignen. Aber sonst ist der Herr Johannes wohl ein seelenguter Mann, ich kenn' ihn von früher her als Kooperator. Na, auf ein' guten Fuß müssen Sie sich schon setzen damit, das wär' ein Verdruß. Machen Sie ihm halt einmal als neuer Gemeindecarzt einen Besuch — das wird sich wohl überhaupt nicht vermeiden lassen — und nachher, e i n gut's Wort gibt's andere.“

„Aha,“ lachte der Doktor, „und nach dem Ehrie kommt's Evangelium und bald darauf die Wandlung!“

„Lät' Ihnen etwa schaden, Herr Wetter, so eine kleine Wandlung! Wenn Sie's auch wieder hielten, wie Ihre Eltern selig, Vater und Mutter, und wie's bei uns da doch jeder Mensch hält — 's Zucht-hausjörgele ausg'nommen und der Schnapspeter, ja und derselb' neue Schmiedg'sell unten, der 'Sozi'. Sonst wüßt' ich wohl kein'n im Tal; und mit denen dreien werden Sie etwa das Quartett'l nicht bilden mögen? ... Ah, einmal beichten, Herr Wetter, es ist etwa ein bißl lang her bei Ihnen, und nachher halt die Sonn- und Feiertag' in ein Meßl geh'n! Mein, es fehlt ja sonst nichts bei Ihnen, und gar wenn Sie etwa mit Gott's Hilf' noch einmal eine brave christliche Frau kriegen!“ ...

Die fröhliche Art, wie der Postmeister das sagte, der Nachdruck, den er auf die letzten Worte legte, ließen O'Reilly erkennen, daß Maas seinem Wetter über den jetzigen Stand seines Verhältnisses bereits Mitteilung gemacht habe und dieser darüber nicht weniger als betrübt sei — da plötzlich unterbrach lauter Disput aus der Gaststube das Gespräch. Man öffnete die Thür und sah hinaus.

In einem Tische unter mehreren Bauern saß noch Lois, der Gefährte des Gillhofer; vor ihm standen zwei Fremde: jener Wiener Journalist und ein jüngerer Herr, der sich als Rentner aus Hamburg ins Fremdenbuch eingetragen hatte.

Um was es sich handelte, war bald zutage. Der Wiener hatte das Ansuchen, das der Gillhofer ihm verweigert hatte, nunmehr an Lois gestellt: er und der Herr aus Hamburg möchten am Sonntag auf das Sunntar. Morgen unternähmen sie eine kleine Talpartie, von der sie Samstag abend zurück sein würden: nun müßten sie's heute schon wissen, ob er sie begleiten wolle.

„Ja, wann wär's nachher?“ fragte Lois rückhaltig. — Um 2 Uhr in der Früh, denn sie wollten bei Sonnenaufgang droben sein. — „Und wann nachher zurück?“

Den Abstieg möchten sie nach der anderen Seite nehmen und noch eine Bergbesteigung damit verbinden. Bis abends könne er zu Hause sein. Sie nehmen ihn für den ganzen Tag und bezahlen die volle Tare nebst Trinkgeld.

„Nein,“ meinte Lois endlich, „ohne Mess' am Sonntag geh' ich nicht.“

„Also der auch!“ fuhr der Wiener auf.

Der Hamburger drängte: sie hätten nur den einen Tag für diese Partie. — „Dasselb' geht mich nichts an,“ antwortete Lois und wandte sich ab.

Jetzt sprach der Wiener in seiner Weise von Stumpfsinn und Dummheit — die Bauersleute singen schon an, unruhig zu werden, die Fremden wurden noch lauter und beleidigender — in diesem Augenblick trat der Wirt aus der Thür.

Die Fremden wandten sich sofort an ihn: was die Führer hier für Kaprizen hätten! Sie verlangten erst die Frühmesse zu hören, die um 5 Uhr gelesen werde, so käme man erst um halb 6 Uhr zum Aufbruch, die ganze Partie wäre verpfuscht. Die Messe werden sie ein andermal hören können!

„Dasselb' haben dann die Herren wohl nicht zu bestimmen, wann ein Christenmensch die Mess' hören muß,“ antwortete sehr gedehnt der Postmeister.

Darauf der Wiener: „Es sind autorisierte Führer; autorisiert von der Behörde und empfohlen vom Alpenverein. Dafür haben sie zu leisten, was man von ihnen verlangt, man bezahlt sie dafür.“

„Für was? Für die versäumte Mess'?“ sagte der Wirt. „Wenn Sie in kein' Mess' geh'n, Herr, weil Sie etwa vielleicht gar kein Christ sind, so geht das uns nichts an; aber halten Sie sich dann

auch nicht auf, wenn unsereiner seiner Pflicht nachkommt!“

Der Wirt war gereizt durch das freche Benehmen des Fremden, und dieser nun empört über den Freimut des Wirtes. Er fing an, von Pflichten zu sprechen, die der Arbeitnehmer gegenüber dem Arbeitgeber habe, das seien Pflichten...

Jetzt fiel ihm plötzlich Dr. Maas in die Rede. „Richtig, das sind die Grundsätze, die in Ihren Kreisen herrschen, man kennt sie! Sie halten dafür, daß jemand, der für Ihr Geld arbeitet, Ihnen alles schulde; Sie geben das Geld, und er soll auf seine Freiheit verzichten. Aber Sie verkennen die hiesige Bevölkerung, mein Herr! Die Leute hier arbeiten und verdienen gerne, nur unbeschadet der Freiheit, ihre anderweitigen Pflichten zu erfüllen: Sklavennaturen erwarten Sie in Tyrol nicht zu finden!“

Der Wiener erwiderte frech: „So wird man sie nicht nehmen mehr diese Menschen! Wir werden darüber berichten an die Alpenvereine, wir können Arbeitskräfte haben von anders her!“

Jetzt stieg dem Doktor die Bornesröte ins Gesicht: „Wie,“ sagte er, „sind die Herrschaften zu uns gekommen oder wir zu ihnen? Wissen Sie was? Wenn ein Christ in Ihre Synagoge käme, muß er, wie die Juden alle, sich mit dem Gut begeben; das schickt sich, das können Sie verlangen, denn da sind Sie die Herren im Hause. Kommt dagegen ein Jude in die christliche Kirche, so muß er den Gut abnehmen, das ist Christenbrauch, und kommt er unter ein christliches Volk, so wird er sich an Christensitte halten müssen, oder — man fährt aus damit!“

Der Wiener war sprachlos; er murmelte nur etwas von unerhörter Grobheit und entfernte sich eilig. Gleich darauf kam ganz verduzt die Kellner-

rin herein und berichtete, er hätte die Rechnung verlangt; morgen früh reise er ab.

„Mach' ihm nur die Rechnung, Kathele,“ sagte der Postmeister, „und gib ihm noch ein Blüm'l mit auf den Weg, sag', weil wir froh sind, einen solchen G'sellen los zu haben!“

Als man wieder im Herrenstübchen saß, sprach Dr. Maas die Befürchtung aus, die Sache könne ihr Nachspiel in den Zeitungen haben, der Wiener sehe ihm darnach aus; er werde ohnehin die Ausweisung der Dirnen nicht verschmerzen...

„Meinen Sie?“ ... sagte der Postmeister in gedehntester Breite und stieß mit dem Doktor an, weil er sich so wacker ins Zeug gelegt habe. „Gar nicht zutraut hätt' ich's unser'm Doktorle,“ schmunzelte er zu D'Keillh.

Die Leute in der Wirtsstube behandelten das Thema weiter; die Thür zum Herrenstübchen stand noch offen, da trat ein alter Bauer auf den Doktor zu, hielt ihm sein Glas hin und sagte: „Doktorle, tuft mir B'scheid! Bist ein Saffara, du! Respekt!“

Lois und andere Bauern traten herzu. Auch ihnen mußte der Doktor Bescheid tun. Sein Auftreten hatte ihm ihr Vertrauen gewonnen.

„Weißt aber, Postmeister,“ meinte der Lois, „g'rad gar so leicht, das muß ich schon sagen, ist mir dießmal die Sach' nicht worden. Beim Gillhofer ist's was anders, das ist ein Bauer, er brauch't's so nicht und hat schon davon g'red't, daß er sein Führersein ganz ablegen wollt'. Aber ich steh' d'rauf an, für mich ist's mein best's Einkommen. Kommt jetzt einer, ich soll ihn begleiten, just am Sonntag, und ohne daß ich eine Mess' hören kann, und ich verweiger's, nachher probiert er's halt — du hast's ja heut' g'sehen — bei ein'm anderen Führer; der tut's ihm vielleicht, und ich hab' mir's

verdorben nicht bloß für ein' Tag, sondern vielleicht für viele, und nicht bloß bei einem Herrn; denn das erzählt ja einer dem andern."

"Lois," sagte der Doktor, "wenn's keiner annähm' von allen, hätt'st du kein' Schaden und ihr alle den Nutzen."

"'s'felb' ist 's ja eben! Aber wie das zutweg' bringen!"

Der Postmeister sagte: „Mit Schnalzen, siehst', treibt man die Schaf' z'sammen — reden müßt' man mit den Leuten!"

"Red', wenn d' sie nicht da hast!"

"Ihr müßt sie zusammenbringen," riet Doktor Maas. „Ich will dir was sagen, Lois! Am Sonntag nach dem Gottesdienst hättet ihr am ehesten Zeit. Kommt zusammen alle, da im Posthaus, die Führer vom ganzen Thal. Übernimm du's, ihrer drei, vier zu bestellen, andere sollen's wieder anderen sagen. Sein solltet ihr freilich alle. Und nachher macht ihr's aus: so und so, wir wollen in Zukunft einig vorgehen, einer wie alle."

Der Vorschlag gefiel. Eine Führerversammlung am Sonntag, dabei soll's bleiben! Den Willhofer wollte der Doktor davon benachrichtigen; noch zwei andere übernahm er, an denen ihn morgen sein Weg vorüberführe.

"Ja, wer soll aber nachher reden," sagte Lois, "daß kann keiner von uns."

"'s'felb' laß nur dem Doktorle über," sagte der Wirt, "zu was wären die Studierten!"

Maas nahm ohne viel Besinnen an: „In der Sache könnt Ihr zählen auf mich!"

"Den Geistlichen würden wir aber halt auch brauchen, es hätt' gleich ein anderes G'sicht; was meint ihr?" fragte der Wirt. „Ei ja wohl, das freilich," hieß es, „ist auch eine Sach', die ihn angeht." Und wieder war es der neue Gemeindecarzt.

der sich bereit erklärte, den Kuraten für die Sache zu gewinnen. „Meinetwegen, wenn es schon sein muß!“

Man trennte sich, der Wirt und die beiden Herren blieben noch sitzen und besprachen ausführlich die Frage des Fremdenverkehrs, vor allem auch nach ihrer materiellen Seite. Maas freute sich, daß gerade über diesen Punkt der Amerikaner seine und des Postmeisters Anschauungen teilte. „Allerdings, unterscheiden muß man die Leute,“ sagte er, das Gespräch beschließend, zum Postmeister; „weißt, Garmelen gibt's unter den Fremden und Nörggelen, g'rad so gut wie auf der Sunnkaralm!“

„Ah, so meinen Sie's?“ lachte der Wirt; dann wurde er nachdenklich. „Ja, ja, es wird zuweilen schon ein Sinn dahinterstecken, hinter den Fabeln. . . . Aber da will ich Ihnen jetzt doch noch ein' andere G'schicht' erzählen, weil wir schon bei dem sind. Geben Sie acht! In Kurtatsch drinnen sei einmal zum Saltner ein Jäger kommen, hab' sich lassen eine Pris' Tabak von ihm geben und hab' ihm nachher eine Prophezeiung tan. „Saltner,“ hat er g'sagt, „in der heutigen Nacht, schlag zwölfse, wird ein Wurm* zu dir kommen, wie du g'sehen nie einen hast. Ganz g'wiß kommt er, paß auf! Und er wird dir wollen den Speichel aus dem Mund ziehen — glaub's oder nicht, g'sehen wird's! Und nachher aber, wenn ich dir gut zu ein'm Rat bin, laß den Wurm machen und rühr' dich nicht, laß ihn tun, was er will, sag' ich, du wirst g'winnen dabei, Gold, ganze Haufen!“ — Der Saltner, kein Heuriger mehr, hat g'lacht; ein Wurm in sein'm Weingarten, das ist ihm überhaupt noch nicht vorkommen und das andere närrische Zeug! . . . Aber

* eine Schlange.

wahr ist's halt doch g'wesen! Um Mitternacht akkurat ist der Wurm am Plaz und ringelt sich um den Menschen und will ihm richtig den Speichel aus dem Mund ziehen. Da ist's ihm nachher freilich heiß aufg'stiegen, dem Saltner... Entweder er oder ich, denkt er sich, und greift nach sein'm Rebmesser. Da fällt dir der Wurm z'sammen wie eine abgerissene Kette, und vor ihm steht eine wunderschöne Jungfrau; Gott seg'n dir's, Saltner, daß d' mich erlöst hast', sagt sie und ist verschwunden. Und vom selben Tag an sei's dem Menschen wunder wie gut gangen, alles, was er an'griffen hat, ist ihm g'raten*... Nu, was meinen Sie, Herr Konrad, es könnt' ein Sinn g'rad schon dahinterstecken hinter der Fabel. Nicht?" ..

* * *

Es war spät geworden, als der Doktor aus dem schwülen Herrenstübchen in sein Zimmer kam; er trat ans offene Fenster und atmete die Nachtluft in vollen Zügen. Streifen von Mondlicht erhellen da und dort die Gegend, die Kirche nahm er aus und das weiße Doktorhaus. Wie er jetzt da hinauf sah, ward ihm ordentlich warm zumut: in das Haus wird er einziehen, dort wohnen und bleiben, vermutlich Zeit seines Lebens. Denn wo kann er es endlich besser treffen als in Bösdorf, das ihm immer eine Art Heimat gewesen ist und nun es ihm ganz und im vollsten Sinne werden soll? Hier wird er seinen Beruf erfüllen, einen weiten, großen, schönen Beruf!

Und vielleicht auch endlich in Sachen des Glaubens seinem Volke sich wieder nähern... Es war

* Heyl Ab., Volksfagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol, S. 495.

ihm zumut, als ob er auf der Heimreise wäre und von ferne winkte das Elternhaus... Und eine Mahnung seines Vaters fiel ihm ein: daß man immer zur Vorsehung Gottes beten solle: der Mensch, der sich führen lasse, habe zuletzt keinen seiner Schritte vergebens getan. Ihm war in diesem Augenblicke, als fühlte er Gottes Führung; auch darin vor allem, daß er das Haus dort drüben nicht teilen wird, nicht teilen wird mit Hedwig. Mit ihr nicht!... Mit wem? — Den Gedanken wollte er ablehnen; jetzt warten, an sich halten, sagte er sich. Aber das Bild Alaras stand lebhaft und rein vor seiner Seele.

„Geb's Gott!“ seufzte er; und das war auch ein Gebetlein. —

Der Nachtwächter trat mit schweren Schritten aus der Gasse. Maas sah hinab. Ein Lichtschein auf der Straße — er kam von Fenstern des ersten Stockes: die Gräfin noch wach, so spät? ...

Und der Nachtwächter sang:

„Die Uhr im Turm hat zwölfte g'schlagen
Zwölfte!“ — —

Neuntes Kapitel.

Fremde und Einheimische.

Am Morgen fiel ein leichter Sprühregen; auf den Bergen lagen, fast bis zur Kirche herab, dicke Nebel. Jeannette schlief noch, als die Gräfin ihr Zimmer verließ. Sie trug einen seidenen Regenschirm, der sie ganz bedeckte, und hielt den Regenschirm tief herab; das ließ sie um so weniger erkennen. Sie ging zur Kirche.

Es war 7 Uhr. Als die Glocken zur Messe zusammenläuteten, trat die Gräfin ein; das erstemal, daß sie die Kirche von Bösdorf betrat. Sie wollte

nicht beachtet sein und setzte sich in eine Ecke unter der Empore. Nur den Geistlichen wünschte sie zu sehen, zu beobachten, weiter nichts; gefiel er ihr, so würde sie vielleicht ein Herz fassen, mit ihm zu sprechen.

Es waren nicht eben wenige Leute anwesend, besonders Frauen. Die hl. Margaret, die man heute verehrte, hatte auch ein Bild in der Kirche, oben am Plafond, flott al fresco gemalt, aus der Schule Knollers; eine stattliche Jungfrau, deren Schönheit durch den greulichen Drachen sehr gehoben wurde. Die ganze Kirche recht freundlich, licht und geräumig, einst gotisch, im Zeitalter der Aufklärung modernisiert.

Die Messe hub an — alles blieb still. Niemand sang, niemand betete laut. Die Gräfin wußte doch, daß auch die Katholiken ihren Volksgesang haben; ist das in Tyrol denn anders? Es gefiel ihr nicht, dieses Schweigen; doch konnte sie dabei um so ungestörter beobachten. Sie lauschte der Stimme des Priesters beim Stäffelgebet, die sehr tief, aber angenehm klang.

Auf dem Hochaltar das Marienbild, das kannte sie. Es war das Bild von Lukas Cranach, dem Freunde Luthers. Als ein Geschenk des Herzogs von Sachsen war es nach Schloß Ambras, von da in die Innsbrucker Pfarrkirche gekommen, wo es viel verehrt und oft kopiert wurde. Wie sich das Kindlein an die Mutter schmiegt! Das ist auch wieder etwas, was sie „anheimelt“. Ja, auch die Mutter hat man zurückgelassen, als man auszog aus dem alten Haus in das neue...

Der Priester las das Evangelium, man erhob sich. Er las, obwohl nicht laut, nachdrucksvoll und würdig. Seine ganze Haltung, so bäuerisch sie war, hatte etwas Vertrauenerweckendes; ein schwarzes, großes Gesicht, was tut das zur Sache!

Auf dem Seitenaltare noch eine Madonna! Ah, jene Statue der Unbefleckten, die sie bei der Prozession herumgetragen, die Jungfrauen mit den Rosmarinkränzen!... Die Katholiken verehren ja Maria auch als Jungfrau — „das ewig Weibliche zieht uns hinan!“

Aber die Worte aus Faust, die ihr da in den Sinn kamen, dächten sie fast wie eine Entweihung des katholischen Gedankens. Albrecht Dürer hat in Maria das Ideal der Weiblichkeit gesehen, die unbefleckte, von der Erbsünde unberührte, die einzig Schöne nach Eva; ist das nicht ein allgemein menschliches Bedürfnis, ein solches Idealbild zu besitzen, dessen Anblick und Verehrung uns erhebt und adelt... Warum war ihr das früher nie so eingefallen? Daß die Katholiken Maria anbeten, die alberne Verleumdung, hatte sie ja nie geglaubt...

Als der Ministrant zur Wandlung klingelte, kniete auch die Gräfin nieder, um nicht Aufsehen oder gar Argerniß zu erregen. Da kamen ihr die Worte ins Gedächtnis, die sie gestern im Thomas a Kempis gelesen und worüber sie lange nachgesonnen: „Daß wir uns und all das Unsere Gott opfern und für alle beten sollen. Stimme des Jüngers: Herr, alles ist dein, was im Himmel ist und auf Erden. Ich trage Verlangen, mich selbst dir zu einem freiwilligen Opfer zu opfern und immerdar dein zu verbleiben. Herr, in der Einfalt meines Herzens opfere ich mich selbst dir zum immerwährenden Knechte, zum Gehorsam und zum Opfer beständigen Lobes“... Ist es das nicht gerade, was das Wesen des Glaubens ausmacht und uns den Glauben zur Pflicht macht?...

Nach der Wandlung begann man gemeinsam und laut den Rosenkranz zu beten. Das hatte sie auch nie gehört. Und es wollte kein Ende nehmen.

Immer nur: ‚Gegrüßt seist du, Maria!... und ‚Gebenedeit die Frucht deines Leibes‘. Dazu dieses oder jenes Geheimnis: ‚Der uns den Heiligen Geist gesendet‘, ‚Der dich, o Jungfrau, im Himmel gekrönt hat‘ — wie Minnedienst kam es ihr vor! ‚So viel Stern’ am Himmel stehen, so viel Schäflein als da gehen, so viel Vöglein als da fliegen, so vielmal sei du gegrüßt!‘ Oder wie der verliebte Knabe bei Eichendorff: ‚In Feld und Wald und Aue, wohin ich geh’ und schaue, viel schöne, süße Fraue, grüß’ ich dich tausendmal‘... Eine poetische Stimmung überkam die einsame Frau; mit verklärtem Auge sah sie vor sich hin, empor zur Unbefleckten, der Gebenedeiten unter den Weibern, und betete einmal mit: „Gegrüßet seist du, Maria!“...

Bälder als sie gedacht hatte, war die Messe zu Ende. Im Gottesacker, der rings die Kirche umgab, wollte sie die Grabsteine, die Totenkreuze besuchen, von deren interessanten, oft wunderlichen Sprüchlein sie gehört hatte. Aber sie blieb nicht ungestört. Leute kamen zu diesem und jenem Grabe, um Weihwasser darauf zu sprengen und ein Ave zu beten für die hier Ruhenden, einen Vater, eine Mutter, ein Kind... Hätte sie, die Gräfin, je den Trost gehabt, ihrem Gatten, ihrem Söhnlein noch über das Grab hinaus dienen zu können, durch Gebet und Opfer ihnen heute noch nützen zu können!... O sie will sich auch über die Lehre vom Jegeseuer unterrichten, noch diesen Vormittag will sie den Geistlichen sprechen! —

Als die Gräfin nach eingenommenem Frühstück den Gasthof abermals verließ, mochte sie fürchten, von ihrer Hofe beobachtet zu werden; sie schlug zunächst den Talweg ein, bog dann links in die Kirchgasse und gelangte so auf beträchtlichem Umwege zum Widum. Daß sie da erst noch lange auf Ein-

laß warten, zwei- und dreimal anläuten mußte, bis ihr geöffnet wurde, berührte sie peinlich; denn von ihren Fenstern sah man gerade nach der Thür des Pfarrhauses.

Die Häuserin aber zeigte, indem sie öffnete, nicht das geringste Erstaunen über das Erscheinen der Gräfin; — so war sie denn bereits bemerkt worden, und hat man mit Absicht gezögert, ihr zu öffnen? . . . Die überaus unwirliche Miene der alten Dienerin konnte eine solche Vermutung bestätigen.

Auf die Frage, ob der Herr Pfarrer zu Hause sei, antwortete sie zögernd Ja; auf die weitere Frage, ob er zu sprechen wäre, hieß es: „Jetzt g'rad einmal nicht, müssen's erwarten.“

Dann entfernte sich die Alte, und die Gräfin stand im finsternen Hausgange. Nach einigem Besinnen ging sie der Person nach in die Küche und hat sie in bescheidenen Worten, dem geistlichen Herrn ihre Visitenkarte zu überbringen. Die Häuserin brummte etwas vor sich hin und begab sich mit der Karte in das obere Stockwerk. Die Gräfin stand in der Küche.

Nach einer Weile kam die Dienerin zurück: „Sie können aufgeh'n.“

„An welche Thür, bitte?“

„'selb' werden Sie nachher schon sehen.“

Nun ging es über die Treppe hinauf, und die Gräfin stand im Gange des ersten Stockwerkes.

Sie sah sich um. Vor der untersten Thür rechts stand ein neuer, braunlackirter Korb, der genau so aussah, wie derjenige, welchen sie gestern nach dem Gillhose geschickt hat. Und aus dem Zimmer hörte sie laute Reden. Ist es die Stimme des Kuraten? Sie horchte.

— — „Zuerst der Mann in G'fahr und der Bub' nicht sicher, und jetzt machen sie sich an's Ma-

dele auch noch! Acht geben, Gillhoferin, acht geben!" — —

Die Gräfin trat zurück. Hier wohnte ja schon der Kurat — mehr wollte sie nicht wissen. Aber — die Gillhoffbäuerin bei ihm? Und 's Madele, die kleine Margret, in Gefahr —?

Da wurde rasch die obere Thür geöffnet, und fast im gleichen Augenblick huschte aus der unteren die Gillhoferin heraus, nahm, ohne aufzusehen, den Korb und stürzte die Treppe hinab. In der oberen Thür aber stand schon der Kurat und hieß die Gräfin eintreten. Eigentümlich, dachte diese.

Das Zimmer des Geistlichen war altmodisch eingerichtet und nicht eben in bester Ordnung. Bücher die Menge, ganze Stöße auf und neben dem Schreibtische. Ein verschossenes Sofa war da und Stühle ihrer etliche, aber die Gräfin sollte ihr Anliegen stehend vorbringen. „Was wollen Sie denn nachher bei mir?“ lautete die Aufforderung dazu.

Eine ältere Dame von Stand ist nicht sobald außer Fassung gebracht; die Gräfin Redow begann mutig ihre Bitte vorzubringen: es fehle ihr hier an passender Lektüre, und gerade bei Regenwetter wäre man doppelt froh darum. Nun hätte sie gedacht (dabei wies sie auf den Bücherreichtum des Zimmers), daß vielleicht der geistliche Herr die Güte haben würde —

„Ihnen ein Buch z' leihen?“ polterte jetzt der Kurat. „Ich Ihnen? 'selb' wohl nicht, Frau! Solche Bücher, wie Sie sie gern lesen, sind bei mir nicht z'finden, halt wohl in kein'm christkatholischen Haus. Und die nach Ihrem G'schmack sind, müssen Sie doch wohl selber g'nug haben, weil Sie solche gar noch unter die Leut' verteilen und verschenken!“

Die Gräfin mußte erst nicht, wie ihr geschah.

„Herr Pfarrer,“ sagte sie, nachdem sie die Sprache wiedergesunden hatte, „hier muß ein Irr-

tum unterlaufen sein; haben Sie meine Visitenkarte denn nicht erhalten?"

„Ei wohl,“ lautete die Entgegnung; der Pfarrer sah dabei auf die Karte, die er in der hohlen Hand hielt. „Eine Gräfin gar sind Sie? Nu ja, das macht die Sach' nicht besser, mein' ich, eher schlechter.“

Die Dame fing an, ihre Energie wiederzugewinnen. „Wollen Sie also die Güte haben, mir zu sagen, welche Bücher ich unter die Leute verteilt habe?“

„Ja, da, wenn Sie meinen, ich wüßts etwa nicht!“

Der Geistliche nahm zwei Broschüren von seinem Schreibtische und hielt sie der Gräfin hin. Diese warf einen Blick darauf: „Um's Himmels willen, was hat meine Jeannette wieder getan!“ rief sie aus; denn die Titel der beiden Schriften lauteten: „Christus, unser Heil allein,“ und „Dr. Martinus Luther, der wahre Gottesfreund“. Den Hergang konnte sie erraten.

Nach einigem Besinnen sagte die Gräfin fest und gelassen: „Hochwürden, die Sache bedarf der Aufklärung. Gestatten Sie, daß ich mich setze! Wollen Sie nicht doch auch Platz nehmen? Wir werden uns verständigen können.“

Zögernd und mißtrauisch setzte sich der Kurat.

„Ich habe vor der Zimmertür einen Korb gesehen, den ich zu kennen glaube,“ begann die Gräfin. „Ist es nicht derselbe, in dem ich gestern dem Mädchen des Gyllhofer Bauern einige Kleinigkeiten zusandte?“

„Könnt' schier sein, ja!“

„Und in dem Korb haben sich die beiden Broschüren gefunden?“

„Affkurat richtig, zu mitten drinnen unter all' den schönen Sachen; so viel Speckbröcklen bei der Fall!“

„Herr Pfarrer! Nun wollen Sie meinen Worten Glauben schenken: ich stehe dieser Sache vollkommen fern. Ich hatte meine Zofe beauftragt, die Gegenstände zu ordnen, und diese benützte die Gelegenheit, um die Broschüren, die, wie ich weiß, in ihrem Besitze waren, an den Mann zu bringen. Es ist das ihrerseits nicht bloß ein übel angebrachter Befehrsgeist, der mir aus innerster Seele zuwider ist: ich betrachte ihre Handlungsweise zugleich als eine grobe Taktlosigkeit, ja geradezu als eine Unbill gegen mich. Wie sehr es mir damit Ernst ist, werden Sie daraus ersehen, daß ich das Mädchen heute noch entlasse, sie nach Hause schicke! Ich will sie hier nicht mehr um mich sehen.“

„Das selb' brauchen Sie von mir aus nachher auch just nicht z' tun,“ sagte der Kurat zögernd und etwas verlegen; „aber das tät ich freilich bitten, daß Sie der Person in Zukunft das Handwerk legen. — Mein,“ fuhr er mit steigender Wärme fort, „tun Sie mir doch unsere Leut' in Ruh' lassen! Wer hat denn Ihnen, schauen Sie, bei uns da etwas in den Weg g'legt? Wer hat denn Sie in Bösdorf da g'fragt, ob Sie dem Martin Luther glauben oder dem Calvin oder dem Muhammed? Von uns aus! Das ist Ihr' Sach', wir lassen Sie bei Ihrem Glauben. Und Sie sind doch eigentlich unsere Gäst', und wir die Leut' vom Haus: könnt' man doch meinen, daß man auch uns im eigenen Haus tun und denken ließ', wie wir mögen. . . Und jetzt schauen Sie einmal! Unsere armen Leut' da — so hart arbeiten wie sie müssen ihr ganzes Leben lang, haben tun sie von der Welt schier nichts anderes als Not und Plag': was sie aufrecht hält, mein' liebe Frau, o das ist wohl nichts ander's als der Glaube; das ist ihr Trost, und man kann sagen, der einzige Inhalt ihres Lebens! Tun Sie doch daran nicht rütteln! Wissen Sie, das brächten Sie

ja doch nicht zustand', nein, das nicht, daß unsere Tyroler heutzutag' noch lutherisch werden, höchstens das, daß sie aufhören, katholisch zu sein; das wohl, das, und nachher sind sie halt ungläubig, und, Frau Gräfin, das kann ich Ihnen sagen: ein Tyroler, wenn er einmal ganz ungläubig ist, ist ein zuwiderer Patron, ja nicht bald einer so wüßt radikal, so grob und unverträglich wie ein ungläubiger Tyroler — ich kenn' mir sie leider Gottes g'nug — wenn's lauter solche gäb' im Land, Frau, da tät' auch den Fremden Tyrol verleiden! Ganz g'wiß das!"

Die Gräfin, die diesen Worten innerlich beipflichtete, und durch die Wärme und Treuherzigkeit, mit der sie gesprochen waren, für den Kuraten eingenommen war, empfand es nur überaus peinlich, daß seine Rede an ihre Adresse gerichtet war, daß er die Gesinnung der Jose auch für die ihrige hielt. Jetzt mußte sie sprechen, sie mußte ihm mehr sagen, als sie bei diesem ersten Besuch zu sagen beabsichtigt hatte: daß sie, statt die Tyroler um ihren Glauben bringen zu wollen, vielmehr wünsche, sich mit der katholischen Glaubenslehre näher bekannt zu machen und vor allem die Unterscheidungspunkte ihrer Konfession und der katholischen kennen zu lernen; ja daß sie eigentlich hierher gekommen sei, um sich womöglich das berühmte Buch die „Symbolik“ von Mähler zu entlehnen. —

Der Kurat sah die Dame groß an — wie gerne hätte er ihr glauben mögen! Aber die Gillshoferin hat ihm ja erzählt, daß die Gräfin selber dem Grestele ein Buch versprochen hat zu ihrer Erstkommunion. Was das denn nur für ein Buch sein werde?

„Ei, da gegen werden Sie nun keine Bedenken haben; es ist der Thomas a Kempis mit den Zeichnungen von Josef von Führich“ —

„Ja, das freilich ist ein richtig's Buch!“

Und nun ging das Gespräch aus einem anderen Tone fort. Der Kurat vertraute der Fremden, er wurde warm und freundlich und stellte ihr seine ganze Bibliothek zur Verfügung; die „Symbolik“ suchte er hervor und übergab sie der Gräfin. Diese fand bald, daß sie es mit einem belesenen und tiefinnerlichst überzeugten Manne, mit einem frommen Priester zu tun habe, dem sie leicht und gern ihre Zweifel eröffnete.

Länger als eine Stunde währte die Unterredung, die damit schloß, daß der Kurat die Gräfin bat, nun auch von ihm einen Besuch anzunehmen. „O freilich,“ sagte diese erfreut. „Wollen Hochwürden nicht gleich heute abend zu mir kommen und sich auch mit meinem Freunde, Dr. O'Reilly, dem Amerikaner, bekannt machen?“

„Gut, gut, ist recht, ich werd' kommen,“ erwiderte der Kurat und begleitete die Dame über die Stiege hinunter bis zur Haustür.

Wie das nun die Häuserin sah, daß der Kurat und die Fremde so freundlich miteinander verkehrten, mußte sie sich nicht zu fassen vor Erstaunen. Das ist ja doch die Lutherische, die die Leute zu Rehern machen will? Denn was die Gillhoferin heute in den Widum geführt, das hatte sie von ihr früher noch als der Geistliche in Erfahrung gebracht. Und jetzt begleitet sie der Hochwürdige bis zur Haustür und — sie lauschte:

„Also h'üt Gott, am Abend komm' ich!“

„Wir soupiieren um 7 Uhr. Auf Wiedersehen, Herr Pfarrer!“

Die Worte vernahm sie noch von der Gasse herein.

* * *

*

In der Nähe des Posthauses begegnete die Gräfin dem Dr. Maas. Er trug seinen schwarzen Sa-

Ionroß und schien denselben Weg zu gehen, den sie eben zurückgelegt hatte. Die Gräfin gab sich, als ob sie Eile hätte: „Also heute abend, Herr Doktor, werden wir Ihrem Kehrücken die Ehre antun! Um 7 Uhr — daß uns der Jäger ja nicht fehle!“ Maas sagte zu und setzte seinen Weg fort, den saueren Weg ins Pfarrhaus. Weil es denn doch einmal sein muß!...

Es war aber die allerglücklichste Stunde, in der der Doktor den Widum betreten konnte: die Häuferin augenblicklich so voll anderer Gedanken, daß sie ganz darauf vergaß, ihm eine Grobheit anzutun, wie sie sich doch vorgenommen hatte, und der Kurat in rosigster Laune. „Doktorle,“ sagte er, nachdem er ihm auf dem Kanapee Platz angewiesen, „das’selb’, gelten Sie, ist etwa wohl auch nur ein Mißverständnis g’wesen, daß Sie uns damals nicht haben mitfahren lassen? Wissen Sie, mein’ Manne kann oft so viel böß sein und legt’s den Leuten alles gleich schief aus... Mein, es ist halt ein’ alte Bas’ von mir, hat mir in den Studien fleißig ausg’holffen, jetzt muß ich’s g’rad hinnehmen und geh’n lassen, wie’s geht!“

Das „Mißverständnis“ war bald geklärt und geschlichtet, und der Geistliche gab seiner Freude Ausdruck, daß Bößdorf nun wieder den langentbehrten Gemeindearzt und ihn, den Dr. Maas, zum Arzte habe! „Das’selb’ ist mir schon Ernst, Herr Doktor, weil ich weiß, daß Sie ein braver Mensch immer g’wesen sind, das hat man mir g’sagt. Und wenn’s etwa auch mit dem Kircheng’h’n ein bißl g’happert hat — ha, ’s’selb’ wohl, ’s’selb’? — aber das wird auch wohl besser werden! Bitten tät’ ich schon recht d’rum. Wissen Sie, Herr Doktor, wir müssen g’rad alle z’sammenhalten, Geistlich’ und Weltlich’, daß wir uns unser Volk nicht zugrund’ richten lassen. G’wiß, eine solche

G'fahr ist nie g'wesen wie jetzt: von allen Seiten, von der ganzen Welt kommen die Fremden zu uns, und balders als sie's meinen, hätten unsere Leut' das fremde Wesen ang'nommen. Sie sind ja unerfahren wie die Kinder, und der Geist der Welt ist gar mächtig... Schauen Sie her: Ein' Verein hat man gegründet zur Erhaltung der alten Volkstrachten, und die vornehmsten Herren tun da mit, das interessiert sie; aber daß man doch zuerst die G'innung im Volk erhalten sollt', den alten Geist der Tyroler, ah, das kümmert sie nicht. Wissen Sie, die Wisflingfittel in Ehren, Herr Doktor, und die alten Kugelhappen — da ist nichts zu sagen; aber 's alte Tyrolertum steht mir doch noch ein bissele höher, und das sollt' man erhalten helfen, da möcht' man sich ein' Verein wünschen, einen solchen, wissen Sie, dem die ehrlichen Leut', die's noch gut meinen mit unser'm Volk, alle von selber ang'höreten, und die Gebildeten, die jetzt alleweil von „Heimatschutz“ reden, die voran. Wo bleibt denn da der Heimatschutz, wenn man sich über das lustig macht, was dem Volk das Heiligste ist? Sollen's die Herren nur einmal bedenken, was sie tun, wenn sie (wie so viel Beamte und andere Studierte!) über die Religion schimpfen und spötteln — haben solche Leut', mit Verlaub zu fragen, überhaupt ein Herz für's Volk?“ ...

Jetzt kam der Doktor auf die Angelegenheit der Führer zu reden und sprach sich leicht und sogar recht angenehm mit dem ruppigen, weltfremden Pfarrer. Und von der Stunde an war das Verhältnis ein anderes: die beiden mieden sich nicht mehr, sondern kamen sich einander mit wachsendem Vertrauen entgegen, ein Umstand, der vom Volke bald bemerkt und mit Befriedigung besprochen wurde.

„Jeannette, was hat doch das zu bedeuten?“ sagte die Gräfin, als sie, ins Zimmer tretend, den Korb der Bäuerin auf ihrem Tische erblickte.

Die Jose tat genau so unbefangen wie ihre Herrin. Kathi hätte den Korb gebracht, er sei von der Bäuerin zurückgestellt worden; sie lasse danken. Das war in einem Tone gesprochen worden, der sogar etwas von Schadenfreude verriet.

Die Gräfin fragte ruhig weiter: „Die Bäuerin hat unsere Geschenke nicht angenommen? Hast du wohl schon nachgesehen?“

Nein, das siele ihr nun nicht ein!

„Wir wollen einmal nachsehen,“ sagte die Gräfin und öffnete den Korb. Die Jose beeilte sich, die Gegenstände, die er enthielt, auf den Tisch zu legen. „Ist das alles, Jeannette?“

„Ich glaube ja. Was soll fehlen?“

„Die Büchlein doch, die du beigegeben hast!“

Jeannette errötete, faßte sich aber sogleich: „Nun ja, das werden die Leute man zurückbehalten haben. Man meinte nicht, wie dergleichen auch die einfältigsten Menschen interessirt.“

Die Gräfin bezwang sich: „Jeannette, die Bäuerin hat die beiden Schriften dem hiesigen Pfarrer übergeben, der — heute abend unser Gast sein wird.“

„Unser Gast?“ — Jeannette wich einen Schritt zurück. „Der römische Pfaffe?!“ sagte sie mit einer Grimasse.

„Mein Gast, der katholische Herr Pfarrer.“ erwiderte die Gräfin streng.

Die Jose sank auf einen Stuhl und fuhr sich mit den Händen über das Gesicht: „Ach Gott, gräfliche Gnaden, wohin soll das führen! Ach, ich kann es nicht mitansetzen! . . .“

„Wohl, du würdest es vorziehen, nach Hause zurückzukehren?“

„Gräßliche Gnaden, die Stunde werde ich segnen — unserer Abreise von hier!“ ...

„Nein, du reitest vorläufig allein, Jeannette,“ sagte die Gräfin sehr ruhig. „Du bist es deiner Gesundheit schuldig; die Luft dieser Berge ist dir wirklich nicht zuträglich. Arbeit findest du zu Hause. Und deine Abreise braucht gar keinen Aufschub zu erleiden, morgen, denke ich, mit dem Gilzuge. Du sollst es bequem haben.“

Die Jose starrte mit weitaufgerissenen Augen ihrer Herrin ins Gesicht. „Gott,“ schluchzte sie dann, „gräßliche Gnaden sind mir böse, ich sehe ein“ —

„Keine Szene, Jeannette, du reitest morgen und bereitest daheim alles auf meine Ankunft vor, die — ich weiß nicht wann, vielleicht in Bälde erfolgen wird.“

„Aber gräßliche Gnaden können doch unmöglich allein bleiben! Ohne Bedienung, ohne“ —

„Das laß du meine Sorge sein,“ sagte die Gräfin und begab sich ins andere Zimmer.

Daran dachte die Gräfin Redow aber allerdings erst jetzt, wie sie sich ohne Begleitung, ohne Dienerin behelfen würde. Hier ein Mädchen zu finden, wird überhaupt schwer sein, und ein katholisches Mädchen — würde wohl gar Anstand nehmen, bei ihr, der Protestantin, in Dienst zu treten ... Aber, so oder so, es wird sich machen lassen. Ja, es wird, weil es muß!

Eine andere Sache lag ihr jetzt mehr am Herzen: die Bäuerin mußte sie aufklären! Das war sie der guten Frau, das war sie sich selbst, der eigenen Ehre schuldig!

Noch am selben Vormittag machte sie sich auf den Weg. Ein Büblein vom Dorfe trug den braunen Korb nach, der mit all den Geschenken von ge-

stern und jetzt obendrein mit Bäckereien gefüllt war.

Es hielt aber doch ein wenig schwer, der Gills-
hoferin den Hergang glaubhaft zu machen. Jetzt
stand ja auch eine Gräfin vor ihr, nicht mehr bloß
die „bessere“ Frau, als die sie die Fremde behan-
delt hatte. Es war wie eine Scheidewand zwischen
ihnen.

Das Gretete durfte aber endlich die Geschenke
wieder annehmen, das arme Kind, das sich halb
wie ein Märtyrlein vorgekommen war. Wie schwer
war ihr das Opfer gefallen, und wie hart hatte sie
sich dazu verstanden, ihre freundliche Wohltäterin
als „Lutherische“ zu denken! Und nun ist sie aber
doch eine gute, brave, liebe Frau!

Einigermassen rüchhältig benahm sich die Gills-
hoferin selbst noch beim Abschied; denn wenn die
Jose lutherisch ist, dachte sie, wie kann eine katho-
lische Frau ein protestantisches Mädchen um sich
haben? Aber sie fragte nicht, sie setzte ihrem „Behüt
Gott!“ nur die kräftige Versicherung bei, daß sie
für die Gräfin „schon recht“ beten wolle. —

Mit Jeannette müßte sie milde ins Gericht
gehen, sagte sich die Gräfin auf dem Heimwege.
Kann das arme Wesen dafür, daß es in so gehäßi-
gen Vorurteilen erzogen wurde? Freilich sollte
der Protestant, gerade er, der grundsätzlich jeden
Gewissenszwang verurteilt, auch dem Katholiken
das Recht einräumen, die Bibel in seiner Weise,
das heißt nach der Auslegung der römischen Kirche
zu verstehen... In Wirklichkeit aber ist ein Bau-
ernweib in Tyrol toleranter gesinnt als so viele
Evangelische, die nicht sprechen können weder über
Michelangelo noch über den Kölner Dom ohne
Ausfälle gegen den „Papismus“... Sie möchte nur
einmal wissen, wie man ihr etwa begegnen würde,
wenn sie dem Beispiele ihres armen Onkels folgen

wollte! . . . Schon als sie gelegentlich davon sprach, dessen Familie, die in ziemlich bedrängten Verhältnissen in München lebt, besuchen zu wollen: was gab es da für ein Entsetzen, für ein Gerede! So lange Jeannette bei ihr war, hätte sie es überhaupt kaum wagen dürfen . . . „Ah, nun schreibe ich aber, und das heute noch, und künde ihnen meinen Besuch an! Ich will sie kennen lernen, es sind meine allernächsten Verwandten, ich will es!“ —

Behtes Kapitel.

Nachricht aus Wien.

Dr. Maas stand kurz nach 2 Uhr nachmittags im Expeditorstübchen, als der Postbeutel kaum abgeliefert, noch nicht einmal geöffnet war. „Ich erwarte Briefe, Herr Expeditor!“

„Gleich, Herr Doktor!“ — Der Mann sah die Briefe durch, es war keiner darunter an den Doktor. „Wenn halt vielleicht unter den rekommandierten was wär“ . . . Richtig, und da war etwas an Herrn Dr. Konrad Maas.

Poststempel Wien, Frauenschrift, rekommandiert! Der Expeditor lächelte ein wenig.

„Bitte das Rezepisse unterschreiben, Herr Doktor!“

Dieser hätte darauf vergessen, so eilig hatte er's, sich mit seinem Briefe in das Herrenstübchen zu flüchten, das er um diese Stunde leer wußte.

Hier öffnete er das Schreiben, stellte sich in den Erker und las. Es ging lange her, er las mit Bedacht. Jetzt schmunzelte er zufrieden, sicherte dann ein wenig, stieß einen Laut freudiger Überraschung aus und — ward stille. Er las den Schluß, las ihn zum zweiten Male. Er durchsah

noch einmal den ganzen Brief, sein Auge haftete abermals auf dem Schlusse.

Da trat Dr. O'Neill herein.

„Ich höre, Sie haben Brief aus Wien?... Nun?“

O'Neill sah ihn an und bemerkte seine verstörte Miene: „Was ist?“ ...

„Brief von Fräulein Alara, nichts weiter,“ sagte Maas mit schwer erzwungener Gleichgültigkeit. „Lesen Sie!“ Er gab seinem Freunde das Schreiben, nahm seinen Hut und verließ rasch das Zimmer.

O'Neill las den Brief, der folgenden Wortlaut hatte:

„Hochgeehrter Herr Doktor!

Ihr überaus wohlwollendes Schreiben habe ich diesen Morgen erhalten und will dasselbe, wie es mir Pflicht und Bedürfnis ist, sofort beantworten.

An Ihrer herzlichen Theilnahme, Herr Doktor, habe ich niemals gezweifelt, und es ist mir hart, ja sehr hart geschehen, daß ich Ihnen den Tod meiner teuersten Mutter nicht sogleich mitteilen konnte. Der Grund davon ist folgender: man hat mir von anscheinend gut unterrichteter Seite gesagt, Herr Doktor befänden sich gegenwärtig in Indien, Sie hätten eine Stelle als Schiffsarzt beim Lloyd angenommen. Ganz zufällig nur brachte ich in den letzten Tagen in Erfahrung, daß Sie sich in Meran niedergelassen haben. So ist das Parte doch noch glücklich in Ihre Hand gelangt, Gott sei Dank! —

Herr Doktor, welche harten Zeiten habe ich in den letzten Monaten durchgemacht! Wie Vieles und wie schwer habe ich gelitten! Und in der Vereinigung trägt man sein Leid wohl doppelt schwer! Aber ich will jetzt nicht davon sprechen, auch nicht von der bittersten Erinnerung meines Lebens, die

sich an den seligen Hingang meiner teuersten Mutter knüpft. Vielleicht, wenn Sie es gestatten, schreibe ich Ihnen ein anderesmal von ihr. Heute will ich Ihnen vor allem nur danken für Ihre Teilnahme, Ihre so warme und aufrichtige Teilnahme die Sie der Guten, wie zu ihren Lebzeiten auch nach dem Tode noch entgegenbringen. O beten Sie zuweilen ein Ave für sie! Es ist das einzige, womit wir den Abgeschiedenen unsere Liebe bezeigen können. R. I. P. —

Und nun, verehrter Herr Doktor, bin ich wirklich so frei, Ihr freundliches Anerbieten, das Sie mir gemacht haben, anzunehmen: wenn Sie mir irgend helfen könnten, schreiben Sie, möge ich mich an Sie wenden. Ach, vielleicht können Sie helfen! Ich möchte Sie nämlich bitten, mir, wenn möglich, für die noch übrige Sommerszeit irgendeine Stelle in Throl zu verschaffen.

Zum Verständnisse dieser Bitte folgendes: Gleich nach dem Trauerfalle wurde ich zur Behörde beschieden, um die Eröffnung entgegenzunehmen, daß man mir die Tabaktrafik nicht länger mehr als ein Vierteljahr belassen könne. Sie begreifen, welchen neuen Kummer mir dies verursachte; denn wenn ich auch den Laden durch eine andere Person versah, so blieb mir doch immerhin noch eine geringe Einnahme. Und das jetzt, nach dem Aufhören der Pension... Ich mußte mich in Gottes Namen fügen, habe aber den Raum, in dem die liebe Mutter viele Jahre zugebracht (in dem sie auch Ihre Bekanntschaft gemacht hat) wohl mit heißen Tränen verlassen. Die letzten Tage war ich selbst dort, um noch alles zu ordnen, und eben damals geschah es, daß mir Ihre Adresse in die Hände fiel; ich las nämlich in einer alten Zeitung eine Ankündigung der Kurvorstehung von Meran, in der Sie als Spezialist für Augenfranke aufgeführt waren.

Recht wie eine Fügung des Himmels erschien mir dies, als ob es die gute Mutter mir erbetet hätte; denn nun konnte ich Ihnen doch die Nachricht von Ihrem Tode geben. Ja, und ich darf wohl sagen, daß eben diese eigentümliche Fügung es war, die mir den Mut gab, mich jetzt mit meinem Anliegen an Sie zu wenden.

Ich habe in Wien nun auch unsere Wohnung kündigen müssen und möchte (wenn bis dahin nicht in anderer Weise meine Verhältnisse sich ändern sollten) erst im Herbst wieder eine solche aufnehmen, da ich meine Möbel unterdessen bei unserem Hausmeister einstellen darf. So könnte ich also, wenigstens ohne eine unbenützte Wohnung bezahlen zu müssen, für einige Zeit von hier fortkommen; und ich möchte so gerne nach Tyrol, in die Heimat des Vaters, und wo ich selber geboren bin — ach, Herr Doktor, wie hart das ist, keine Heimat zu besitzen!

Vieles, sehr vieles ist über mich gekommen, äußere und innere Verhältnisse, Schmerz und Sorge und bange Zweifel. Gott gebe Erleuchtung! Und meine Gesundheit hat darunter gelitten, ich habe Schlaf und Appetit fast gänzlich verloren. Der Arzt rät mir fortwährend, aufs Land zu gehen. Und also darum hauptsächlich meine Bitte an Sie.

Glauben Sie ja, Herr Doktor, daß ich mir meinen Unterhalt redlich, so gut es eben bei meinen geschwächten Kräften möglich ist, verdienen will. Ich bin auch gar nicht wählerisch. Als Stubenmädchen oder Kinder mädchen — ich werde jede Stelle in einer braven Familie gerne annehmen, sei es, was es sei, nur in Tyrol und lieber auf dem Lande als in einer Stadt. Ich bitte, schreiben Sie mir recht bald darüber!

Zulezt, nur damit ich nicht unaufrichtig erscheine, will ich Herrn Doktor noch mitteilen, daß

ich auf dem Punkte stehe, mich zu vermählen; meine Mutter hatte noch diesen Wunsch geäußert. Gott, der über alle wacht, wird mich die richtigen Wege führen. Das vertraue ich fest. —

Nun leben Sie recht wohl, geehrter Herr Doktor, und nehmen Sie noch einmal meinen innigsten Dank entgegen für alle meiner teuern Mutter und mir selbst erwiesene Freundschaft!

In größter Hochachtung zeichnet

Ihre

dankschuldigste Dienerin

Klara Alber.“

O'Reilly sann eine Weile über das Gelesene nach und war sich ohne weiteres klar, was zu tun sei. Er fragte erst nach dem Doktor, man wußte ihn gerade nicht; dann nach dem Wirte: den, hieß es, habe eben die Gräfin zu sich gebeten, in New-Home säßen sie beide.

O'Reilly erkundigte sich auch in New-Home zunächst nach Dr. Maas, ohne den er nicht gerne handeln, dem er nicht vorgreifen wollte.

„Ich weiß nicht,“ sagte der Wirt, „was ihm auf einmal eing'fallen ist. G'rad so vor fünf Minuten ist er fort nach Innsbruck, ohne Überrock rennt er zum Thal aus! Er wird sich ja halt wohl tummeln müssen, daß er den 4-Uhr-Zug noch erwischt. Ein'kauf' hab' er zu machen für seine Apotheke und sonst noch ein G'schäft, hat er g'sagt. Am Abend will er wieder zurück sein.“

„Ich denke, sein zweites Geschäft zu kennen,“ sagte jetzt O'Reilly. „Es wird sich darum handeln, einem braven Mädchen einen Posten ausfindig zu machen als Kammerzofe oder dergleichen. Daß gerade unsere Frau Gräfin jetzt eines Mädchens bedarf, wird Maas noch nicht gewußt haben.“

„Natürlich nicht,“ versetzte lebhaft die Gräfin. „Aber wer ist denn das Mädchen? Ich habe soeben mit dem Herrn Postmeister darüber gesprochen, ob er mir nicht jemanden verschaffen könnte.“

„S a t etwa die Klara g'schrieben!“ fiel jetzt der Wirt ein. „Gelt, denkt hab' ich mir's, wie ich den Doktor mit ein'm Brief vom Expeditor herauskommen seh'!“ ...

O'Keilly erzählte nun, wie Klara, durch Gesundheitsrückichten genötigt, sich an Maas gewendet habe, daß er ihr für den Sommer irgendeinen Posten in Throl besorgen möchte.

„Nun, das trifft sich ja aber ganz herrlich,“ meinte die Gräfin. „Natürlich kann sie zu mir kommen, wer ist froher als ich! ... Und wann, glauben Sie, könnte das geschehen?“

„Allem Anscheine nach würde Klara lieber heute als morgen Wien verlassen.“

„Also geben wir ihr Frist von ein paar Tagen, und schreiben wir nur sogleich. Die Adresse haben Sie?“

„Schreiben,“ sagte der Amerikaner, „wenn es so steht — man kommt doch schneller mit einem Telegramm zum Ziele. Es ist noch nicht 3 Uhr, ein Expresstelegramm wird in zwei Stunden in ihrer Hand sein; sie besorgt ihre Kleinigkeiten, nach 10 Uhr abends geht der Gilzug, morgen um diese Zeit kann sie hier sein.“

„Haben wir aber wohl nicht zu fürchten, daß wir unserem Freunde Maas vorgreifen?“ gab die Gräfin zu bedenken. Das nämliche Bedenken hatte ja auch schon O'Keilly gehabt.

„Das'selb' ist meiner Ansicht nach so,“ sagte der Wirt. „Der Doktor wird so ein Plahl in Innsbruck nicht gleich auf der Straße aufklauben können, und wenn er was g'funden hätt', nachher steht's doch immer noch beim Mäd'el, ob sie das annehmen

will oder was anderes. Verdruß kann da wohl keiner herauskommen. Und das wird doch auch Sach' der Verwandten sein, sich um das Hascherl anzunehmen; und der nächste Verwandte sind Sie, Herr Doktor, nachher über eine Weile komm' ich!"

Man beschloß, das Telegramm abzusenden: Posten gefunden und sofort anzutreten, mit Abendexpresszug abreisen, morgen 1 Uhr an der Bahnstation erwartet.

Eine Unterschrift beizusetzen schien nicht nötig. Mochte sie immerhin denken, daß das Telegramm von Dr. Maas komme. Dagegen wünschte die Gräfin, die Rückantwort zu bezahlen; es wäre doch besser, man wüßte bestimmt, ob sie morgen komme. In wenigen Stunden könne man Gewißheit haben.

D'Neilly besorgte das Telegramm.

* * *

Dr. Maas hatte sich in Innsbruck keine zwei Stunden aufhalten können, aber er nützte seine Zeit wohl aus.

Er sprach zunächst bei einer befreundeten Familie vor, die in der Nähe des Bahnhofes wohnte, und empfahl ihr das Anliegen Alaras aufs wärmste. Daß er ihren Brief dem Amerikaner zurückgelassen hatte, bereute er lebhaft; schon auf dem Wege hätte er ihn noch einmal, vielleicht mehr als einmal lesen mögen, und jetzt wollte er so gerne Alara selber sprechen lassen. Aber die Dame des Hauses war ohnedies sehr entgegenkommend und stellte ihm ihre Unterstützung in Aussicht. Gegenwärtig seien nun leider ihre Bekannten fast alle auf Sommerfrische; aber sie werde Umfrage halten, wo und wie sie könne, in wenigen Tagen soll er Nachricht haben.

Der zweite Gang des Doctors war in eine Apotheke, deren Besitzer ihm persönlich befreundet war. Er glaubte, diesem die Beschaffung der nötigen Instrumente und die Einrichtung seiner Landapotheke in Bausch und Bogen übertragen zu sollen; sich um die Einzelheiten zu kümmern, dazu fehlte es ihm an Zeit und an der nötigen Sammlung. Eine Partie der unentbehrlichsten Instrumente sollte man tunlichst bald, lieber gleich morgen, an ihn absenden.

Das Geschäft war abgemacht. Maas entsetzte sich nur über die Höhe des geforderten Preises — allein, was ließ sich da machen? Er eilte zur Bahn, kaufte sich noch eine Zeitung und fuhr mit dem 7-Uhr-Zuge wieder den Inn aufwärts; hinein nach Bösdorf ging er zu Fuße.

Jetzt dämmerte es schon, ein leichter Regen zwang ihn, den Schirm geöffnet zu halten. Das vermehrte die unbehagliche Stimmung, die durch die Schwüle während der Fahrt und überdies auch durch die Zeitungslektüre in ihm entstanden war — lauter unangenehme Gedanken plagten ihn heute...

Was soll er jetzt tun, wenn Klara nach Tyrol kommt? Ihr ausweichen? Das nun gerade nicht; aber mit ihr zusammentreffen, nein, das noch weniger! Bevor sein Verhältnis zu Hedwig nicht endgültig geklärt, das heißt, wie er voraus sah, endgültig gelöst ist — früher will er mit Klara nicht zusammentreffen: es ist schon der Nachrede wegen, die daraus entstehen könnte, und die Hedwig ja sehr willkommen sein müßte; aber auch seiner eigenen Ruhe wegen!

Denn gleichgültig ist ihm Klara in Wahrheit nie gewesen — er hat es sich nur nicht gestehen wollen, solange er gebunden war; jetzt, wo er ihr frei

gegenübertritt, ist sogar Gefahr, daß ihm seine Neigung über den Kopf wächst. Und das wäre — ein Frevel, jetzt wie früher; denn nun steht ja sie — wie schrieb sie doch? — ja, sie „steht auf dem Punkte“, sich zu vermählen... Zwar diese Fassung, im Zusammenhalt mit einer anderen Aeußerung in ihrem Briefe, scheint von einer gewissen Kälte oder Unschlüssigkeit zu zeugen (hätte er ihren Brief nur doch hier!); immerhin aber: er darf hier nicht eingreifen!...

Übrigens, wer weiß, wozu diese neue Wendung, diese völlige Umkehr der Dinge am Ende noch gut ist! Ein so herrliches Mädchen wie Klara ist, aber — so ganz ohne Vermögen! Die nichts ihr eigen nennt als etliche Möbel, eine hübsche Ausstattung und an Geld vielleicht ein paar hundert Gulden! Dazu die Geringsfügigkeit seiner eigenen Mittel! Was ihm die langen Studien übrig ließen — wie viel von dem wird ihm überhaupt noch bleiben, bis die Kosten für die Instrumente, die Apotheke, die Hauseinrichtung bestritten sind! Er brauchte nur krank zu werden, und es war um ihn selber geschehen, geschweige, daß er eine Familie versorgen oder nur ernähren konnte!

Und der Posten in Bösdorf ist überhaupt nicht einträglich genug, daß eine Familie ohne eigenes Vermögen so ganz sorgenfrei leben könnte. Er ist angewiesen darauf, er ist genötigt, sich eine halbwegs vermögende Frau zu suchen...

Ja, so weit hätten wir's also gebracht mit dreißig Jahren, so herrlich weit! Ein „Fretter“ — un- frei, gebunden nach allen Richtungen!...

So übel geriet das Bild, das der Doktor an diesem trübseligen Abende von sich selber entwarf. Mit verdrossener Miene, in feuchten Kleidern betrat er das Posthaus. —

„Segges, Herr Doktor,“ rief ihm die Kathi entgegen, „die Frau Gräfin haben Sie heut ganz vergessen! Aber ein Stück Rehbraten hat sie Ihnen schon aufheben lassen, jetzt geh'n Sie nur g'rad hinein!“

Wie, er noch in Gesellschaft heute?!

„Aber da können Sie wohl nicht anders, Herr Doktor!... Sie sind im Herrenstübele, der Herr Pfarrer ist gar auch dabei!“

Maas zauderte und ging endlich unwillig auf sein Zimmer, sich umzukleiden.

* * *

Die Gräfin, die ihrer Jose den letzten Abend nicht verbittern wollte, war davon abgestanden, die kleine Abendgesellschaft in ihrem Salon zu empfangen. Und da kein anderer Raum im Hause war, wo man ungeniert sein konnte, entschloß sie sich für das „Herrenstübchen“; der Wirt gab Auftrag, daß es reserviert bleibe.

O'Reilly und der Geistliche wurden sich vorgestellt und fanden Gefallen aneinander; alsbald war ein reges Gespräch im Fluß.

Man hatte sich aber kaum an den Tisch gesetzt, als der Expeditor eintrat mit einem Telegramm für Doktor Maas. „Ah, die Rückantwort!“ hieß es. „Lassen Sie das Telegramm nur hier,“ sagte O'Reilly, „wir erwarten den Doktor!“

Dr. Maas blieb aber lange aus, viel zu lange für die Ungeduld der Gräfin. Was Klara wohl geantwortet hat? Ob sie das Mädchen ist, sich innerhalb weniger Stunden reisefertig zu machen?

Inzwischen erzählte man dem Geistlichen, daß Klara Alber erwartet werde, eine nahe Verwandte des Doktors O'Reilly, das neue Stubenmädchen der Frau Gräfin.

„Sagen Sie nicht Stubenmädchen,“ unterbrach die Gräfin, „meine Gesellschafterin allenfalls, meine Freundin!“

„Alber,“ murmelte der Kurat, „mit einem Alber, der in Wien g'storben ist, hab' ich wohl zusammen studiert“ . . .

O'Reilly erzählte einiges über die Familie, und bald war es herausgefunden: Klaras Vater war der Studiengenosse des Kuraten gewesen, sein bester Jugendfreund!

„Ah, wissen Sie,“ meinte der Geistliche, „auf den gleichen Schulbänken bin ich ja mit vielen g'wesen, das macht nicht die Freundschaft; aber wir zwei sind einmal mitsammen im Karzer g'wesen, und in der Vakanz unsere Fußreisen haben wir zusammen g'macht! Das wohl, das bringt die Leut' aneinander! . . . Ja, kein Lieberer ist mir ja nit g'wesen als der Toni, Gott hab' ihn selig! — Mein, und jetzt kommt seine Tochter zu Ihnen, das Waisferl? Ist auch ein armes Kind, das! Brav ist sie wohl, gelt?“

„Wie ich sie kenne,“ erwiderte O'Reilly, „und nach der Schilderung unseres Freundes ein ganz seltenes Mädchen.“

„Recht so, recht so, wird mich freuen. Ich hab' eine Freud', sie kennen zu lernen. Wann soll sie kommen?“

„Eben das Telegramm hier wird es uns sagen; es ist an Dr. Maas adressiert.“ —

Das Souper war im Gange, und der Kehrlücken schmeckte vortrefflich. Daß doch nur der glückliche Jäger fehlen mußte! Das Souper ging zu Ende, und noch immer ließ sich kein Dr. Maas blicken.

Kathi bediente und stimmte mit ihrem Lachen die ganze Gesellschaft heiter.

Als sie sich einmal entfernt hatte, meinte der Kurat: „Daß der nur 's G'sicht nicht weh tut, vor lauter Lachen!“

„Ist mir oft aufgefallen,“ sagte die Gräfin, mehr an O’Neillh gewendet, „wie selten man in der Großstadt einem fröhlichen Gesichte begegnet. Als wir in Berlin lebten, mußte mein Mann frühzeitig in sein Amt; ich begleitete ihn. Das war immer gegen 8 Uhr früh, wo viele Beamte und Geschäftsleute auf dem Wege sind. Damals wie oft, wenn ich es darauf abgesehen hatte, ein heiteres, zufriedenes Gesicht zu entdecken, wurde ich durch hundert unzufriedene, höchstens schadenfrohe, oft wahrhaft verzweifelte Mienen fast um die eigene Ruhe gebracht. Ich hab’ es mir abgewöhnt, in der Großstadt Physiognomien zu studieren.“ —

Endlich trat Dr. Maas ein. Sein Auftreten, schüchtern wie fast immer, ließ heute vermuten, daß er hinter seiner besonderen Höflichkeit eine üble Laune verstecken wolle.

„Ein Telegramm ist für Sie gekommen,“ sagte O’Neillh, „bereits vor zwei Stunden.“ Er überreichte es.

Man schwieg und harrete des Kommenden. Maas, der aller Blicke auf sich gerichtet sah, erröthete; denn das Telegramm, meinte er, würde von Hedwig sein oder von ihren Eltern... Er trat etwas abseits, erbrach die Depesche und stand da — ein Bild des Erstaunens: die Augen unverwandt auf das Blatt gerichtet, den Mund halb geöffnet, stumm und starr.

O’Neillh vermochte nicht mehr an sich zu halten: „Nun, was ist’s denn also endlich?“

Maas rührte sich nicht, bis O’Neillh laut aufachte: „Aber so geistreich habe ich Sie noch nicht gesehen!“

Das war zuviel. Der Doktor wandte sich — nur die Rücksicht auf die Gräfin hielt ihn ab, das Zimmer zu verlassen.

Das Telegramm hatte den kurzen Wortlaut: „Komme morgen — Alara.“

Aber für ihn, der ja von allem nichts wußte, was diesen Abend in seiner Abwesenheit geschehen, war es eine völlig betäubende Überraschung! Und durchaus nicht angenehmer Art. Denn er hatte beschlossen, mit Klara nicht zusammenzutreffen, und jetzt — will sie sich — sie sich ihm an den Kopf werfen?!...

Die Gräfin bemühte sich, ihn seiner peinlichen Stimmung zu entreißen. „Wir glaubten alle,“ sagte sie, „das Telegramm wäre von Fräulein Klara und meldete uns ihre baldige Ankunft“...

Da wuchs das Erstaunen des Doktors völlig ins Riesenhafte.

O'Keilly erklärte endlich das Räthsel: „Sie haben es meiner Base ja sehr gut gemeint, da Sie ihretwegen nach Innsbruck fuhren, aber wir haben unterdessen hier einen Platz für sie gefunden.“ Er erzählte das weitere.

Nun glaubte man, daß Maas sich darüber freuen würde — statt dessen sah er mürrisch und verdrossen vor sich hin, als ob ihm alle Pläne durchkreuzt und zertrümmert wären. Endlich, nach langem Besinnen, reichte er das Telegramm der Gräfin.

Diese las es vor, alle drückten ihre Freude aus, daß man Klara morgen schon erwarten dürfe, nur Maas sah schweigend vor sich hin. Den Rehraten, den ihm die Gräfin zurückgestellt hatte, berührte er nicht; sein Benehmen war scheu und rüchhältig, so daß man ernstlich fürchtete, ihn beleidigt zu haben. Er zwang sich wohl ein paarmal zur Heiterkeit — es glückte ihm nicht; und daß er sich selbst als Störefried der Gesellschaft fühlte, vermehrte sein Unbehagen.

Es wollte keine rechte Stimmung mehr aufkommen. Der Geistliche empfahl sich, bald zog sich auch die Gräfin zurück.

Zu dem Wirte aber, der jetzt hereintrat, machte sich die böse Laune unseres Doktors in anderer Weise Luft. „Da lies, was diese Preßkosaaken von uns Throlern schreiben! Unseren Bösdorfer Führern, den Brotkorb will man ihnen höher hängen!“

Er gab dem Wirte ein Wiener Blatt neuesten Datums, das er auf dem Bahnhofe in Innsbruck gekauft hatte.

Der Wirt las und wurde zornig. „Das müssen unsere Leut' wissen! ... Der Schreiber natürlich ist kein anderer als der saubere Wiener Journalist! Der hat's aber eilig g'habt! Ganz seine Reden, akkurat so ... Sollen schreiben die Leut', nur zu, wir wollen ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben!“ ...

Es war ein verdrießlicher Tageschluß für alle Teile. Nur O'Neill bewahrte seinen Gleichmut. Und da er an sein Bäschen dachte, das morgen kommen würde, freute er sich, freute sich, daß er Gelegenheit haben würde, einem guten Menschenkinde Freude zu machen ...

Und Klara? Sie saß wohl jetzt im Gilzuge, fuhr an Schönbrunn vorüber und an Hütteldorf, vorbei an Purkersdorf, immer tiefer hinein in den Wiener Wald, immer weiter fort von der Großstadt, immer näher, immer näher der Heimat! ...

Elftes Kapitel.

Klaras Heimkehr.

Die Gräfin Redow ließ es sich nicht nehmen, ihre Jose zu Bahn zu begleiten. Auch für ihre Bedürfnisse auf der Reise hatte sie persönlich Sorge getragen; sie konnte die alte Dienerin nicht im Unfrieden scheiden sehen.

Aber der Gilzug, der Jeannette nach Stettin bringen sollte, ging morgens 10 Uhr ab, während die Ankunft Klaras erst gegen 1 Uhr nachmittags zu erwarten war. So lange mochte die Gräfin nicht auf der Station verweilen. Auch hatte man nach einiger Überlegung gefunden, daß es besser sei für Klara, sie vom Postmeister, der sich aus freien Stücken dazu erbot, abholen zu lassen: er war ihr, wenn auch entfernt, verwandt, und sein ganzes Wesen darnach, sogleich ihr Zutrauen zu gewinnen.

„Meinen Sie nicht auch so, Doktor?“ fragte O’Keilly seinen Freund. Maas gab eine Antwort, die zeigen sollte, daß ihm diese Frage höchst gleichgültig sei, wie er denn überhaupt heute an die bevorstehende Ankunft Klaras kaum noch zu denken schien. War es, weil nicht er die Freude hatte, ihr den gewünschten Posten verschafft zu haben? Die Gräfin mutmaßte so. —

Noch vor Mittag fuhr der Postmeister zur Bahnstation und stand lange auf dem Perron, als der Gilzug endlich einfuhr. Wenige Reisende stiegen aus den Wagen; der erwartete Gast war rasch erkannt. Das schlanke Mädchen dort, mit dem schwarzen Hut und dem grauen Staubmantel, dem man den Koffer aus dem Wagen reichte. Der Wirt eilte dahin.

„Grüß Gott! Sie sind’s schon, die Fräulein Klara! Jetzt geben Sie nur einmal Ihre Päckten her!“ Er nahm ihr den kleinen Koffer ab; die Ledertasche, Schal und Schirme wollte sie selbst tragen. „Nu, wir haben nicht weit; beim Wirt drüben hab’ ichs Wagele eing’stellt.“ — Es waren keine hundert Schritte dahin.

Außerhalb des Stationsgebäudes sagte der Postmeister: „So, und jetzt schauen Sie mich nur einmal recht an, und tun Sie sich halt etwa nicht fürchten vor mir! Ich bin der Postmeister von Bösdorf

und gar ein bißl ein Better von Ihnen: mit Ihrem Großvater mütterlicherseits G'schwisterkind. Haben Sie g'hört nie von mir?"

"Ja doch, Herr Better," sagte Alara, angenehm überrascht, „freilich gehört! Und das freut mich — der Erste, der mir in Tyrol begegnet!..." Sie reichte ihm ihre Hand und sah ihm mit Augen, die von Rührung glänzten, in das treuherzige Gesicht.

"Ja, jetzt aber nachher ein' andere Frag', Basile: Haben Sie gegessen wohl?"

Nein, sie hätte wenig Appetit gehabt. — „Und getrunken auch nichts, weiß man wohl!"

In Wörgl ein Glas Kaffee.

„Um 9 Uhr in der Früh! Das könnt' ergeben! Jetzt wissen Sie, machen wir's so. Sie tun Ihnen jetzt einmal ein bißl kommod machen, die Wirtin gibt Ihnen schon ein Zimmer, und etwa ein bißl den Eisenbahnruß abwaschen, und derweil ist's Mittagessen g'richtet; nachher, Basile, essen wir m i t e i n a n d e r, wenn's erlaubt ist. Ich bin auch schon hungrig." —

Die Wirtin kam ihnen sehr freundlich entgegen und führte das Mädchen auf ihr eigenes Zimmer, wo sie ihre Toilette ordnen konnte. Der Postmeister indes bestellte ein Mittagessen auf die kleine Veranda; da war man just ungeniert, „und es wird ihr g'fallen da heraußen" ...

„Ja, aber Herr Postmeister, was haben denn Sie im Sinn?" neckte ihn die Wirtin, als sie zurückkam. „So eine Schöne haben Sie Ihnen ausg'sucht?"

„Gelten Sie, ja, eine Schöne ist's! Ah, am G'schmack hat's nie g'fehlt bei mir! Und wissen Sie wohl, ledig wenn man blieben ist, kann man sich rühren auf seine alten Tag'!" — Dann erzählte er aber, wie das Mädchen eine entfernte Verwandte von ihm wäre und jetzt einmal auf Sommerfrische zu ihm käme.

„Mein, die hat's wohl not,“ meinte die Wittin, „man sieht ihr's an, daß sie grad von der Stadt kommt.“

Als Alara eintrat, trug sie Hut und Regenmantel am Arme. Das einfache Kleid lag eng an, ein schwarzer Flor, leicht um den Hals gelegt, hob den schönen Kopf, den das braune Haar in starken Zöpfen umrahmte. Wie schön mußte dies Gesichtchen sein, wenn nicht die ungesunde Blässe war und die bläulichen Ringe unter den Augen, der verhärmtete Zug um den Mund!

Der Postmeister fühlte recht ein Erbarmen, wie er sie ansah. „Bafele, jetzt niedersetzen und essen und trinken! Und nachher weiß ich Ihnen allerhand zu erzählen, was Ihnen Freud' machen wird.“

Sie lächelte. „Ich bin nur ganz erstaunt, daß es dem guten Dr. Maas so augenblicklich gelungen ist, mir einen Posten zu verschaffen“...

„Wohl, wohl, der Doktor hat sich schon auch umtan; gestern g'schwind, kaum daß er Ihren Brief g'habt hat, ist er nach Innsbruck g'fahren. Aber gangen ist die Sach' anders — Sie werden schon hören. Und Freud' wird's Ihnen machen, das sag' ich Ihnen. Setzt aber einmal essen, Alarele! Sie brauchen eine warme Suppel!“

Wie es dem armen Kinde zumute war, da sie jemandem gegenüber saß, der ihr solche Freundschaft entgegenbrachte, dem sie voll und uneingeschränkt vertrauen konnte! Der Dialekt schon klang ihr wie Musik. So hat ihr Vater gesprochen, wenn er zu Hause, im Kreise der Seinen war, genau sol „Denn einen Hausrock und ein Hausdeutsch,“ war sein Spruch, „soll der Mann haben.“

Das Beispiel des Postmeisters, der ehrlich hungrig war, tat mit das Seine, daß Alara dem Essen zusprach und sogar den Wein nicht verschmähte. Sie

blickte heiterer, die trüben Bilder, an denen sie sonst hing, verschwanden; wie verklärt schaute sie hinein in das Thal, sah die Nebel wogen und höher steigen — droben an einer Halde glänzte ein Streifen Sonne, und von unten rauschte wildjauchzend der Bach. „Und darf ich denn in Zösdorf bleiben?“ fragte sie bescheiden.

„Etwa ja! Und das in mein'm Haus! Wissen Sie, jetzt will ich's Ihnen gen sagen, bei der Gräfin Redow, einer lieben, freundlichen Wittfrau; nicht als Bedienerin etwa, hat sie g'sagt, als Gesellschafterin, als Freundin! Ja, da kann ich Ihnen wohl gratulieren, Basele! Es hat sich g'rad zufällig so geben. Gestern nachmittag hat sie das Kammermadl entlassen müssen, nachmittags ist Ihr Brief kommen, und heut steht's Basele bei ihr ein.“

Alara sah sinnend vor sich hin, ihr Herz war übergelb des Dankes.

„Und bekannt werden tun Sie mit der Gräfin ganz g'schwind! Wenn Sie sie nur sehen, wird sie Ihnen vorkommen wie eine Mutter!“

„Eine Mutter“ — sagte Alara, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Der Postmeister sah ihr ins Gesicht. „Basele,“ sagte er und reichte ihr seine Hand, „was der liebe Gott haben will, muß man ihm lassen; es ist allemal 's beste nach allen Seiten. — Aber etwas ander's will ich Ihnen jetzt sagen: g'rad wie eine Vorsehung Gottes kommt's mir vor und wie ein Geschenk, das Ihnen Ihre Frau Mutter erbetet hat: so verlassen steh'n Sie jetzt nimmer da in der Welt als wie früher. Es sind für's erste einmal wir zwei z'sammen kommen, was mich freut — Alarele, was mich von Herzen freut! Mich tun Sie jetzt zeitlebens betrachten als Ihren Vetter und als ein' Freund, der's nicht bloß mit dem Maul ist. Und nachher ist aber noch einer da! Der Ihnen

näher steht als ich, ein Nachgeschwisterkind von Ihnen! Aber den werden Sie erraten wohl nicht?"

Klara war allerdings erstaunt. Sie hätte immer gemeint, daß sie in Throl nur noch ganz entfernte Verwandte besitze . . .

„Ja in Throl ist der neue Vetter auch nicht — heißt das, gegenwärtig wohl einmal drinnen in Bösdorf, aber sonst weit weg, gar in Amerika!"

„O, wo die Geschwister meines Großvaters waren?"

„Affurat erraten! Aber wie wir d'rauf kommen sind, das ist's Merkwürdige! Jetzt hören Sie nur!"

Und der Wirt erzählte den Hergang: wie das Parte vom Tode der Mutter eintraf und der Amerikaner in deren Mädchennamen den Namen seiner eigenen Mutter, der Barbele, erkannte, und wie es dann bald außer Zweifel war, daß O'Neill im dritten Grade mit Klara verwandt ist. „Ja Sie, und der Mann hat sich g'freut, über die Masen, daß er doch wenigstens einen Verwandten noch hat in der Welt! Und das sag' ich Ihnen, Basele, der neue Vetter ist ein rechter Mann, an dem ich selber mein' Freud' hab'."

O'Neill? Ja, sie hatte den Namen gehört, sie erinnerte sich auch an seine Person. Er war öfter zu Dr. Maas gekommen, ein großer schlanker Herr mit schwarzem Schnurrbart . . . Klara war erfreut und doch ein wenig beklommen, daß sie den Arzt aus Amerika nun als ihren Vetter ansprechen sollte.

„Und noch nicht einmal gar ist's," fuhr der Postmeister fort, „noch andere Freund' haben Sie in Bösdorf!"

„Ei ja freilich, der gute Dr. Maas! — Hat er sich denn, sagen Sie, in Bösdorf niedergelassen? Wir meinten immer" — sie sprach den Satz nicht zu Ende.

„Ja ja, wohl endlich, Gott sei Dank!“ sagte der Wirt und warf einen Blick auf das Mädchen, der sagen konnte: „Wär' mir eine andere das, als die stadtnärrische Hedwig!“ — „Nu, Sie werden ihn nachher schon sehen. Viel zu tun hat er halt. — Aber nein, noch ein' andern hab' ich g'meint: unsern Kuraten, der gar der liebste Freund g'wesen ist von Ihrem Herrn Vater! Ah, der freut sich schon g'wältig auf Sie!“

Klara wußte nicht, wie ihr geschah. Ans Dornröschen dachte sie, das verschlafene, dem sich im Erwachen alles belebte! In welche neue Welt war sie unvermuthet versetzt! Auf die Bekanntschaft des Geistlichen freute sie sich besonders. Was hat ihr der Vater immer erzählt von dem braven und gemüthlichen Tyroler Klerus!

Der Wirt riet allmählich zum Aufbruche, man dürfe die Frau Gräfin nicht zu lang warten lassen, diewerde so schon fast ungeduldig sein. Er ließ anspringen.

Und wie nun die beiden in der Kalesche saßen, und der stattliche Braun sie taleinwärts fuhr, da hatte die Sonne Raum gewonnen und schien mit allem Feuer einer Julimittagssonne auf die regensatten Fluren, und im Hintergrunde des Tales, das in blendender Schöne vor ihnen lag, tun sich langsam die Gletscher auf — eine Wunderwelt in den Augen des fremden Mädchens!

Klara vermochte die Tränen nicht mehr an sich zu halten. Sie selber wußte sich ihre Nührung nicht zu erklären, die Macht des Schönen hatte sie so nie erfahren. Warum sie sonst geweint, seit Monaten so viel geweint, war ja immer nur ihre Mutter — und das Bild der Mutter trat denn auch jetzt wieder vor ihr Auge. Wenn sie mit ihr führe! Wenn der liebste ihrer Erdenwünsche sich erfüllt hätte, wenn sie Tyrol, die alte Heimat, wieder gesehen hätte! . . .

Als der Postmeister sah, wie sie ihre Tränen trocknete, sagte er: „Denken Sie halt g'wiß wieder an die Frau Mutter, gelten Sie? Jetzt will ich Ihnen aber was sagen, Klarele, es fällt mir g'rad ein. Das ist jetzt ein guter Gedanken... Sehen Sie, die Schwester von Ihrem Großvater (die Mutter vom neuen Better) ist so viel eine g'wesen, die ich gern g'sehen hab'! Jawohl, das Barbele ist mir ans Herz g'wachsen, g'rad nicht sein hat's sollen; drüben in Amerika ist sie g'storben... Aber wißsen tun wir's jetzt doch, daß sie g'storben ist, und wo und wann. Und von ihren zwei Brüdern, die mit hinüber sind, wissen wir's auch. Und jetzt ist die Sach' so: ich bin in Bösdorf der nächste Verwandte von den Reinlerischen, sonst ist niemand da; und das ist jetzt meine Pflicht, daß ich Ihnen ein Kreuz setzen laß auf unserem Friedhof zur christlichen Erinnerung, damit sie ein Gebet kriegen. Und nachher, Basela, schreiben wir aber gleich Ihren Großvater auch dazu, als den ältesten Bruder, und seine einzige Tochter, die Frau Alber, auch, und Ihren Herrn Vater ja auch; sind sie alle beisammen! Ein Kreuz soll's nachher werden, ein schön's!“

Klara drückte heftig seine Hand: „Könnten Sie mich dazu schreiben!“ flüsterete sie.

„Ah, 'sselb' nicht, 'sselb' wär' noch ein bisjele z'früh,“ scherzte der Wirt. „Aber halt — später einmal, wer weiß, was g'schieht — in ein sechzig Jahr'n oder so was, g'rad wer weiß, wo Sie einmal rasten mögen — ja wer weiß, ob wir Sie überhaupt noch herlassen, wir Bösdorfer! Jetzt schauen Sie's Ihnen nur einmal an, wie's Ihnen passen tät' bei uns da! Und lassen Sie's Ihnen g'rad recht fein danken! 's Wetter wird auch wieder langsam besser, das seh' ich, und nachher — streiten tun wir zwei einmal g'wiß nicht miteinander, Hand drauf!“

Jetzt fuhr der Wagen in Bösdorf ein.

Vor dem Posthause stand Kathi, im Hintergrunde Dr. D'Keilly.

Kathi trat vor, mit einem Blumenstrauß in der Hand: „Fräul'n Klara, Grüß Gott! Ich bin die Kathl, die Kellnerin; wir freuen uns schon lang auf Sie! Und da sollt' ich Ihnen einen schön' Gruß sagen vom Herrn Doktor“ — sie überreichte damit den Strauß — „er hat jetzt g'rad zu einer Schwerkranken geh'n müssen auf den Mayerhofer-Berg hinauf.“

Klara war enttäuscht. Sie hatte so sicher darauf gerechnet: der erste, der sie in Bösdorf begrüßt, wird ihr Freund Maas sein — sie hatte sich die Worte schon zurechtgelegt, mit denen sie seine Begrüßung erwidern, ihm ihren Dank aussprechen wollte! Nun stand D'Keilly an seiner Stelle, „der neue Herr Wether“.

Dieser bot ihr die Hand beim Aussteigen und hieß sie zunächst im Namen der Gräfin willkommen, die sie auf ihren Zimmern erwarte.

Mit pochendem Herzen stieg Klara die Treppe hinan. Die Gräfin, ihre neue, ihre erste Herrin — wie wird der Empfang sein? Da kam diese schon über den Korridor auf sie zugeschritten.

Klara verbeugte sich tief und küßte ihre Hand. Die Gräfin umarmte und küßte sie auf beide Wangen: „Seien Sie mir gegrüßt, liebes Kind, ich kenne Sie lange schon! Lassen Sie uns Freundinnen werden! Gott zum Grusse!“

Langsam, Arm in Arm, betraten die Frauen den Salon, der ein Eckzimmer war; links lag das Schlafzimmer der Gräfin, das Zimmer rechts gehörte Klara. Hierher wurde ihr Gepäck gebracht, und hier sollte sie sich einrichten nach Gefallen. Nun aber zum Kaffee, der im Salon schon serviert wurde! —

So machte Klara die Bekanntschaft der Gräfin Hedow und erfuhr es sogleich, wie wahr der Wirt

sie geschildert hatte; auch mit O'Reilly, der am Kaffee teilnahm, dem neuen Better, fand sie sich gut zurecht.

Nach dem Kaffee lud die Gräfin sie zu einem Spaziergange ein; denn Dr. Maas werde ja so vor 7 Uhr kaum zurück sein. Dabei führte die Gräfin das Wort und erzählte der jungen „Freundin“ von ihrer Heimat, ihren Lebensschicksalen. Nur eines, was ihr zumeist am Herzen lag, verschwieg sie.

Die Damen gingen ein Stück taleinwärts, dann zurück und durch die Kirchgasse hinauf zum „Freunde des Vaters“, in den Widum, wo dann die Gräfin einen Vorwand fand, Klara eine Weile mit dem Kuraten allein zu lassen. Dieser hatte nämlich den Auftrag übernehmen müssen, dem Mädchen mitzuteilen, daß die Gräfin nicht katholisch, wie sie aber im übrigen gesinnt sei...

Klara war durch diese Mitteilung keineswegs beunruhigt; wenn sie nur ihren eigenen Pflichten ungehindert nachkommen konnte! Das aber wollte sie jetzt, unter solchen Umständen, um so gewissenhafter. —

Nach dem Abendessen wurde der Gräfin Doktor Maas angemeldet. „O nur herein, lieber Doktor, wir erwarten Sie ja sehnsüchtig!“

Maas war von seinem beschwerlichen Gange zurückgekehrt, ernst gestimmt, ja fast erschüttert von dem, was ihm untergekommen — ein schwerer, gynäkologischer Fall, in welchem er zunächst, unter den obwaltenden Umständen, nicht Rat noch Hilfe wußte. Als er den Damen gegenüberstand, war er linksich wie immer und ein gut Stück steifer und förmlicher als je. Er erwiderte Klaras warme Begrüßung mit auffallender Kälte: er sei es ja nicht, der sie hierher gebracht habe; nicht der geringste Dank gebühre ihm!

Die Gräfin dachte, er sage dies in einer gewissen Eifersüchtelei. Aber er hatte sich das bereits gestern auf dem Rückwege nach Bösdorf und dann noch spät am Abend so zurechtgelegt: es ist Ehrensache für ihn, gegenwärtig, so lange seine Beziehungen zu Hedwig nicht förmlich abgebrochen sind, an keine andere zu denken; an Klara am wenigsten, die ja auch wegen ihrer völligen Mittellosigkeit für ihn keine geeignete Partie ist, und überdies — und das schneidet jede weitere Betrachtung ab — „auf dem Punkte steht, sich zu vermählen“.

Klara ihrerseits erklärte sich sein Benehmen so, als wenn er sie, in allerdings nicht gerade zarter Weise, daran erinnern wollte, daß er gebunden — verlobt oder gar schon vermählt sei (noch hatte sie den Mut nicht gefunden, sich hierüber zu vergewissern). Sie warf sich sogar vor, daß sie selbst einen zu warmen, unpassenden Ton angeschlagen habe; denn freilich wußte sie ihn gebunden, und selbst wenn er frei wäre — eine andere Scheidewand stand zwischen ihnen, jenes „Niemals“, das sie auch heute nicht zurücknehmen kann...

So gingen die beiden im feierlichen Paradeschritt nebeneinander — man fühlte deutlich, wie sie sich Zwang auferlegten. Die Gräfin, die ein scharfes Auge hatte, konnte bald eine Regung freundlicher Schadenfreude kaum unterdrücken, besonders als der Doktor den Aufenthalt Klaras in Bösdorf vom medizinischen Standpunkt erörterte und allerlei diätetische Maßregeln gab, wobei ihm Klara mit den Augen eines zerstreuten Schuljungen zuhörte... „Also Sie hatten heute viel Arbeit, hörten wir?“ sagte endlich die Gräfin. „Nun, so werden wir alle zeitlich das Bett suchen. Klärchen tut es besonders not, nach so einer nächtlichen Eisenbahnfahrt, und ich selber bin etwas müde.“

Dr. Maas war entlassen, er grüßte mit tiefen Verbeugungen und stieß im Hinausgehen einen Stuhl um. „Gute Nacht, lieber Doktor!“ — Bei nahe neckisch klang ihm die Stimme der Gräfin.

* * *

Am folgenden Tage, es war Samstag, sahen das Wetter noch unzuverlässig, man durfte nicht wagen, sich weit vom Hause zu entfernen. Klara hatte lange und fest geschlafen, nur gegen Morgen hin sehr unruhig geträumt. Sie frühstückte mit der Gräfin. Diese bat sie mit Worten, die sie wohl überlegt haben mochte, sie möge jetzt trachten, innerlich recht ruhig zu sein; nicht allzuweit an die Zukunft zu denken und sich in allem der Führung des Herrn zu überlassen.

Als Klara ihr Kofferchen auspackte und die Gegenstände in den Kasten ordnete, zeigte sie der Gräfin die Bilder ihrer Eltern, dann eine letzte Photographie der Mutter und Haare der Verstorbenen. Sie brach dabei in Weinen aus, das so heftig war und so lange anhielt, daß die Gräfin nachdenklich wurde. Das war nicht bloß Trauer um eine teuere Mutter, das war ein Schmerz, der am Innersten nagte und zehrte und sich Luft machen mußte... Daß sie der Mutter ungehorsam sei, brachte sie endlich hervor.

„Ungehorsam, liebes Kind, wieso denn?“

Weil sie ihren Wunsch nicht erfüllen könne, den sie oft ausgesprochen, den sie, ach, sterbend noch ihr ans Herz gelegt!...

Die Gräfin glaubte zu erraten.

„Sie müssen sich darüber nicht so beunruhigen. Wünsche der Eltern soll man immer achten, man muß sie nicht immer befolgen. Mit Wünschen täuschen wir Menschen uns so häufig; das könnte ja

auch einmal Ihrer guten Frau Mutter begegnet sein."

Ach, wer ihr darüber Gewißheit gäbe! Sie hat sich schon Rats erholt — bei ihrem Beichtvater. Der redete auch ungefähr so, wie die Gräfin; aber die Frage sei mit allgemeinen Sätzen ja nicht gelöst...

"Liebes Kind, sprechen Sie sich aus," sagte die Gräfin; "Sie werden sich dadurch erleichtern."

Klara folgte der Aufforderung, deren sie kaum noch bedurfte, und stellte ihre Lage dar, indem sie ihre Erlebnisse erzählte, angefangen von der Abreise des Dr. Maas von Wien (denn damals begannen diese Bitterkeiten) bis zum Tode der Mutter, und herauf bis zu dem Augenblicke, da sie den Silzug nach Tyrol bestieg.

Nach dem Weggange des Dr. Maas von Wien hatte sich der Mutter ein Kollege und Freund desselben vorgestellt, den sie schon ein paarmal als Besuch des Doktors in ihrer Wohnung gesehen hatte; er frug sich an, ob er die leergewordenen Zimmer beziehen könne. Frau Alber konnte nicht von vorneherein Nein sagen, sie stand ja darauf an, zu vermieten, und einem Freunde des Dr. Maas brachte sie immerhin Vertrauen entgegen. Doktor Gradener, so hieß der neue Mieter, lebte auch in der That sehr zurückgezogen und bescheiden, nur seinen Studien — seine einzige Erholung war, wie er immer sagte, die Gesellschaft seiner Quartiergeber.

Die Mutter hatte er bald für sich gewonnen, denn gerade damals fing Frau Alber an zu kränkeln, und er fand Gelegenheit, sich ihrer als Arzt anzunehmen; Klara dagegen mißtraute ihm vom ersten Augenblicke an, sie wußte nicht eigentlich warum. Er hatte es aber gerade auf ihre Neigung abgesehen; mit der Mutter sprach er schon beinahe

offen davon, und diese, vielleicht in Vorahnung ihres nahen Endes, wünschte nun nichts sehnlicher, als Klara auf solche Weise versorgt zu wissen. Doktor Gradener war ja gut und freundlich, ein solider Mann, er schien vermöglich zu sein und hatte eine Zukunft vor sich. Von seinen Familienverhältnissen sprach er allerdings wenig — er hatte offenbar keine Angehörigen mehr, außer einem Bruder, der in Rußland lebe.

Noch an ihrem Sterbetage redete Frau Alber von Dr. Gradener. Es tröstete sie, daß für Klara wenigstens diese Aussicht bestehe; sie gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Tochter diesen Wunsch, „ihren letzten“, erfüllen werde. Und Klara widersprach nicht.

Während und nach dem Todesfalle zeigte sich Gradener als ihren Beschützer, ihren einzigen Freund, ihre Stütze in jeder Hinsicht. Um seine Wohnung nicht aufgeben zu müssen, machte er Klara den Vorschlag, sie möge eine alte Bekannte ihrer Mutter, ein verarmtes Fräulein, als Ehrenschutz bei sich behalten, dann wäre das Verhältnis wie vorher. Klara ging darauf ein, mußte nun aber leider bald inne werden, daß Gradener, vermutlich durch Geldspenden, das alte Fräulein so für sich gewonnen hatte, daß die arme Waise, die gerade jetzt jeden Gedanken an eine Heirat von ferne abwies, fort und fort damit gequält wurde. In allen Tonarten pries ihr die alte Josefina den hübschen Doktor und das Glück einer „solchen“ Partie.

Gradener selbst brachte endlich in aller Form seinen Antrag vor, und als ihm Klara erwiderte, daß sie jetzt sich nicht entscheiden könne, wurde er ungestüm, flehte und drängte, das arme Mädchen wurde halb krank vor Aufregung. Sie brachte es nicht über sich, Nein zu sagen — denn das hieß, der lieben, kaum verstorbenen Mutter ihren letz-

ten Wunsch versagen, der Mutter, die es so gut mit ihr meinte, und die ja sonst ein so richtiges Urtheil hatte. Und was durfte sie auch in diesem Falle von der Zukunft erwarten? Sie mußte in einen Dienst treten, preisgegeben allen Gefahren ... Und dennoch, sie konnte ebensowenig ein Ja über die Lippen bringen: der Mann flößte ihr kein rechtes Vertrauen ein. Ein unbestimmtes Etwas stand zwischen ihm und ihr. Es waren nicht etwa religiöse Bedenken, denn Gradener gab sich sogar als übereifrigen Katholiken; nicht äußere Verhältnisse — sie wußte nicht, was es war.

Ihre Lage wurde unhaltbarer von Tag zu Tag. Die Traxik war ihr gekündigt worden, ein Gesuch um Erneuerung der Konzession abschlägig beschieden, weil noch dürftigere Bewerber, arbeitsunfähige, zu berücksichtigen wären. Wenige Tage, bevor sie das Geschäft auflöste, begab sie sich selbst in den Laden, um mit der von ihr bezahlten Verkäuferin Abrechnung zu halten; und damals, als sie gerade wieder aufs neue und lebhafteste an ihre Mutter erinnert wurde, und ihr die Zukunft drohender als je vor Augen stand, in einem Zustande der quälendsten Unruhe — eben damals stieß sie auf die Adresse des Dr. Maas. Sie schrieb an ihn und erhielt bald das Telegramm: „Posten gefunden.“ Wie hätte sie da aufjubeln mögen über die glückliche Wendung der Dinge, würde sie nicht immer wieder und jetzt aufs neue jene peinliche Ungewißheit empfunden haben! ...

„Denn als ich dem Dr. Gradener meine Abreise mitteilen ließ, und ihm natürlich auch Ziel und Zweck derselben bekanntgab, da führte er mir eine Szene auf — ach lächerlich! Er weinte, beschwor mich, fiel mir zu Füßen. Diesen Mann, nein, nie und nimmermehr! Es ist mir widerwärtig, daran zu denken. Ich versprach ihm endlich, daß ich

mich innerhalb dreier Wochen entscheiden wolle, ja oder nein, ein- für allemal.

Er begleitete mich noch zur Bahn; als er mir zum Abschiede die Hand gab, schien er selbst keine Hoffnung zu haben. Und ich bin auch heute weniger als je gewillt — nein, ich bin mir klar darüber, ich kann den Wunsch der Mutter, ich kann ihn nicht erfüllen!“

Die Gräfin, die sehr aufmerksam zugehört hatte, war nicht einen Augenblick im Zweifel, wie sie dem Mädchen raten sollte; es galt ihr aber, sie zu überzeugen, zu beruhigen. Sie sagte zunächst, daß sie den Wunsch der Mutter unter den obwaltenden Verhältnissen allerdings sehr erklärlich finde, aber daß sich dieselbe in der Person des Freiers leicht getäuscht haben könnte. Darüber müsse man eben Gewißheit haben, und die lasse sich ja beschaffen, indem man mit Dr. Maas spricht, der den Mann kennt, der von diesem selbst als Freund bezeichnet werde!

Klara erröthete. „Ich habe dies bis jetzt nicht tun können,“ bemerkte sie. „Und dann“ — sie stockte.

„Ei, das übertragen wir Ihrem Vetter O’Keilly,“ sagte die Gräfin. „Ich werde ihn ein wenig vorbereiten, nicht wahr? Und mit O’Keilly sprechen Sie dann nur selber! Und zwar nächstens, allernächstens, liebes Kind; diese Sache müssen Sie recht bald ins Reine bringen, Sie müssen Ihre Ruhe wieder gewinnen!“

* * *

Das Mittagessen wurde wieder in New-Home eingenommen, und O’Keilly nahm wie gewöhnlich daran teil. Es war heute noch etwas kühl und feucht, Klara glaubte, daß die Gräfin ein Tuch um-

nehmen sollte, und ging, ein solches zu holen. Wie sie nun die Stiege hinaufstieg — lange hatte sie sich nicht so leicht und wohl befunden — sah sie oben den Dr. Maas über den Korridor kommen, ihr entgegen.

Sie hatten sich heute noch nicht gesehen und begegneten einander hier zum erstenmal allein. Maas ging gebeugten Hauptes, ganz in Gedanken versunken. War es die bevorstehende Führerversammlung, was ihn beschäftigte, die Rede, die er dabei zu halten gedachte? Waren es Sorgen des Berufes? Als er Alaras ansichtig wurde, schien er betroffen. Dann faßte er sich, zog den Hut und frug nach ihrem Befinden, just so, wie ein Arzt sich nach dem Befinden eines landfremden Patienten erkundigt.

Denn das hatte er sich ja vorgenommen: kühl und förmlich, wie Alara sich seinerzeit in Wien von ihm verabschiedet hatte (damals, als sie ihm überflüssigerweise die Bemerkung hinwarf, daß sie „niemals, niemals“ einen Mann von seinen Grundsätzen nehmen würde!), gerade so, im gleichen Stil und Ton wollte nun auch er ihr begegnen.

Alara war überrascht. Ihr kam sein Benehmen so gezwungen, so — beinahe lächerlich vor; denn Maas war ein schlechter Komödiant. Sie versuchte den Ton alter Freundschaft anzuschlagen, sagte ihm, wie wohl ihr alles hier tue, wie sehr sie sich freue —

Der Doktor lächelte verlegen, empfahl ihr seine diätetischen Maßregeln von gestern und bedauerte, daß er eben Eile habe. „Auf Wiedersehen, Fräulein!“

Wie bald sich doch die Menschen entfremdet sind, dachte das Mädchen, und ging langsamen Schrittes ihren Weg. Wie kalter Zugwind hatte sie diese Begegnung angeweht. —

Als man beim Nachtische saß, erschien der Kurat, um den Damen ihren gestrigen Besuch zu erwidern. Da kam wieder Sonnenschein in Alaras Seele: es war die Rede von ihrem Vater! Das Mädchen wurde nicht müde, zuzuhören, was die beiden, der nachmalige Herr Landesgerichtsrat Alber und Se. Hochwürden der Erzähler, zusammen für Bubenstreiche gemacht, und welche Wanderungen sie als Studentlein in den Ferien unternommen hatten. Schade, es war Samstag heute, der Kurat mußte früh fort, in den Beichtstuhl.

Man begleitete ihn durch den Obstgarten. Da, beim Abschiede, sagte er zu Alara, die an seiner Seite ging: „O ich wüßt' wohl so viel ein gutes Werk für Sie, Fräulein Alara, für das Ihnen die ganze Gemeinde dankbar wär'... Wenn Sie doch schauen täten, daß unser Doktorle ein bißl ein Christentum annähm'! Ich mein', Sie erreichten das, Sie vermöchten was d'rüber. Wär' so ein prächtiger Herr, die Leut' haben ihn alle gern und freuen sich, daß er bei uns bleiben will. Aber halt in eine Kirch' sollt' er nachher geh'n und nicht so tun, wie wenn ihn allein alles nichts anging'. Berreden tut er mir's zwar nimmer ganz, aber ein Schupferle würd' er halt noch kriegen sollen — mein, es brauch't nicht viel bei ihm, werden Sie sehen; brave Leut' haben schon ein Gnad' Gottes!“

Alara war verlegen, sie sah vor sich hin, nickte und lächelte. Sie würde wohl vielleicht einmal die Gelegenheit wahrnehmen...

Die Gräfin bemerkte nach dem Weggange des Geistlichen, daß sie sich ein wenig ausruhen möchte, und gab dabei O'Neillh einen Wink, der auch Alara nicht entging. Die beiden schritten also nach New-Home zurück, und Alara faßte sich ein Herz, dem Vetter O'Neillh ihr Anliegen vorzubringen.

Der Amerikaner hatte aber kaum den Namen Dr. Gradener gehört, als er anfang, eine lächelnde Miene zu zeigen. „Dr. Stanislaus Gradener?“ fragte er.

Alara sah ihn neugierig an: „Sie kennen ihn?“

„Nur fortgefahren, Bäschen, zu Ende erzählen!“

Alara erzählte. Als sie zu Ende war, meinte er nach kurzem Besinnen: „Ich habe Ihren Brief gelesen, den Sie an Dr. Maas schrieben; sagen Sie mir, wie konnten Sie auf den Gedanken kommen, daß sich Dr. Maas nach Indien eingeschifft habe?“

Alara machte erstaunte Augen: „Dr. Gradener hat mir's erzählt, für bestimmt! Und ich zweifelte nicht daran, weil ich wußte, daß der Herr Doktor Englisch betrieb; und er hat auch gar nie etwas von sich hören lassen.“

„Hm!... Wußte Gradener von Ihrem Verhältnisse zu Maas?“

Verhältnis? Wie mit Blut übergossen saß sie vor ihm; O'Keilly mußte sich schleunigst verbessern. „Ich meine, ob Gradener wußte, daß Maas der Freund Ihrer Mutter, Ihrer Familie war?“

„Natürlich. Er stellte sich ja der Mutter vor als ein Freund des Dr. Maas; damit näherte er sich uns.“

„Und hat er damals schon, erinnern Sie sich dessen, von der Abreise des Doktors nach Indien gesprochen?“

„Sedenfalls kurz nachdem er die Wohnung bezogen hatte. Wir waren ja ganz erstaunt darüber, auch schon wegen seiner — Familienverhältnisse.“

„Wegen seiner Braut, meinen Sie, von der Herr Gradener offenbar nichts wußte.“

Alara blickte erregt vor sich hin — O'Keilly sah sich verstanden. „Und korrigierte sich Herr Gradener nicht, als er durch Sie erfuhr, Dr. Maas habe sich in Meran etabliert?“

„O freilich, allerdings, er schien einen Augenblick sehr verlegen! Dann sagte er, es werde eben zwei Doktoren dieses Namens geben, da habe er offenbar, als man ihm von einem Maas in Indien erzählte, der in die Kolonialarmee eingetreten sei, den einen mit dem anderen verwechselt.“

O'Neill lachte und sah sie mit zufriedener Miene an. „Aber Sie kennen ihn ja,“ drängte sie, „seinen Charakter, seine Familienverhältnisse“ —

„Ich? Dr. Maas kennt ihn genauer.“

Alara schien ungeduldig. „Übrigens einen Rat,“ sagte der Amerikaner, „wenn Ihnen darum zu tun ist, kann ich Ihnen ja schon heute erteilen. Sie werden dem Herrn Stanislaus Gradener Ihre Antwort schriftlich geben, nicht wahr? Mit vielen Worten oder mit wenigen?“

„Ach Gott, mit wenigen!“

„Nun, so schreiben Sie: ‚Ich reiche meine Hand nicht einem Schurken.‘ Punktum.“

„Wirklich?“

„Aber wir werden erst noch Dr. Maas befragen, ob diese Bezeichnung — just die allerzutreffendste ist. Nur zur Vorsicht. Er soll mir erzählen, was er selbst mit Gradener erlebte, bevor es dieser für gut fand, ihn in die Kolonialarmee von Indien zu stecken; denn erlebt hat er was mit ihm, das weiß ich.“

Erleichtert, völlig glücklich, sprang Alara von ihrem Sitze auf.

„Es ist kein Zweifel daran, Herr Vetter? Sie täuschen sich nicht?“

„Ich spreche noch mit Maas; wir gehen nur sicher zu Werke.“

Alara überlegte: „Aber sagen Sie dem Doktor doch lieber nicht, um was es sich handelt. Nicht wahr? ... Und dann, dann schreibe ich! Morgen!“

Jetzt stand sie vor ihm, als hätte sie ihn umarmen können, den guten, braven, prächtigen Vetter! Und die Gräfin soll es wissen, sofort, sogleich! — Wie mit Flügeln war sie auf und davon.

Zwölftes Kapitel.

Ein Anwalt seines Volkes.

Es war Sonntag früh.
So herrlich hatte Klara nicht geschlafen seit Monaten. Als sie das Zimmer der Gräfin betrat, um dieser ihre Dienste anzubieten, schien das Mädchen wie verändert: Augen, die von Glück strahlten, die Stirne frei und heiter, sogar ein leichtes Rot auf den Wangen.

„Kind! Sie sehen ja ganz glücklich! Guten Morgen!“

„O, ich bin es,“ erwiderte Klara und küßte der Gräfin die Hand.

Diese hatte ein Anliegen, das sie mit Worten der Entschuldigung vorbrachte: Klara möchte ihr bei der Frisur behilflich sein. Aber wie gerne ihr das Mädchen diesen Dienst erwies, den sie jeden Tag ihrer seligen Mutter geleistet hatte!

Die Dame saß dem Fenster gegenüber, das auf den Platz hinaus ging. „Klärchen, haben Sie das hübsche Haus schon gesehen,“ fragte sie, „das neugebaute unter dem Pfarrhofe? Die Wohnung unseres Freundes! Da müssen wir doch mal hinaufsehen. Gingerichtet ist es noch nicht.“

„Dr. Maas?“ ... Klara war froh, im Rücken der Gräfin zu stehen. — Sie dachte an Hedwig, die also dort einziehen wird, und konnte ihre Erregung kaum bemeistern.

„O, jetzt ist die Frühmesse zu Ende!“ sagte sie plötzlich.

Eine Menge Leute strömten aus der Kirche; Gruppen bildeten sich, die lebhafteste Gespräche führten. Es war endlich wieder ein schöner, wolkenloser Morgen, und das Gefühl der Sonntagruhe, der Sonntagsfeier, schien die Menschen neu zu beleben. Da und dort sah man lachende Gesichter, Kinder tummelten sich dazwischen, es gab ein buntes, heiteres Bild. Im Mittelpunkte einer Gruppe, die jetzt vor der Arztenwohnung hielt, gewahrte man Dr. Maas.

„Ach sehen Sie doch, Frau Gräfin, unser Doktor! Er ist in der Kirche gewesen!“ sagte Klara freudig überrascht.

„Offenbar! O, es ist ja so schön in einer katholischen Kirche!“ — Klara hatte jetzt nur Augen für den Doktor. Mit zwei jüngeren Bauern sprach er angelegentlich; da nähert sich ihm eine alte Frau, die ihr Anliegen vorbringt. Er lacht, er deutet hinein ins Haus und zeichnet mit beiden Händen in die Luft. Es ist zum Erraten, was er der Alten sagt: „Medizin? Ja, ohne Medicinen tut Ihr's nicht! Wartet, jetzt krieg' ich dann meine Apotheke, dann sollt Ihr Medicinen haben, solche Flaschen voll.“ Alle lachen. Der Doktor selber scheint vergnügt. Jetzt sperrt er das Haus auf und tritt mit einem Manne hinein, vielleicht dem Tischler...

„Märchen, Sie können mit O'Reilly zum späteren Gottesdienste gehen,“ sagte die Gräfin; „dannach treffen wir uns wohl. Aber ich benötige Sie gar nicht bis zum Mittagessen. Am Nachmittage wollen wir dann einen Spaziergang unternehmen, etwa nach dem Gillhof, wollen Sie? Ei, fällt mir ein, das ist ja die Heimat Ihres Großvaters.“

Wie freute sich Klara! —

Und als wenn alles Glück der Erde auf sie einströmen wollte, so war es ihr heute während des

Gottesdienstes zumute! Wie oft hatte sie von Vater und Mutter es bereden und schildern hören, was sie selber nur als Kind erfahren und nicht recht begriffen hatte: das Glück, in und mit einer christlichen Gemeinde beten zu können! Wie betete sie heute! Wie dankte sie Gott für die Seelenruhe, die Er ihr gegeben, für die Wonne dieses Augenblickes! Ihm stellte sie sich ganz anheim. Ihm sei gedankt für alles, was Er beschieden, Seiner Fürsorge seien anheimgegeben alle Anliegen des Leibes und der Seele...

Als ihr O'Reilly beim Verlassen der Kirche das Weihwasser bot, kam sie ihm wie verklärt vor, fast so wie jene wunderbare Heilige von Moretto, die Santa Giustina; und O'Reilly daneben fühlte sich in der Stimmung des Donators, jenes Edelmannes, der in Schuldgefühlen, seine Hände faltend, zur Jungfrau aufsieht.

Klara wollte das Grab ihrer Urgroßeltern suchen. Sie fand es, gut instand gehalten, mit Blumen geziert. „Wer tut dies?“ fragte sie einen Mann, der in der Nähe stand. „Halt der Postmeister, mein' ich, oder die Gillhofer Leut', die das Gut übernommen haben. Ah, vermerden lassen wir ein Grab doch nicht, wir Bösdorfer, so lang noch eins lebt in der Gemeinde, das die Leute gefannt hat.“

Der Aufenthalt auf dem Friedhose verlängerte sich. Wie gerne mochte man auf diesem „Gottesacker“ verweilen, wo der lebendige Glaube, wo die schöne Hoffnung des Wiedersehens sich überall kundgibt und die Scheu vor dem Tode überwindet!

„Wollen wir nicht auf einem kleinen Umwege nach Hause?“ fragte O'Reilly. Klara stimmte lebhaft zu. Sie hatte auch die Lage von Bösdorf noch nicht recht übersehen können. Und der Tag war so schön, so sonntäglich... „Ach, ist es in Tyrol so

herrlich!" sagte das Mädchen. "Wenn ich an die Straßen von Wien denke! An die qualmige Luft, den betäubenden Lärm, an das Drängen und Hasten der Menschen! Hier läßt man sich noch Zeit zu allem... O sagen Sie, Herr Wetter, sind die Tyroler nicht doch recht glückliche Leute?"

"Da treffen wir uns! Es ist ganz meine Überzeugung, daß die Menschen hier sehr naturgemäß: sehr gesund und menschenwürdig leben, wie man es nicht allzu häufig findet. Wir in Amerika haben, was die Hauptsache anlangt, keine so guten Verhältnisse, wenn man nämlich den Maßstab anlegt, daß die Güte der Verhältnisse nach ihrer Wirkung auf die Gesundheit, auf die Moralität und die Zufriedenheit der Menschen zu bemessen ist!"

"O da tut nun aber die Religion das meiste," sagte Alara mit der Wärme der Überzeugung. — "Sie sind ja doch... nicht wahr, Herr Wetter, Sie sind auch Katholik?"

"Katholisch getauft und katholisch erzogen, Mädchen," sagte O'Neill, "bis zu meinem siebten Jahre. An meiner religiösen Erziehung habe ich nachzuholen. Es geschieht schon etwas daran," fügte er lächelnd hinzu, "hier in Tyrol."

"Nicht wahr? Das denke ich mir so oft! Hier hat man Gelegenheit, den Katholizismus, ich möchte sagen: im Freien kennen zu lernen; in Büchern ist er ein ausgestopfter Vogel, in der Stadt, wo man ihm nur in der Kirche begegnet, ein gefangener. Hier muß man ihn sehen!... O, ich freue mich so an unserer Frau Gräfin! Nicht wahr, sie hat ihre Vorliebe für katholisches Wesen in Tyrol gewonnen?"

O'Neill bestätigte dies.

"Sehen Sie, was die Tyroler nur durch ihr Beispiel wirken können! Von allen Seiten strömen jetzt die Fremden herbei und lernen hier — die

meisten vielleicht zum ersten Male — ein braves katholisches Volk kennen: glauben Sie nicht, daß dabei viele ihre Vorurteile gegen unsere Religion ablegen werden?“

„Zuweilen sogar ein Katholik seine gedankenlose Gleichgültigkeit!“ erwiderte der Amerikaner. „Aber mit einer Einschränkung, Vätschen! Es gibt immer Leute, die nicht sehen können, Blinde und Dumme, und andere, die nicht sehen wollen“ ..

„Das freilich! Die Religion ist ja doch Sache des ganzen Menschen und vor allem des Willens. Denen, ‚die eines guten Willens sind‘, ist das Evangelium verkündet, andere fassen es nicht.“

Klara dachte an Dr. Maas, der doch eigentlich ein grundgutes Herz hatte — und war es nicht vielleicht überhaupt der Gedanke an ihn, was ihren Reden eine solche Wärme verlieh? ...

* * *

Nach dem kurzen Spaziergange um das Dorf trat O'Keilly mit seiner Begleiterin in das Posthaus. Da standen viel Leute im Hausgange, und die Stube schien voll besetzt. O'Keilly warf im Vorübergehen einen Blick hinein. — „Oh,“ sagte er, „Dr. Maas!“

Maas stand hinter einem Tische, er sprach zu den Leuten. O'Keilly hielt Klara an. Durch die offene Stubentür, zwischen den Köpfen der dichtgedrängten Bauern hindurch, wenn sie sich auf die Fußspitzen stellte, erblickte sie ihn: dort in der Ecke! Rechts neben ihm saß der Kurat, links der Postmeister. Alles horchte auf ihn. Er schien seine Rede erst begonnen zu haben. Klara strengte sich an, jedes Wort zu verstehen.

Ja, er war nicht über den Beginn seiner Rede hinaus. Er fragte eben seine Zuhörer, ob sie die

K-Zeitung schon gelesen hätten, den Artikel über Bösdorf? Den sollten sie kennen!

„Es ist ein langes Geschreibsel,“ erklärte er; „nach einer sehr allgemein gehaltenen Einleitung folgt die Erzählung eines Erlebnisses in Bösdorf und endlich der Schluß, der wohl eigentlich allein unsere Führer interessieren wird.“

„Das ist nämlich die Führerversammlung,“ flüsterte O'Reilly seiner Begleiterin zu.

„Aber zur Kennzeichnung des Schreibers wird es immerhin gut sein, auch einige Sätze aus der Einleitung zum Besten zu geben. Da heißt es unter anderem — ich zitiere wörtlich: * ‚Der Pfaff, der geborene Volksfeind, zog den deutschen Tyroler Bauern groß‘; ... ‚der Pfaff isolierte ihn von Intelligenz und Gemütsleben; und das jahrhundertelange Alleinsein, das Nichtgebrauchen von Verstand und Gemüt brachte ihn dahin, wo er heute steht: vor dem Banterott‘ ... ‚Der Pfaff trieb ihn. Ins Feuer mußte er, er mußte den Helden spielen: ohne die Pfaffen hätte es keinen Andreas Hofer gegeben, keinen Speckbacher und wie sie heißen“ —

„Ist schier ein Unglück das!“ brummte ein Zuhörer dazwischen.

Maas fuhr fort zu zitieren: „Aber wo der Mensch geknebelt wird, geht er zugrunde ... Der Geist bleibt in Knechtschaft ... Der Tyroler Bauer wurde stumpf im Denken und Handeln, stumpf in der Moral, stumpf im Sinn für Höheres ... Er ist das Produkt ungesunder Verhältnisse, er kann nicht denken, nicht fühlen, nicht wollen, er ist nichts als ein ausgepreßter Schwamm, selbst der Leib ist nicht gesund“ —

„Deifert, Hansl, da fehlt's!“ lautete ein Zwischenruf, der Heiterkeit erregte.

* Wörtlich nach einer Wiener Zeitung.

„Hört nur weiter! Was im Tyroler Bauern steckt, ist nichts als Schlaueit, Verschlagenheit, Falschheit, wie sie in keinem Bauernstande größer ist'... Er ist träge, roh, unbeholfen, läßt sich nichts sagen, und es fehlen ihm Phantasie, Gemüt, Willenskraft für höhere Kultur... Aber Geld will er haben, der Proß klebt ihm zeitlebens an; Geld will er haben, und Geld zu machen, wo es geht, paßt ihm gleichwohl nicht!“

„Damit kommt der Artikelschreiber auf sein Erlebnis in Bösdorf zu sprechen: wie ihm zwei Führer — gemeint sind der Gillhofer und der Zeiseler Lois — die Begleitung verweigert hätten, nachdem sie am Sonntag ihre Messe nicht haben konnten. Und jetzt, gebt acht, kommt die Hauptsache, der Schluß: wenn das so fort geht, heißt es da, wenn die Führer in Tyrol sich weigern wollen, an Sonn- und Feiertagen, sei es auch mit Versäumnis der Messe, die Touristen zu begleiten, dann werden eben die Touristen das bigotte Tyrol meiden. In der Schweiz, wo ohnehin für den Fremdenverkehr weit besser gesorgt sei, denkt niemand an solche Schrullen. Und es gibt noch andere Länder (außer den innerösterreichischen Alpenländern das interessante Dalmatien, das reizende Siebenbürgen, dann aber Schweden, Norwegen, Schottland!), wohin der Strom der Reisenden sich ergießen könne, Länder, die an Naturschönheiten Tyrol sogar übertreffen; sei aber erst einmal der Fremdenverkehr von Tyrol abgelenkt, so werde er schwerlich mehr dahin zurückkehren und Tyrol sei alsdann finanziell völlig ruiniert; denn vom Fremdenverkehr lebt das Land.“

„So, jetzt wissen wir's,“ setzte der Redner ein, „von Gnaden der Herren Fremden essen wir unser Brot! Zu den Fremden sollen wir beten lernen: ‚Gebt uns heute unser tägliches Brot,‘ und

damit das Gebet Erhörung finde, hinzufügen:
,Euer Wille geschehe!' Denn so wie wir nicht in
allem ihren Willen tun, wird uns der Brotkorb
höher gehängt — Ihr habt's gehört!

Männer und Landsleute! Mir widerstrebt es,
mich mit einem auseinanderzusetzen, der eine solche
Sprache führt! Ich meine nicht einmal die Schmä-
hungen, die der Mann auf unser Volk häuft, aber
die Drohung des Schlusssatzes: das, meine Freunde,
ist die wahre Sprache des Proletariats, die Sprache
der Rücksichtslosigkeit und Unduldsamkeit! Nein,
Tyroler sind keine Bedientenseelen, als freie Män-
ner vor allem verlangen wir behandelt zu wer-
den!"

Ein Gemurmel der Zustimmung lief durch die
Versammlung; der Redner fuhr fort:

„Aber dieser Zeitungsartikel hat mich veran-
laßt, über unsere Stellung zum Fremdenverkehr
überhaupt nachzudenken, und ich will euch, wenn
ihr erlaubt, meine Anschauungen darüber ausein-
andersetzen.

Wahr muß sein, daß die Tyroler längst gelebt
haben, bevor es noch einen einzigen Touristen im
Lande gab; aber ebenso wahr ist (das kann und will
ich nicht leugnen), daß uns der heutige so stark ent-
wickelte Fremdenverkehr materielle Vorteile bringt,
und daß wir darum froh sein müssen, um so mehr,
als durch Auflassung des Straßenverkehrs eine
sehr ergiebige Einnahmequelle versiegt ist, und die
heutigen Verhältnisse so hochgesteigerte Anforderun-
gen an uns stellen. Der Fremdenverkehr also ist
im allgemeinen zwar keineswegs die Hauptein-
nahme für Tyrol, das ist er nicht und kann es nie
werden; aber er ist ein bedeutender Nebenerwerb,
und trachten müssen wir, unter den obwaltenden
Verhältnissen, uns diesen Nebenerwerb zu erhal-
ten.

Jetzt aber, wie geschieht das? Gebt acht! Zu einem Teile liegt das in unserer Hand, zu einem anderen nicht.

Ich unterscheide nämlich unter den Fremden, die zu uns kommen (denn von den Kurgästen in Südtirol spreche ich nicht), dreierlei Gruppen. Die erste Gruppe, das sind diejenigen, welchen es um die Schönheiten der Natur zu tun ist, welche Freude finden an unseren Bergen, und nicht an den Bergen allein, sondern auch an der Bevölkerung — an Land und Leuten. Das sind die gebildetsten, die achtenswertesten Gäste, und zugleich, um es vorweg zu sagen, diejenigen, deren wir uns einigermaßen versichern können; wodurch, werdet ihr hören.

Die zweite Gruppe der Fremden sind die Sportsleute, die gewissen ‚Schroffentötel‘, die ‚Spitzensammler‘ — ihr kennt sie. Da sind oft die besten, wohlmeinendsten Leute darunter; aber ihrer sind wir weniger sicher, deshalb, weil der Sport zu häufig wechselt, weil immer ein Sport den anderen verdrängt. Schon durch den Radsfahrtsport und das Automobil sind heute viele dem Klettersport entfremdet, jetzt ist auch noch das Luftschiff im Anzuge — wer kann da wissen, was werden wird?

Die dritte Gruppe endlich, die bei weitem zahlreichste von allen, das sind die eigentlichen *Modesmenschen*, die keinen anderen Zweck verfolgen, als im Strome mitzuschwimmen, Leute, denen es im Grunde einerlei ist, wo sie *Table d'hôte* speisen, wo sie ihr *Taroc* spielen und ihre Toiletten wechseln. Die ziehen einen Sommer nach Tyrol, weil gerade viel von Tyrol die Rede war, tauchen heute in *Madonna di Campiglio* auf, weil einmal die Kaiserin von Oesterreich da war, und morgen in *Igls* oder *Seis*, weil sich die Königin der Niederlande und der König von Sachsen dort aufhielten; denn man muß es in den Salons erzählen können, daß man

in Campiglio war, wo die Kaiserin von Oesterreich gewesen ist, und in Igls oder Seis, wo sich andere Majestäten aufgehalten haben. Laßt heute Capenne in Mode kommen (die Teufelsinsel müßt ihr wissen!), so zieht der Troß der Modemenschen nach Capenne!

Im Ernste: haben wir's nicht erlebt, daß viele Jahrhunderte lang die Schweiz von Fremden besucht war, aber keines der anderen Alpenländer? Und noch mehr als das! Gebt acht, was ich sage: es sind erst anderthalb Jahrhunderte her seit jener Zeit, wo man die Alpen mit wahrem Schauer betrachtete, wo die Welt uns arme Gebirgsbewohner nur bemitleidete, weil wir in dieser 'schrecklichen Natur', in diesen 'abscheulichen' Bergen wohnen müßten. Kann ein solcher Umschwung des Geschmacks, ein solcher Umschlag der Mode nicht auch heute noch erfolgen? Wer sich in der Geschichte ein wenig umsieht, weiß, daß noch stärkere Gegenströmungen, und das oft knapp nacheinander, eingetreten sind.

Aber zugegeben, daß die Vorliebe für das Hochgebirge noch auf unabsehbare Zeit, noch in Generationen Menschen fortlebt: ob sich der Fremdenverkehr in derselben Ausdehnung erhalten werde wie bisher, ist gänzlich unberechenbar; so unberechenbar, als es der Lauf der Weltgeschichte ist, der uns morgen einen Krieg, eine innere Umwälzung, eine Epidemie bringen kann. Und war denn nicht oft schon ein verhältnismäßig geringfügiger Anlaß — das Auftreten des Scharlachs, ein Hochwasser oder ein Eisenbahnunfall, eine unbequeme Fahrordnung, ja nicht selten sogar ein ungeschickter oder böswilliger Zeitungsartikel umstände, ein ganzes Tal oder einen Ort, ein Hotel in Nachteil zu setzen?"

Aus der Versammlung vernahm man ein Gemurmel der Zustimmung. Warum klatscht man

nicht, dachte Klara — sie hätte so gerne mitgetan. Maas fuhr fort:

„Was ich also sage, meine Freunde: der Fremdenverkehr ist in vieler Hinsicht unberechenbar und eine viel zu unsichere Sache, als daß die Tyroler (richtiger gesagt, diejenigen, welchen überhaupt vom Fremdenverkehr in Tyrol Vorteile zufließen!) hauptsächlich darauf ihre Existenz bauen sollten. Denn wenn uns noch so sehr darum zu tun ist, den Fremdenverkehr zu fördern und daraus möglichst großen Nutzen zu ziehen, so liegt das nur zum geringeren Teil in unserer Hand; um es noch einmal zu sagen, es hängt nicht von uns ab, ob der schon fast bis zum Übermaße entwickelte *R e t t e r s p o r t* sich noch lange behaupten wird; es hängt namentlich nicht von uns ab, ob eine Reise in unser Alpenland sich noch lange der Gunst der *M o d e* erfreuen wird.

Aber eines ist, zum Teile wenigstens, in unsere Hand gegeben: daß wir uns diejenigen Gäste erhalten, die nicht des Sports und nicht der Mode wegen zu uns kommen, sondern darum, weil sie Interesse und Verständnis besitzen für Land und Leute. Und diese erste Gruppe, wie ich sie nannte, sind mir zugleich die liebsten unter den Fremden. Sie betrachten sich als unsere Gäste, nicht als unsere Arbeitgeber und Herren; es sind unsere *F r e u n d e*, die das Volk, seine Sitten und Gebräuche achten und nicht wie unduldsame Proken jede Rücksicht beiseite setzen; nicht wie manche, in völliger Verkennung der Verhältnisse, vielleicht aus bloßem Hass gegen alles Katholische, unser Volkstum schmähen und heimlich oder öffentlich beseinden. Solche Gäste würden wir je baldier je besser los. Uns dagegen jene achtenswerten Fremden, jene Freunde des Landes zu erhalten, das ja, das ist ein Gebot der Klugheit! Und wie nun, sagt mir, kann das geschehen?

Es kann geschehen, wenn diese Fremden in Tyrol finden, was sie erwarten und was sie suchen. Gebt acht! Keine Nation der Welt genießt — unserem Artifelschreiber zu Trotz! — einen besseren Ruf als die Tyroler; aller Welt gelten wir für ein männlich freies, ein gott- und kaisertreues Volk. Wer da will Männer sehen, geh' ins Tyrolerland', hat vor bald 100 Jahren ein deutscher Dichter gesungen. Uns als Männer zu sehen, haben diese Fremden erwartet: wenn sie in dieser Erwartung getäuscht werden, dann — kommen sie ein zweitesmal nicht wieder. Sie haben in Tyrol nicht gefunden, was sie suchten.

Und nun sag' ich's euch und warne euch, Landsleute! Es gibt Tyroler, nicht wenige, welche solche Enttäuschungen bereiten oder wenigstens vorbereiten. Seid dessen sicher: die Sängergesellschaften und die Schaustellungen, die Edelweißsträußchen und die bemalten Kuhschellen, die tausend Nippsachen aller Art, die als Tyroler Erzeugnisse verhandelt werden, die thun's einem denkenden Manne nicht an: im Gegenteile, solche Tyrolerei ist einem Gebildeten eher widerwärtig. Was er sucht, ist das echte Tyrolertum: die Menschen vom alten Schlag, die treuen, biederen Tyroler. Wie viele Reisende hab' ich schon sagen hören, sie wären früher in die Schweiz gegangen, jetzt verleihe es sie dort, man sei dort so häufig nur Gegenstand der Spekulation. Ja, um wie viel in mancher Hinsicht unser Land vor den seenreichen, gewaltigen Gegenden der Schweiz zurücktreten muß, um so viel mehr Anziehungskraft, das darf man sagen, üben unsere Leute aus.

Wodurch aber, frage ich noch einmal? Dadurch, und dadurch allein, daß sie sich des Rufes würdig zeigen, den sie in aller Welt genießen.

Landsleute! Wenn ihr glaubt, den Fremdenverkehr heben zu sollen, so erzeigt euch vor allem

würdig eures Rufes: als M ä n n e r hat man euch zu finden erwartet, so täuscht nicht diese Erwartung, indem ihr eure Grundsätze preisgebt! Nicht dem Gelde beugt sich der Mann und nicht dem Spott der Gefinnungslosen! Ich bin zu Erde.“ —

Wie das alles so vorgebracht war — nicht mit hohem Pathos, stellenweise nicht einmal sehr fließend, denn Dr. Maas war ja kein geübter Redner; aber seine Worte waren überlegt, kernig und herzhast — ein allgemeines Gemurmeln der Zustimmung und endlich lauter Beifall lohnte den Redner.

Alara war hingerissen. Hätte sie auf den Doktor zugehen dürfen, ihm die Hand drücken, ihm danken können! . . . O'Reilly sah auf die Uhr und erinnerte an die Gräfin; sie folgte ihm in den ersten Stock, zögernd, ganz gefangen in Gedanken an das eben Gehörte.

In der Stube aber nahm jetzt der Gillhofer das Wort und sagte: „Herr Doktor, ich für meine Person dank' Ihnen für Ihr' schöne Red'; mir einmal haben Sie aus dem Herzen g'redet, und ich mein' schier, es ist anderen Leuten auch so —?“

Da hieß es von allen Seiten: „Ja, 'selb' wohl! Bravo der Herr Doktor!“

Und der Gillhofer fuhr fort: „Nachher, wenn's euch allen so recht ist, Männer, werden wir bald handelseins und fertig sein. Um was es sich handelt, weiß ohnehin ein jeder: die Führer sollen beschließen, daß sie an keinem Sonn- und gebotenen Feiertag eine Partie annehmen, bevor sie nicht ihre Christenpflicht erfüllt und eine heilige Mess' g'hört haben. So, und wenn ihr also damit einverstanden seid, nachher schlag' ich vor — denn wißt, einstehen müssen Alle für Einen und Einer für Alle — da schlag' ich also vor: wer dawider handelt, der zahlt eine Buß' von 50 Kronen in die

Führerkasse, und kommt's ein zweitesmal vor, will keiner von uns mehr mit ihm zu schaffen haben. Und d'rauf sollten wir uns, mein' ich, jetzt verpflichten, alle zusammen mit Wort und Handschlag!"

Sogleich war man einig, kein Widerspruch erhob sich, von keiner Seite. Der Kurat sollte den Männern den Handschlag abnehmen. Jeder Führer trat vor und reichte dem Geistlichen seine Rechte und untereinander gab man sich die Hand.

Dann gab der Geistliche noch eine Anregung: wie's denn wäre, wenn die Führer ihren heutigen Beschluß dem Fürstbischof zu wissen täten und das in die Zeitung gäben? Freuen müßt's den Bischof, und ein gutes Beispiel wär's für's ganze Land, vorab für alle Führer in Tyrol...

Auch damit war man einverstanden. Während alles in zwanglosem Geplauder nebeneinander saß, entwarf der Kurat die Schrift; sie wurde vorgelesen und fand Beifall.

Alle Führer unterzeichneten; eine Abschrift sollte an die verbreitetste Tyroler Zeitung geschickt werden.

Damit war die Versammlung zu Ende. —

Rechte Begeisterung herrschte unter den Leuten, und vor allem der Doktor hatte sich ihre Herzen gewonnen. Er selber hatte das Gefühl, daß ihm sein heutiges Auftreten von den Bösdorfern nicht leicht vergessen würde. Er mußte „Bescheid tun“ nach allen Seiten, jeder wollte ihm die Hand drücken.

„Jetzt aber wohl nachher unser Oberschützenmeister? Gelt?“ sagte der Hauptmann.

„Wenn ihr keinen besseren habt,“ lachte der Doktor, „ist's eure Schuld!“

„Gellauf!“ rief der Hauptmann, „habt ihr's g'hört? Mander, ein' neuen Oberschützenmeister

haben wir! Heut' gleich muß es g'sagt werden! — Sappera, Doktorle, und wann gibt's denn nachher etwa einmal ein Hochzeitschießen in Bösdorf, ha? Bringen Sie uns nur eine recht brave, schöne Frau daher, und das bald! Doktorle, weißt, eine Freud' könnt' eine haben an Ihnen!"

* * *

*

An der Table d'hôte war vielfach die Rede von der Führerversammlung. Die Gräfin hatte auf Wunsch des Postmeisters darauf verzichtet, heute in New-Home zu speisen, weil das Küchenmädchen, das sie zu bedienen pflegte, erkrankt war. Sie saß mit Alara und O'Reilly am unteren Ende der Tafel.

Obenan hatte der alte Sanitätsrat seinen Platz, der mit seinen Nachbarn scharf disputierte. Sie setzten ihm zu von rechts und links, der alte Herr wurde endlich hitzig. Ob sie denn nicht wüßten, sagte er ganz laut, „daß der Herrgott seine Gebote zum Besten der Menschen gegeben hat, daß sie alle zusammen nur einen prophylaktischen* Zweck haben, für die Gesellschaft wie für den einzelnen? ... Geben Sie nur acht! Die Menschen sind allemal wieder genötigt gewesen, Feiertag' und Fasttag' einzusehen, sobald sie den Sonntag abg'schafft haben ... Reden Sie mir doch nit von Katholizismus! Das ist ja ein Gebot G o t t e s, und just die Protestanten nehmen's mit dem Sonntag heikler als die Katholischen. Gehen Sie nur einmal hinauf nach England oder nach Schweden und Norwegen, da wird's Ihnen vergeh'n, am Sonntag Louren zu machen, da müssen Sie froh sein, wenn Sie nur überhaupt was zu essen und zu trinken kriegen und ein klein's Spazierfahrtele machen können“

* verhütenden

Es schien, daß der alte Herr mehr Gäste auf seiner Seite hatte; man bestätigte und ergänzte seine Bemerkungen. Eine Dame, die in der Nähe D'Keillys saß, wandte sich an diesen mit der Frage, wie es mit der Sonntagsheiligung in Amerika stünde?

„Bei uns? Nun, wir hatten doch vor kurzem die große Sonntagsbewegung,“ sagte D'Keilly, „die auf die Abschaffung jeglicher Sonntagsarbeit hindeingie. Man ging so weit, und das zwar nicht von katholischer Seite, daß man an Sonntagen nicht allein die Gasthäuser schließen wollte, sondern auch die Milchgeschäfte, die Apotheken“ ...

„Ne,“ ließ sich dazwischen eine andere Dame vernehmen, und sie meinte damit die Sache der Tyroler zu verfechten, „man ist in Tyrol auch gar nicht mehr so arg bigottisch. Wir haben es auf der Bühne in Meran beim Spiel von „Anno 9“ gesehen, wie die Leute damals noch alle beim Abeläuten den Hut abnahmen und beteten — ach, das war reizend! — aber in Wirklichkeit ist uns das noch nicht vorgekommen.“

„Ja, sehen Sie,“ rief der Sanitätsrat erheitert, „auf dem Theater ist's aber doch schön, auf dem Theater, da g'fällt's Ihnen!“

„Die Leute schreiten ja schließlich auch mit der Zeit,“ erläuterte bedeutsam ein deutscher Professor. „Hier in Bösdorf geht's noch nach dem alten Schnitt — übrigens lebt man gut — sonst aber haben sie in den Wirtshäusern Kreuzfuge meistens nur noch in der Bauernstube.“

„Ja,“ bestätigte der Sanitätsrat in Eifer, „und in der Herrenstube dafür die wüßtesten Zeitungen, von München und Wien! Herr Professor, wissen Sie was, die Tyroler sind gute Deutsche, und den Erbfehler mancher Deutschen können sie eben auch nicht verleugnen: Wo sie mit Fremden zusammen-

kommen, schämen sie sich nicht selten ihrer deutschen Art. Und unsere Tyroler, sehen Sie, sind auch oft nit besser. Wo sie mit Großstädtlern zusammenkommen, geben sie sich weiß was für Müß', großstädtisch zu tun. Und ihre schönsten Bauerndörfer bauen sie um zu Hotels- und Villenkolonien (— wie's denn überhaupt einen schlimmern Feind der Heimatkunst gar nicht gibt als den forcierten Fremdenverkehr!). Als wenn unferneins d'ran einen Gefallen haben könnt'! Ja, und ist man endlich fort auf ein vierzehn Tag' aus dem Lärm und Schmutz der Stadt, gleich wieder, im verschlagensten Nестle in Tyrol, find't man sich in der G'sellschaft von solchen Gesinnungs-Gunuchen! Gar nit wissen tun sie's, wie sie's anstellen sollten, g'wisse aufgeklärte Tyroler, daß sie's jedem Lotterbuben recht machen. Und z'weg bringen tun sie's erst doch nit."

Der Sanitätsrat erzählte ein lustiges Geschichtchen, das ihm kürzlich im Buxertale begegnet war; der Professor wußte gleich etwas ähnliches. Man lachte über die läppische Fügbarkeit dieser Tyroler; denn „z'weg bringen tun sie's erst doch nit!"

Alara dachte fortwährend an Dr. Maas und wünschte, daß er zugegen wäre, daß er diese Gespräche höre, und daß sie selbst es ihm sagen könnte, wie herrlich es dem Manne stehe, sich anzunehmen um sein Volk, in deutscher Treue einzustehen für dessen historische Eigenart...

Da, man saß schon beim Nachtsche, kam Doktor Maas zur Thür herein.

Er wandte sich, nachdem er die Gräfin und Alara in seiner höflich-verlegenen Art gegrüßt hatte, an Dr. O'Reilly, dem er halblaut mit ernster Miene ein Anliegen vortrug. O'Reilly ging sofort darauf ein und sagte den Damen, um was es sich handle: ein chirurgischer Fall, bei welchem Maas seine Assistenz wünschte.

„Ist es weit von hier?“ fragte die Gräfin.

Allerdings, an zwei und eine halbe Stunde. Aber bis Mayrhof könne man fahren, der Bote habe ein Gefährte schon mitgebracht, er warte draußen.

„Nun, dann gehen Sie nur in Gottes Namen! Wir werden uns auch ohne die Herren zu behelfen wissen; nicht wahr, Märchen?“ —

Für diesen Nachmittag also war man getrennt: die Damen machten den geplanten Spaziergang zum Gilhof, die beiden Ärzte fuhren taleinwärts.

Dreizehntes Kapitel.

Gesucht — gemieden.

Nachdem die Ärzte in Mayrhof den Wagen verlassen hatten, folgten sie dem Boten auf beschwerlichem Wege den steilen Berg hinan bis hinauf zum höchstgelegenen Gehöfte, dem sogenannten Weited.

Ein junges Ehepaar hauste hier oben, man nannte es wohl das schönste im Tale; aber diese Leute hatten einen harten Stand. Der Vater des Bauern war mit der Heirat nicht einverstanden gewesen: „Der Bub“, der eben erst vom Militär zurückkam, sollte „es erwarten“, und dann sich eine suchen, die was hat; „sie ist deswegen um kein' Löffel voll mehr“ und von der Schönheit lebe man nicht. Aber das war nun alles in den Wind geredet. Die jungen Leute hatten sich bis über die Ohren ineinander verliebt, der Bub ging fensterln, es gab Argerniß und Verdruß, der Geistliche legte sich ins Zeug, und — zu guter Letzt ließ man sie endlich doch Hochzeit machen. Dabei ging es aber still her; der alte Vater war nicht einmal zugegen. Alles, wozu man ihn bewegen konnte, war, daß er seinem

Einzigen das Weitecker-Gütl kaufte, das gerade im Zwangswege versteigert wurde; hier sollten sie sich fortbringen.

Indes die Jungen hatten guten Mut und kräftige Arme. Bald nach der Hochzeit ward ihnen ein Bublein geboren, da nahmen sie die Mutter der Bäuerin zu sich, die das Kind wartete und die Küche besorgte, so daß sie selber das arg verwahrloste Gut bearbeiten konnten. Sie lebten dabei glücklich und zufrieden, und der Segen der Arbeit blieb nicht aus. Statt zweier Kühe hielten sie bald deren vier. Man vergaß auch allmählich, was man ihnen einst vordrücken konnte, und manche hämische Rede suchten die Leute jetzt durch Freundlichkeit und Entgegenkommen an ihnen gut zu machen. Der Weitecker fing an, etwas zu gelten, sogar der alte Vater suchte ihn ein paarmal heim und schien an Schwiegertochter und Enkelkind mehr und mehr Gefallen zu finden. Jetzt erwarteten sie ihr zweites Kind — und jetzt mußte der Arzt geholt werden. Das war vorgestern.

Dr. Maas fand einen bedrohlichen Fall vor und konnte damals nicht eingreifen; heute war er abermals und schleunigst gerufen worden, und da er jetzt mit seinen Instrumenten, die endlich aus Innsbruck angekommen waren, und in Begleitung eines zweiten Arztes das Haus betrat, war schon der Geistliche dort, der Kooperator von Mahrhof, der dem armen Weibe die Tröstungen der Religion, die „Wegzehrung“ reichte.

Vor dem Hause und in der Flur war niemand sichtbar. Maas, um die Kranke nicht zu erschrecken, führte seinen Freund in die Kammer neben der Stube und bat ihn, inzwischen mit Hilfe des Boten alles Nötige vorzubereiten. Er reichte ihm die Instrumententasche und betrat selber die Stube.

Ein düster-ernstes Bild, das sich ihm darbot! Auf dem Kasten war Linnen ausgebreitet; dort,

zwischen brennenden Kerzen, hatte der Priester das Santtissimum hingestellt. Das Weib lag mit geschlossenen Augen, aufmerksam hinhorchend auf die Gebete, die der Priester ihr vorsprach. In einer Ecke kniete die alte Mutter; neben dem Bette, auf beiden Knien liegend, zusammengekauert, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, von heftigem Schluchzen geschüttelt, die Gestalt des jungen Bauern.

Der Geistliche wandte sich und erblickte Maas, dem er bedeutete, sich noch kurz zu gedulden. Da schlug die Bäuerin die Augen auf und sprach mit fester Stimme zum Arzte: „Jetzt gleich nachher — ich bin g'richtet!“ Sie wollte sagen: zum Leben und Sterben; und mit der Stimme eines tapferen Soldaten sagte sie das.

Der Priester, jener „Quisl“, mit dem taufri-schen Knabengesicht, reichte ihr die Wegzehrung; voll Reue und Demut sprach sie die Worte nach: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach“ —

Auch der Doktor war da ins Knie gesunken. Was ihn niederzwang, war nicht allein Rücksicht auf die Empfindungen seiner Umgebung, Empfindungen, die ihm selber einst als Kind und Jüngling heilig gewesen; ihn drückte der Ernst der Lage, das Gefühl der Verantwortung, die auf ihm lastete; und mehr als das: der lebendige Glaube dieser Menschen übte eine zwingende Gewalt auf ihn. Denn wo der furchtbare Ernst des Lebens uns unabweislich vor Augen tritt, an der Schwelle der Ewigkeit; da, wo kein Opfer und keines Menschen Liebe oder Macht uns mehr zu helfen, ja nur den geringsten Trost zu bieten vermag: — das Einzige in diesem Augenblicke, was unser schwindendes Dasein als kein zweckloses erscheinen läßt, was den Abschied vom Leben erträglich macht und in das Dun-

fel leuchtet mit dem hellen Scheine der Hoffnung: das ist kein Nichts, kein Traumgebilde, das kann nur ein Etwas von realster Wirklichkeit sein!

Liebsinnend, mit ernster Teilnahme verfolgte der Arzt die Spendung des Sacramentes. Dann, während die Kranke noch betete, sprach er leise mit dem Geistlichen und traf gemeinsam mit O'Keilly seine Vorbereitungen: in Gottes Namen denn!

Es war schwere Arbeit, welche die Ärzte zu leisten hatten, Arbeit, die ihr Können und ihre Geschicklichkeit sowie ihre physischen Kräfte in vollem Maße beanspruchte. Recht aus der Seele kam ihnen ein „Gott sei Dank“, als sie das Haus verließen und der getröstete Gatte ihnen die Hand preßte und mit Tränen in den Augen ein ums anderemal sein „Gott vergelt's, o Gott vergelt's euch viel tausendmal“, noch über den Rain hinab nachrief.

Die Ärzte eilten bergab; das Bewußtsein, durch ihr Können eine Familie vor dem schwersten Verluste bewahrt, zweien Menschen das Leben gerettet zu haben, entschädigte für die Mühsal des weiten Weges und versetzte sie in eine Stimmung, die, wenn eine, wahrhaft beglückend ist. Dr. Maas, in letzter Zeit oft gedrückt und mißlaunisch, hatte gerade heute viel Freuden erlebt, Freuden seines Berufes; denn war nicht auch sein Auftreten in der Führerversammlung Berufssache? Er war heiterer und mittheilsamer als sonst, und — als er im Bräuhaus von Mahrhof, wo die Ermüdeten Einkehr hielten, seine Beche bezahlte, höflich erstaunt über seinen guten Durst. Bier Krügel? Das wird doch nicht sein! Aber die Kellnerin wußte es bestimmt: „Bier Krügel, Herr Doktor, — die ersten zwei haben Sie wohl nur so einig'schüttet!“ —

In der Abendkühle ging es talauswärts, Bösdorf zu. Maas schritt elastischen Ganges neben sei-

nem Freunde und summtte vergnügt vor sich hin; er mußte nicht, wie ihm bald diese, bald jene Melodie den Kopf umschwirrte.

O'Neillh fragte sich, ob er die gute Laune seines Freundes stören solle; aber er mußte endlich die Angelegenheit Klaras zur Sprache bringen — wer weiß, wann sich wieder so gute Gelegenheit fand.

„Ich möchte Sie etwas fragen, Dr. Maas! Verzeihen Sie, wenn ich vielleicht eine unangenehme Erinnerung wachrufe... Sie haben mir erzählt, daß Sie um Ihre akademische Karriere — so ungefähr — ‚betrogen‘ worden sind. Haben Sie mir nicht den Namen Dr. Gradener genannt?“

„Betrogen worden, ei ja wohl, betrogen worden,“ erwiderte Maas lustig; „schmählich betrogen; aber, sehen Sie, um eine Sache, die ich heute sehr leicht verschmerze... Lieber Freund, Sie hatten ganz recht, es ist was Schönes um die Tätigkeit eines Landarztes! Das füllt den Mann aus! Ich bin froh, mich hier gebunden zu haben.“

„Und Gradener? ... Dr. Stanislaus Gradener, nicht wahr?“

„So lassen Sie den Mann sein Ziel erreicht haben! Ich neid's ihm nicht! Vielleicht sollt' ich ihm eher noch danken!“ ...

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte O'Neillh.

Maas pfiff ein Liedchen und schritt fröhlich weiter. „Nun ja, Sie verstehen nicht,“ sagte er nach einer Weile. „Aber Gradener war doch die Schuld, daß ich nicht in Wien blieb? Ergo“ ...

Maas pfiff sein Liedchen weiter. Jetzt dämmerte es in O'Neillh auf.

„D,“ sagte er fröhlich, „Sie haben Absage bekommen — von Fräulein Hedwig!“

„Ah, noch nicht; — das heißt, seit sie mir mein rekommandiertes Schreiben zurückgeschickt, hab' ich nichts weiter von ihr erhalten, auch nicht von ihrem

Vater. Aber ich weiß nun, wie die Sache ausgehen wird“ . . .

O'Neill konnte nicht umhin, seinen Freund zu beglückwünschen, daß er in dieser Angelegenheit endlich zu einem festen Entschlusse gekommen sei.

„Nun ja, das letzte Wort zu sprechen,“ fuhr Maas weiter, „das werd' ich ihr überlassen; die Genugthuung soll sie haben, daß nicht sie ‚die Verlassene‘ ist! Ich werde das Band nicht zerschneiden, nein, ich nicht! Aber entschlossen allerdings, das bin ich . . . Ich bitte Sie, lieber Freund, wie die Dinge liegen und stehen, was kann ich hier mit einer Hedwig anfangen? Mein Gefühl ist nicht mehr engagiert (dafür hat sie Sorge getragen, seit langem!) — ah, ich sehe jetzt klar und nüchtern! Eine Frau mit ihren Ansichten taugt nicht in die hiesigen Verhältnisse, taugt nicht für mich, nein, taugt nicht . . . Nehmen Sie, ich komme jetzt nach Hause und freue mich, den Abend in meinem gemütlichen Heim zuzubringen, zu rasten von des Tages Arbeit: wissen Sie, wie mich Frau Hedwig empfangen wird? Mit Vorwürfen, daß sie sich inzwischen langweilen mußte, mit dem Verlangen, sie jetzt endlich sofort in Gesellschaft zu bringen — etwa in die Post hinüber zu den Fremden; denn ein Heim genügt ihr ja nicht. Das tut die Erziehung; ihr Vaterhaus ist ein Fremdenhotel, eine Heimat war es ihr nie . . . Und unser Volk? Darauf sieht sie als eine ‚Gebildete‘ nur so von oben herab . . . Ah, Lieber, ich habe Ursache, zu danken, daß es so gekommen ist und nicht anders!“

O'Neill ließ nicht ab: „Wollen Sie mir nicht Ihre Geschichte mit Dr. Gradener zum Besten geben?“

„Was interessiert Sie doch nur dieser Gradener? Ich will lieber nicht daran denken.“

„Wenn ich Gründe hätte zu meiner Frage?“ ... meinte O'Keilly.

Maas blickte ihn an — er sann nach den „Gründen“ O'Keillys, und jener Schlußsatz im Briefe Alaras kam ihm jetzt plötzlich in den Sinn ... Er stockte, er zögerte, aber er erzählte endlich und erzählte zu Ende.

„Gradener? Vermuthlich, weil der Kerl die graden Wege haßt ... Wissen Sie, wie er Assistent geworden ist? Mein Professor wollte erst nichts von ihm wissen; da legte sich eine Finanzgröße für ihn ins Zeug. Das half. Später wußte er sich ins Haus des Professors einzuführen und nun saß er bald sattelfest. Mir selbst war er anfänglich mit übertriebener Höflichkeit begegnet, gab sich, da er mich als Tyroler kannte, für einen „Gesinnungs-genossen“, einen eifrigen Katholiken. Das versing natürlich nicht. Dann bewunderte er meine Kenntnisse, meine Geschicklichkeit. Ich konnte ihn nicht abschütteln und gewöhnte mich endlich an seine Art, half ihm bei seinen Präparaten und sonstwie; Tyroler sind ja vom Hause aus vertrauensselig. Nun geben Sie acht! Damals, als Hedwig zu ihrem kranken Bruder nach Wien kam, hatte ich ihr mein Zimmer abgetreten und bat Gradener, mich für die kurze Zeit auf seinem Divan zu beherbergen. Er hatte eines der größeren Zimmer im Spitale, das ich selbst früher bewohnt, wo ich oft einen Kollegen über Nacht bei mir hatte. Der Mann war glücklich über meine Bitte, tat's nicht anders, als daß ich im Bette schlief, er auf dem Divan und gab sich nun ganz als Freund und Vertrauter. Ich arbeitete damals an meiner Habilitationsschrift, sprach mit ihm darüber und gab ihm dann überhaupt, unklugerweise, Aufschluß über den Stand meiner Angelegenheit, wogegen er sich für verpflichtet hielt, mir in sein Inneres Einblick zu gewähren, indem er

mir seine Liebesabenteuer zum Besten gab. Ekler Kunde!...

Jetzt geben Sie acht! Mit der Zeit war seine Vertrautheit mit dem Professor allgemein bemerkt worden und mir fiel jetzt auf, daß sein Benehmen gegen mich ein anderes war, sobald der Professor in der Nähe. Sonst unterwürfig gegen mich, hob sich der Herr Gradener da auf einmal empor; wenn er schwieg, war es anscheinend nur aus Bescheidenheit, was er sprach, sollte seine Überlegenheit zeigen. Der Professor selbst war allmählich wie ausgewechselt gegen mich, kalt, verschlossen. Eines Tages hörte ich ihn mit Gradener über ein Thema für seine Habilitationsschrift verhandeln. Ich war beunruhigt und bat um Aufklärung. Da wußte ich, daß meine Partie verloren war: der Professor hatte mich fallen gelassen, um Gradener emporzuheben.

So steckte ich notgedrungen meine Karriere an den Nagel und ging nach Tyrol, nach Meran und weiter nach Bösdorf. Es wird so besser sein für mich. Aber Ihren Herrn Stanislaus Gradener, mit Verlaub, halte ich für einen Schurken."

"Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilung," sagte O'Reilly und rieb sich die Hände.

Maas sah ihn an. "Sie haben einen besonderen Grund, sich für Gradener zu interessieren, und — ich errate ihn!" Seine Stimme zitterte.

"Nun, wenn Sie's erraten" —

"Der Schuft hat sich an Klara herangemacht!... Ah, wirklich? Unfasslich, undenklich diese Frechheit!... Und das Kind — steht auf dem Punkte, ihm zum Opfer zu fallen!"

O'Reilly lachte. "Was wollen Sie," sagte er gehnt, "der Mann, zu dem sie vielleicht eine Neigung gefaßt hatte, war nach Indien gezogen!"

Maas stand still; mit offenem Munde starrte er seinem Freunde ins Gesicht: "Er hat mich nach

Indien geschickt?" schrie er und brach in ein zorniges Lachen aus. „Schuft, ehrloser, vom Scheitel bis zur Sohle! . . . Was für einen Schutzgeist hat das Kind gehabt! . . . Erzählen Sie, wie war's, Klara hat sich Ihnen anvertraut!"

O'Reilly glaubte, nicht mehr schweigen zu sollen. Er erzählte, wie sich Gradener bei Frau Alber einlogiert und ihr Vertrauen gewonnen habe, wie es jetzt endlich dahin gekommen sei, daß Klara innerhalb dreier Wochen eine Entscheidung treffen müsse.

„Ha! Lassen Sie mich mit Klara sprechen! Ich will ihr den Mann schildern" . . .

„Können Sie wohl," erwiderte der Amerikaner, indem er sich absichtlich zurückhielt: „Aber seine indische Lüge hat uns eigentlich schon genug gesagt" . . .

„Man sollte ihn peitschen!" . . . polterte Maas. O'Reilly schritt lächelnd neben ihm her und freute sich. Maas versank in Schweigen; in dumpfem Brüten betrat er das Posthaus. —

Jetzt war er einig mit sich; in dieser Sache wollte er sprechen, mußte er sprechen! Und besser vielleicht zur Gräfin, als zu Klara selbst. Heute ist es zu spät, er zu erregt — morgen!

Er begab sich aufs Zimmer. Im Dunkeln schritt er auf und nieder, trat zuweilen ans Fenster und sah hinaus, nach dem weißen Hause dort oben, das noch leer stand und der Insassen harrte: des jungen Doktors und einer jungen Frau, die — o, die ganz gewiß nicht Hedwig heißen wird! Das sicher nicht, das ebensowenig, als Klara je den Namen Gradener führen soll! . . .

Die Eifersucht war in ihm erwacht. Erst nach und nach beruhigte er sich und fing an, weich und wehmütig zu werden; überdachte, was Klara ist —

wie er sie stets gekannt, und wie er seine Neigung zu ihr nur stets unterdrückt und sich verhehlt hatte, wozu heute kein Grund mehr vorlag; nein — keiner! Denn daß sie besitzlos ist, daß er infolgedessen einen schweren Anfang haben würde, wie wenig galt es ihm in diesem Augenblicke! Was der Weiterer Bauer gewagt hatte, konnte das nicht auch er? ... Der Anfang wird vorübergehen; ah, und sie sein nennen zu dürfen, das herrliche Geschöpf — mit welcher Lust, mit welchem Eifer wird er dann arbeiten! ... Er wollte sich ihr nähern, er beschloß es.

Konnte er ahnen, daß zu derselben Stunde Klara sich ihrer Neigung zu ihm bewußt wurde, und infolgedessen — ihn zu *f l i e h e n* beschloß? ...

* * *

„O, Sie müssen nun auch *m e i n e* Heimat kennen lernen,“ sagte die Gräfin zu Klara, als die beiden von ihrem Spaziergang nach dem Gillyhose zurückkehrten. „Das tut den Menschen recht gut, wenn sie ein wenig in der Welt herumkommen. Sehen Sie, gerade hier in Tyrol höre und lese ich manchmal Äußerungen von Unzufriedenheit, und muß mir immer dabei denken: diesen Unzufriedenen fehlt der Maßstab, ihre Verhältnisse zu messen; es ist *U n w i s s e n h e i t*, daß sie dieselben nicht besser würdigen, sie sollten die Zustände von anderwärts kennen! ... Im Herbst also werden wir nach Pommern gehen; ich habe da allerlei Geschäfte. Nun ja, und die *H e i m a t*, welche es sei, behält doch immer ihren Reiz ... Ich bin ihr freilich entfremdet worden. Verwandte habe ich dort nur ganz entfernte — liebes Kind, ich habe ja auch harte Tage gesehen, o sehr harte Tage; da kann man die Menschen wohl kennen lernen! Und ich habe fremde Menschen freundlicher gefunden als die eigenen,

und „gemeine“ Leute tausendmal liebevoller als meine Standesgenossen... übrigens, meine nächsten Angehörigen, die Hinterbliebenen meines Oheims, der katholisch geworden ist, leben in München, eine Witwe mit drei schon erwachsenen Kindern. Und die kenne ich noch gar nicht, denken Sie! Ich will sie aber endlich kennen lernen, ich erachte es für meine Pflicht. Erst dieser Tage schrieb ich der Tante, daß ich sie im August besuchen möchte... Haben Sie München schon gesehen? O, München hat viel, sehr viel des Schönen, und ist eine Stadt von ausgesprochen katholischem Charakter! Auch das, ich will es Ihnen nur gestehen, zieht mich dahin... Aber Sie begleiten mich dahin, nicht wahr? Sie müssen in meiner Nähe bleiben, Märchen, ich habe Sie lieb gewonnen, als wenn wir uns seit Jahren nahe stünden. Die Sorge um Ihre Zukunft überlassen Sie nur ein wenig mir!”

Alara dankte gerührten Herzens; Welch ein Trost war ihr mit dieser Zusage gegeben! Auch die Aussicht, reisen zu können, war für sie, die als Kind von Tyrol nach Niederösterreich und dann nur wenig über das Weichbild von Wien hinausgekommen war, von verlockendem Reize.

Die Gräfin fuhr fort: „Ich stelle mir das so vor: wir nehmen in München eine Wohnung und bleiben da während der Wintermonate; die ganze schöne Zeit aber halten wir uns in Tyrol auf. Wollen Sie? Und nirgends lieber als in Bösdorf! Ich dachte schon daran, ob ich die kleine Grete nicht zu mir nehmen werde. Sie kann uns die gröbere Arbeit machen, das wird sie bald lernen. Denn im Hotel werden wir ja nicht immer wohnen. Ich habe mit dem Postmeister schon gesprochen; im Obstanger, an Stelle von New-Home, wollen wir eine hübsche Villa bauen und das soll uns die künftige Heimat sein.“

Weiter erzählte die Gräfin, daß sie den Wirt bereit fand, ihr beim Bau behilflich zu sein, und entwickelte sodann mit vielem Eifer und bis ins einzelne den Plan des Hauses und die Anlegung eines Obst- und Ziergartens. Und wie sie hier im Genusse der schönen Natur, unter guten Menschen wohnend, aber auch diesen Menschen auf ihre Art nützend, den Rest ihrer Tage zu verbringen hoffte!

Zerstreut und unruhig hörte Alara die Gräfin zu Ende. Ein Gedanke war in ihr aufgetaucht, der sie mehr und mehr beschäftigte, sie nicht losließ und dergestalt beunruhigte, daß sie Mühe hatte, ihre Erregung zu verbergen. Es war der Gedanke an Hedwig. Mit ihr sollte sie zusammen leben in Bösdorf! Kann sie mit der Gattin des Doktors freundlich verkehren, nach dem, wie sie Hedwig in Wien kennen gelernt hat? ... Wie oft hatte ihre Mutter selig geäußert: das sei ein Mädchen ohne allen inneren Gehalt — schade um den Doktor; der Mann ist zehnmal zu gut, zu ernst, zu hochsinnig für das flatterhafte Ding ... Was würde Hedwig etwa zu dem heutigen Auftreten des Doktors gesagt haben! Höchstens, daß er sich zu gemein mache ... Sie wird wohl auch mit dem schönen Hause gar nicht zufrieden sein ... Kein Kleid war ihr je gut genug. Und zur Kirche ging sie ja nur, um aus dem Hause zu kommen. Daß der arme Bruder versehen würde, hat sie nicht gestattet; und die Mutter hatte ihr den Ernst der Lage so vorgestellt, der Doktor selber darauf hingewiesen ... Und gerade jetzt ist der Doktor ja auf dem besten Wege — eine richtige Frau, und er wäre gewonnen! ...

Dieser Eifer für das Seelenheil des Doktors, der Alara in Wahrheit erfüllte, täuschte sie gleichwohl nicht über die Ursache ihrer Unruhe; sie war

gewohnt, auf ihre Empfindungen zu achten. Sie verhehlte sich nicht, daß ein Gefühl des Reides in ihr erwacht war — sie erschrak darüber.

„Märchen, wir werden noch oft über die Sache sprechen,“ schloß die Gräfin, „das Plänenmachen hat doch selbst für ältere Leute noch immer seinen Reiz. — Jetzt zunächst müssen wir aber die Antwort meiner Verwandten in München abwarten; ich habe schon gestern Briefe erwartet, vielleicht ist heute was eingetroffen.“ —

In der That fand die Gräfin auf ihrem Zimmer Briefe vor; einen von Jeannette, der ihre glückliche Ankunft in Stettin meldete, und dann ein längeres Schreiben aus München.

Als die Gräfin das letztere zu Ende gelesen hatte, sagte sie: „Die Sache kommt mir nun aber doch recht ungelegen . . . das war gar nicht in meiner Absicht . . . Hören Sie, Alara, meine Tante schreibt — nun, sie beginnt damit, daß sie über alle Maßen erfreut wären, mich kennen zu lernen; aber im August wären sie leider alle zusammen verreist. Der Sohn, der bei der Artillerie dient, würde mit dem 1. August nach Ingolstadt versetzt und für jene Zeit hat sich Mama versprochen, zu ihrer älteren Tochter zu reisen, die in Regensburg verheiratet ist; die jüngste, die nicht allein zu Hause bleiben kann, begleitet sie dahin. Nur während des Juli seien sie noch alle zusammen in München — ob es mir denn gar nicht möglich wäre, jetzt gleich dahin zu kommen? Sie bittet mich recht angelegentlich darum! . . . Aber dieser Vorschlag kommt mir wirklich ganz überraschend und ganz und gar nicht gelegen! Ich hätte vor allem gewollt, daß Sie sich erst hier ausruhten und erholten“ . . .

„O, was mich betrifft, Frau Gräfin,“ erwiderte Alara sehr lebhaft, „ich verdiene durchaus keine Rücksicht und benötige sie auch wirklich nicht. Nein

doch, es wird gut sein, Frau Gräfin unternehmen diese Reise sogleich."

"Ja, meine Liebe, dann würden wir aber sehr lange nicht hierher zurückkehren. Denn von München aus will ich dann doch gleich nach Stettin reisen... Da kann es aber Herbst werden, bis dort das Geschäftliche in Ordnung gebracht ist, und dann ist es wohl schon zu spät für Bösdorf. Erst im nächsten Frühling, wenn Klärchen zum erstenmal wieder bunte Kleider trägt — dann etwa" ...

Das sagte die Gräfin mit einem forschenden Blick auf Klara, die ein Erröten nicht verbergen konnte. Aber in Klaras Seele stand es jetzt fest: So allein ist's gut! Fort von hier! Jetzt, will sie anders ihre Ruhe bewahren, ist ihres Bleibens nicht mehr in Bösdorf! ...

Es pochte. O'Reilly ließ anfragen, ob er den Damen gute Nacht entbieten dürfe.

Er wollte nur ganz kurz verweilen, nur um über das Ergebnis seiner Unterredung mit Maas zu berichten, worauf Klara gewiß neugierig sei. Aber die Gräfin bat ihn, den Tee mit ihnen einzunehmen; es war ihr erwünscht, sowohl Klaras Angelegenheit als ihre eigene mit ihm besprechen zu können.

Über den ersten Punkt war man alsbald im reinen: der Brief an Gradener wird morgen in aller Frühe abgefertigt, ein Brieflein, wie der Mann es verdient, so kurz und bündig und unzweideutig wie möglich.

Was aber die Reise nach München betraf, so war die Gräfin jetzt selbst dafür, sie unter solchen Umständen sofort anzutreten; denn ihre Verwandten wollte sie ja endlich sehen und näher kennen lernen, auch sich mit ihnen wegen einer Jahreswohnung beraten. Wenn man morgen packte, übermor-

gen abreiste, so könnte man immerhin noch 4 bis 5 Tage mit den Verwandten zusammensein.

Als O'Neillh bemerkte, daß nun auch seine Zeit gekommen sei, da bat Klara etwas unüberlegt: „O, so reisen Sie doch nur gleich mit uns!“ und die Gräfin unterstützte sie. Wie angenehm wäre es, in Gesellschaft des welterfahrenen Amerikaners zu reisen und die Kunstschätze Münchens gemeinsam zu besichtigen!

O'Neillh trug kein Bedenken, die Einladung anzunehmen. Was hatte er eigentlich noch in Zösdorf zu suchen? Am 10. August ging sein Schiff in Hamburg ab, die Zeit bis dahin mochte er gerne in München und dann etwa am Rheine zubringen...

So war denn mit einemmal die Lage verändert. Die Freunde, die sich kaum erst gefunden, an Abschied gar noch nicht gedacht hatten, sollten in 36 Stunden von einander getrennt sein, der eine vielleicht für immer, die anderen für eine lange Zeit.

„Wie anders,“ meinte die Gräfin, „kann so manches sein, wenn wir wieder nach Zösdorf kommen!... Aber morgen abend müssen uns die Herren noch die Ehre geben! Nicht wahr, Klärchen? Den Kuraten will ich persönlich einladen. Daß uns dann ja Ihr Freund Maas nicht fehle! Und den Postmeister — warten Sie, anders bekommen wir ihn nicht — den werde ich bitten, daß er uns bediene... Ah, ich freue mich auf diesen letzten Abend!“

Wierzehntes Kapitel.

Dein Gott sei mein Gott!

Dr. Maas hatte sich am anderen Morgen fertig gemacht, so früh als thunlich bei den Damen vorzusprechen. Er mußte Klara vor dem Unheil warnen,

das sie nach seiner Ansicht bedrohte, mußte ihr Aufschluß geben über den wahren Charakter ihres Freiers; und dann — vielleicht ergibt sich dabei auch eine Gelegenheit, seine eigenen Absichten von ferne anzudeuten . . . vielleicht!

„Die Gräfin schon auf?“ fragte er Kathi.

Diese lachte: „O mein, Herr Doktor, da fragen Sie lang zu spät! Vor einer Stund' schon hab' ich ihnen den Kaffee bringen müssen!“ —

Maas ging in den ersten Stock. Auf dem Korridor, genau an derselben Stelle, wo er kürzlich Alara so kalt und förmlich angesprochen hatte, stand sie jetzt abermals vor ihm. Sie trug ihr schwarzes Hauskleid mit einem lichten Schürzchen darüber und hielt das Kaffeefervice in den Händen, das sie in die Küche zurückstellen wollte. Als sie ihn erblickte, flog eine leichte Röte über ihr Gesicht. Sie faßte sich rasch: „Guten Morgen, Herr Doktor!“

Maas schien es nicht bemerken zu wollen, daß sie ihm den Gruß in sehr zurückhaltender Weise entboten hatte; er erwiderte überaus freundschaftlich: „Guten Morgen, Märchen! . . . Aber Sie haben ja gar keine Hand frei, ich kann Ihnen die meine nicht bieten!“

Sie errötete abermals.

„O, wie aber die Luft in Bösdorf gut anschlägt!“

„Finden Sie?“ sagte Alara etwas verwirrt.

„Ich wollte eben zur Frau Gräfin, mit ihr eine Sache zu besprechen, welche — S i e selbst betrifft.“

„Sogleich, Herr Doktor! . . . Aber wollten Sie sich nicht gedulden, bis ich der Frau Gräfin ein Glas frisches Wasser geholt und da die paar Briefe aufgegeben habe? Haben Sie sehr Eile? Ich bin augenblicklich zurück.“

Die Briefe lagen auf der Tasse neben dem Service; der obere trug in kräftigen Zügen die Adresse: „Doktor Stanislaus Gradener“.

Maas hatte es bemerkt und vermochte nicht mehr an sich zu halten: „Alara! Was tun Sie? Eben das ist's, warum ich Sie sprechen wollte... Was tun Sie!“

„O, die Sache ist schon abgetan, Herr Doktor,“ sagte sie lächelnd.

„Abgetan? Wie?!“ ...

„Sie sind neugierig?“ ... erwiderte Alara in heiterem, beinahe schalkhaftem Tone. „Nun, mein Vetter O'Neill hat mit Ihnen gesprochen. Also, und da drinnen steht's: ‚Nie und nimmer — fertig und Punktum‘. Und das wird rekommandiert, Notabene, mit Retourrezepisse!“*

„Ah, Retourrezepisse, das ist gut! Das gehört sich, der Verurteilte muß sein Urteil unterfertigen,“ lachte aufatmend der Doktor. „Aber in welcher Gefahr Sie sich befunden haben“ ... fuhr er ernst und warmherzig fort. „Fräulein Alara, wenn ich gewußt hätte, daß Sie den Mann — mit dem Gilzug wär' ich nach Wien gefahren, wahrhaftig ja, um Sie aufzuklären! Wenn es sein mußte, vor dem Altare, vor Ihnen und jedermann würde ich ihn genannt haben den Mann — das, was er ist!“

Alara sah ihn an. War das noch der Dr. Maas, der, so lange sie in Bösdorf ist, ihr kein herzliches Wort gegeben hat? Der erst vorgestern an eben dieser Stelle sie so behandelt hat? ...

Aber die Freude über den wiedergefundenen Freund überwog; sie vergaß ihre Zurückhaltung, warm und lebhaft sagte sie: „Sawohl, Herr Doktor, wie viel verdanke ich Ihnen! Nach meiner Mutter niemandem mehr als Ihnen!“

„Wenn das nur wahr wäre, Klärchen!“

* Eine österreichische Einrichtung, wornach der Adressat den Empfang des Briefes zu bestätigen hat.

Er legte seine Hand auf die ihrige, und sah ihr in die Augen. Der Ton aber, in dem beide zuletzt gesprochen hatten, war ein so warmer, die Blicke, die sich trafen, so innige, daß es ihnen plötzlich schien, sie wären beide zu weit gegangen. Maas zog seine Hand zurück, er schien unruhig und fast verwirrt: „Ich habe jetzt bei der Gräfin eigentlich nichts mehr zu tun,“ sagte er; „man erwartet mich auch schon“ —

„O, wir treffen uns aber heute abend sicher? Ja, nicht wahr? Die Frau Gräfin will ihre Freunde zum Abschiede bei sich sehen.“

„Zum — Abschiede?“

„Ach ja, wir reisen ja morgen! Das wissen Sie noch nicht? Freilich, es ist gestern abend so bestimmt worden.“

„Sie reisen? Jetzt —?“ Der Doktor trat einen Schritt zurück, er war außer Fassung.

„Die Frau Gräfin muß nämlich ihre Verwandten in München besuchen, die sie später nicht mehr treffen würde. Dann geht es nach Rommern. Vielleicht im Herbst, aber sicher doch erst im Frühjahr kommen wir wieder.“

Maas erwiderte nicht. Einen Augenblick war es ihm, als sollte er sprechen, jetzt ihr sagen, was er ihr einmal sagen muß und vielleicht — unter diesen Umständen, wer weiß es — vielleicht zu spät sagen wird. Er sann nach; aber nein, noch sind seine Fesseln nicht gesprengt, noch nicht!...

„Also am Abende, nicht wahr, und ganz sicher! Die Frau Gräfin wird Sie schon selbst noch bitten ... Auf Wiedersehen!“

Alara ging ihren Weg, er sah ihr nach und blieb stehen wie angewurzelt. Erst als sie die Treppe wieder heraufkam, wandte er sich und eilte nach seinem Zimmer. —

Das war kein angenehmer Tag für unsere Freunde. Die Packerei und Reisevorbereitungen anderer Art beschäftigten die Damen. O'Neill, der mit diesen Dingen bald fertig war, wußte sonst nichts rechtens anzufangen, und der Postmeister schob herum, brummig und launenhaft, daß ihm die Dienstboten lieber auswichen. Ihm ging es nahe, daß die Gräfin, mehr noch, daß Klara ihn so unerwartet verließ. Die halben Gäste, wenn sie wegzögen, täten ihm nicht leid; aber das Basile, das arme Kind, kaum hat sie eine Heimat gefunden, muß sie wieder fort, hinaus in die Fremde! . . .

Maas quälte sich mit unnützen Vortwürfen. Wie er es ganz anders hätte angreifen sollen! Was früher hätte geschehen können, und wie es dann jetzt stünde! . . . Er zürnte auf sich und grollte anderen. Jetzt nahm er sich vor, am Abende so kurz wie möglich in der Gesellschaft zu bleiben, dann dachte er zehnmal nach, wie er sich Klara nähern könnte, es zog ihn wie die Motte zum Licht; er wollte der Gräfin seine Hilfe anbieten zum Einpacken, — da scheute er O'Neill, fürchtete den Blick der Gräfin, nein, er würde sich lächerlich machen.

Ein Glück für ihn, daß er gerade heute viel in Anspruch genommen war; ein- ums anderemal wurde er gerufen, und am Abende noch kam ihm ein weiter beschwerlicher Weg aus. Es war ein dringender Fall, er mußte fort, obwohl er berechnete, daß er vor 9 Uhr kaum zurück sein könne. Er schickte Nathi zur Gräfin, um sich zu entschuldigen: kommen würde er, aber spät.

* * *

*

Der Abend war still und warm, die Gräfin ließ das Souper in New-Home servieren. Als sich der Postmeister anschickte, sie heute in eigener Person

zu bedienen, ward ihm ein Platz am Tische angewiesen. „Sie gehören zu meinen Freunden,“ erklärte die Gräfin. „Im nächsten Jahre, so Gott will, bin ohnehin ich an dieser Stelle Hausfrau und Wirtin. Lassen Sie mich die Freude vornehmen, Sie hier als meinen Gast zu betrachten.“

Dafür mußte man ihm aber erlauben, seine Weine zum Besten zu geben; er selber trug die kostbaren Flaschen aus dem hintersten Keller herbei. Und seine Weine mußte man würdigen.

Die Gräfin, die sich erst viel mit dem Geistlichen unterhielt, stimmte bald in den heiteren Ton mit ein, den der Postmeister angeschlagen hatte, und nun gab der Kurat, abwechselnd mit dem Wirte, eine Schnurre nach der anderen zum Besten. Die fröhlichste Stimmung beherrschte den kleinen Kreis.

Als es den Engel des Herrn läutete und alle, dem Beispiele des Kuraten folgend, sich zu stillem Gebete erhoben, da verglühete gerade auf den Farnern drinnen das letzte Abendrot, wie purpurne Schleier lag es über dem bläulich schimmernden Gise.

„Guten Abend,“ grüßte man sich nach dem Gebete. Die Gräfin deutete nach Westen. „Wie herrlich!“ sagte sie. — „O, wir haben heute bei unserer Backerei einen so schönen Fund gemacht! Klärchen, haben Sie das Gedicht nicht hier? Ja, dann lesen Sie es uns doch vor! — Eine alte tyrolische Zeitung fiel mir in die Hand, die diese prächtigen Strophen enthielt, ich las sie zufällig — selten hab' ich ein schöneres Sonett gelesen. Es ist ‚Bruder Norbert‘ unterschrieben; das ist wohl ein tyrolischer Dichter?“

„Ah, ja so, der Bruder Norbert!“ sagte der Kurat. „Ja, der hat's freilich verstanden! Ist nur ein armer Kapuziner g'wesen, aber wohl ein Kernthyroler! Gott hab' ihn selig!“

Alara hatte ihr Notizbüchlein hervorgeholt, wo sie den Zeitungsausschnitt aufbewahrte, und überreichte denselben der Gräfin, als man eben zur allgemeinen Freude Dr. Maas herankommen sah.

Er mußte stark gegangen sein, er schien erhitzt. Die Gräfin ging ihm entgegen: „Seien Sie uns willkommen, Sie allein haben wir noch vermißt!“

Dann wies sie ihm seinen Platz an, ihr gegenüber, zwischen Alara und dem Postmeister.

Maas sah müde und verlegen drein, die Gräfin hielt es für besser, ihn vorläufig nicht ins Gespräch zu ziehen. Sie erklärte ihm, wovon man eben gesprochen hatte, und bat Alara, nun das Sonett vorzulesen.

Alara las:

„Ich liebe dich, mein Vaterland, vor allen!
Ich liebe deiner Berge stolzen Bau,
Ich liebe deine Gletscher weiß und blau,
Auf die des Himmels gold'ne Rosen fallen;

Ich liebe deiner Stützen freies Knallen
Durch Berg und Thal, im Schießstand auf der Au,
Ich liebe deiner Schützen schmucke Schau
Und deiner sieggekrönten Fahnen Wallen;

Mir schlägt das Herz, hör' ich von Habsburgs Sohne
Zum schönsten Schmuck in seiner Kaiserkrone
Das Land Tyrol, das ewigtreue, zählen: —

Doch Ehrfurcht faßt mich vor dem Heldenvolke,
Erblick' ich in den kindlich frommen Seelen
Des Glaubens tiefen Himmel ohne Wolke!“

Alara hatte recht hübsch gelesen, gleichmäßig, ruhig, ohne viel Pathos, aber deutlich und nachdrücklich; man war entzückt von dem Wohlklang ihrer Stimme, wie von dem Inhalte des schönen Gedichtes.

„Ei wohl, g'lesen hab' ich das schon,“ sagte der Geistliche, „aber daß es so schön wär', hätt' ich nicht g'meint!“

„Nicht wahr?“ triumphtierte die Gräfin; „diese prächtige Steigerung, dieser herrliche Einklang!“

„Bafese, g'rad noch einmal lesen sollten Sie's,“ bat der Postmeister, der für Gedichte vielleicht nicht ein so rasches Fassungsvermögen besaß, und O'Reilly unterstützte die Bitte.

Klara las abermals. Die Bemerkung der Gräfin gab ihr den Wink, diesmal die Absätze mit sich steigernder Kraft vorzutragen. Sie begann, und mit den ersten Worten, die sie kraftvoll betonte, riß es sie plötzlich fort — sie gab, ohne es beabsichtigt zu haben, die eigene Stimmung wieder. Wie liebte sie ihr Vaterland Tyrol! Diese Berge, diese Firnen, auf denen noch das Alpenglühen lag! Und — wußte sie, daß neben ihr der Schützenmeister saß? — ‚Ich liebe deiner Schützen schmucke Schau und deiner sieggekrönten Fahnen Wallen!‘ Der Kaiser selber — da fühlte man nun die Wienerin heraus — der Kaiser selber stolz auf sein Tyrol, das ewig treue, das Felsenland mit seinem Heldenvolke, in dessen Seele — ‚des Glaubens tiefer Himmel ohne Wolke‘ . . .

Dem Postmeister wurden die Augen feucht. „Hinreißend,“ rief der Amerikaner und trat auf Klara zu, ihr die Hand zu drücken. Klara war rot geworden und zitterte leicht; — Maas sah sie an und konnte den Blick nicht von ihr wenden: in ihrem Auge sah er die ‚kindlich fromme Seele‘, sah er ‚des Glaubens tiefen Himmel ohne Wolke‘.

„Dr. Maas!“ rief ihn die Gräfin wach und erhob sich dabei; „man weiß, wie Sie gestern eingetreten sind zum Schutze Ihres herrlichen Volkes; noch haben wir nicht Gelegenheit gehabt, Ihnen dafür unseren Dank und unsere Anerkennung aus-

zusprechen. Herr Dr. Maas! Mögen Sie immer ein so warmer Freund und Berater, ein Führer und Anwalt Ihres Volkes sein!"

Alle erhoben ihr Glas, mit wahrer Freude ließ man den Doktor leben. Klara war die letzte, die mit ihm anstieß — er wartete darauf.

"Herr Doktor," sagte sie, "wir haben Sie schon auch gehört gestern. Wetter O'Reilly und ich — herrlich sprachen Sie! Ach ja, Gott lohn' es Ihnen!"

Maas war erstaunt und sehr erfreut. Sie hat ihn gehört! "Wo standen Sie, wo?"

"Im Hausgang, auf den Fußspitzen, zwischen den Köpfen der Bauern durch sahen und hörten wir Sie! O, ich hätte Ihnen danken mögen! Das, das hätte meine selige Mutter erleben sollen!... O, nicht wahr, es hat sich jetzt manches geändert?" setzte sie schmeichelnd, im Tone einer Bitte hinzu.

Maas verstand sie. Lächelnd und doch nachdrücklich erwiderte er: "Es hat sich manches geändert; und so wie es ist, Fräulein Klara, soll es nun aber bleiben!" Er reichte ihr mit einem bedeutsamen Blick seine Rechte, die sie einen Augenblick festhielt, und mit diesem Handschlage legte er das Versprechen ab, künftig zu seinem Volke zu stehen in Wort und Tat. Der Kurat beobachtete ihn und dankte ihm mit einer Umarmung: "Doktorle, so ist's recht! Gott vergelt's Ihnen!"

"O, Herr Doktor," sagte Klara freudig bewegt, "meine Mutter hat es oft betont, wie groß die Macht des Beispieles sei; und des guten Beispieles, behauptete sie, noch weit mehr als des bösen, denn da sei der Segen Gottes darauf: wie viel Gutes, Herr Doktor, werden Sie hier wirken können! Im eigenen Volke, und sogar auch den Fremden gegenüber; denn Tyrol hat ja heute eine große Mission."

"Das'selb' werden Sie jetzt recht haben, Fräulein Klara," versetzte, aufmerksam geworden, der

Postmeister. „Ich mein' halt wohl, wir denken uns ungefähr das gleiche“ ...

Alara mußte sich aussprechen; sie brachte, was sie zuweilen bei sich überdacht oder mit der Mutter und jüngst erst mit O'Reilly besprochen hatte, nun in ihrer bescheidenen und doch so bestimmten Art vor — der Schimmer eines versteckten Feuerleins leuchtete dabei auf ihrem Gesichte.

Sie meine nicht so fast die Aufgabe des Einzelnen, sagte sie; nein, alle Tyroler zusammen, das ganze Volk (und freilich auch jeder einzelne damit), scheinen ihr heutzutage eine Aufgabe zu haben. Wenn Tyrol im Jahre 1809 ein Beispiel deutscher Treue gegeben habe, an dem sich alle Deutschen entflamment; wenn es damals gezeigt habe, welche Macht ein entschlossenes und begeistertes Volk sei, und dadurch ganz Europa zu neuem Widerstande gegen den übermächtigen Korsen ermutigt habe: heute sei die Aufgabe Tyrols eine bei weitem größere! Nicht Bayern und Franzosen allein, nein, alle Welt: Deutsche und Österreicher, Russen, Briten, Amerikaner überfluten, zahlreicher als die Heere Desébbres, jeden Sommer das Land; und sie machen Bekanntschaft nicht mit dem Stutzen der Tyroler, aber mit dem Charakter, den Gesinnungen, dem ganzen Wesen des Volkes.

„Und nun ist es,“ fuhr sie fort, „für so viele das erstemal, daß sie ein katholisches Volk kennen lernen! Sie sind begierig darauf. Die meisten unter den andersgläubigen Fremden haben unsere Religion bisher nur vom Hörensagen und nach Zerrbildern gekannt, tausend Vorurteile bringen sie ihr entgegen“ —

„Jawohl, Märchen,“ bestätigte die Gräfin.

„Aber nun sind sie in Tyrol, mitten in einem grundkatholischen Volke; da sehen sie es mit Augen und können sich dem nicht verschließen: das ist ein

gesundes, tüchtiges Volk, voll schöner Talente, voll guter Eigenschaften des Herzens, ein wahrhaft adeliges Volk! Und alle Zustände geordnet; die Felder, die Häuser und Kirchen geben Zeugnis, wohl nicht überall von großem Wohlstand, aber überall von der Arbeitsamkeit und der idealen Gesinnung —“

„Sagen Sie,“ unterbrach der Amerikaner, „von der hohen Kultur dieser Menschen!“

„Und ja auch mit Einzelnen tritt der Fremde in Berührung, und jeder Einzelne ist in seiner Art in der Lage, den Eindruck zu vertiefen, den das katholische Land hinterläßt“ —

„Am Gillhof erfahren,“ bemerkte leichtthin die Gräfin.

„Ja und dann kommen sie nach Hause, Zehntausende von Fremden, mit anderen Vorstellungen über unsere Religion als sie hierher gebracht haben: sie haben Tyrol und in Tyrol ein katholisches Volk, sie haben den Katholizismus selber kennen und achten gelernt.“

D'Keilly wandte sich an den Kuraten: „Verzeihen Sie, Hochwürden, sagen denn das die Geistlichen Herren nicht von den Kanzeln? Einmal, zehnmal des Jahres?“

„Ah, das wohl nicht leicht, ich weiß zwar nicht,“ erwiderte der Kurat. „Bei uns, wissen Sie, denkt man so nicht recht weit, da heißt's halt: tut euch in acht nehmen vor den Fremden, kein böses Beispiel nicht nehmen. Daß dagegen wir ein gutes Beispiel geben könnten, wie die Fräulein Klara meint, der ganzen Welt geben könnten — ja, ja, gut wär's, wenn man's den Leuten sagte.“

„Ich glaube, Herr Pfarrer,“ ermunterte die Gräfin, „Sie würden Verständnis finden! Warnungen verfangen immer weit weniger als die Aufforderung zu eigener Tat. Und gerade der

Tyroler, wie ich ihn zu kennen glaube, ist keine passive, sondern eine recht energische, ich möchte fast sagen: rauslustige Natur. Sagen Sie den Männern, sie sollen mit ihrem Glauben nicht zurückhalten, man sehe auf sie, man wolle an ihnen beobachten, wie katholische Männer beschaffen sind; und Ihre Männer werden stolz sein, sich den Fremden als Katholiken zu zeigen!"

"Kinder sogar!" fiel Klara ein. "Auch ein Kind wird für diese Ermahnung empfänglich sein! Es wird sich um so mehr zusammennehmen, wenn es weiß: die Fremden, die mich beobachten, müßten denken, so sind alle katholischen Kinder. Vielleicht sind nicht einmal so gar viele Tyroler, die aus dem Fremdenverkehr Nutzen ziehen, aber Nutzen st i f t e n können sie a l l e."

Jetzt nahm auch Dr. Maas das Wort: "Mich dünkt, man hat in Tyrol überhaupt noch nicht so recht Stellung genommen zu der Thatsache des Fremdenverkehrs, dieser Thatsache von vielleicht umwälzender Bedeutung, die uns vor die Nothwendigkeit stellt: Hammer oder Amboß zu sein. Die Fremden überfluten das Land. Einige meinen: 'Gut so, je mehr, je besser, sie bringen Geld ins Land.' Weiter und höher denken sie nicht. Das sind Krämer, und zwar, wie ich behaupte, sogar sehr kurzsichtige. Die andern dagegen nehmen die Erscheinung als etwas, das in vieler Hinsicht große Gefahren in sich birgt, das man aber leider nicht ändern könne: sie ärgern sich heimlich und öffentlich darüber und geben sich im übrigen der Verzagtheit hin. Aber nicht Verzagtheit, nein, hier gilt Entschlossenheit!"

"Hammer oder Amboß, es ist schon so, wie Sie sagen," bemerkte der Postmeister. "Ich hab' mir's lezthin denkt: just wie beim Saltner in Kurtatsch: Entweder die Fremden kriegen uns unter, oder wir

g'winnen 's ihnen ab . . . Und einleuchten tät's mir einmal schon: wenn's die Tyroler alle so auffakten, wie die Alara meint, es müßt' uns selber gar wohler dabei sein! . . . Aber, aber — ein Glend ist's bei uns, wissen Sie wohl! Die Leut' fangen ja an so viel g'ar g'scheit werden, und bald je jünger, je g'scheiter! Keim' einzigen läßt man was gelten."

„Matthies, das ist wahr,“ bestätigte der Kurat. „Bei uns, wenn man mit so was kommt, stecken sie alle die Köpff' z'sammen, und denkt ein jeder nur über e i n's nach: wie e r's Allerg'scheitste d a g e g e n vorbringen könnt'. Zum wundern ist's, wie viel G'scheitheit bei uns zuland' verbraucht wird g'rad nur zum Widerspruch und leider Gottes zum Unfried" . . .

Man kam noch einmal auf das Thema zurück; der Geistliche gab zu, daß Tyrol zu der weltgeschichtlichen Mission, die ihm auch nach seiner Ansicht zugefallen sein könnte, vielleicht seit langem vorbereitet und herangezogen wurde. Er erinnerte an die Glaubenseinheit des Landes, die durch Jahrhunderte bestand und im Grunde wohl noch heute vorhanden ist; an die Kriege der Napoleonischen Zeit, durch welche das bisher kaum bekannte Völklein plötzlich einen Weltruf gewann, den Ruhm eines tapferen und vor allem des katholischen Volkes; endlich daran, daß in unseren Tagen durch die Brenner- und Arlbergbahn Tyrol ein Durchgangspunkt im Völkerverkehre und zugleich ein Sammelpunkt des Fremdenverkehrs wurde: so sei heute das kleine Land tatsächlich in den Vordergrund gerückt, sein Licht auf den Scheffel gestellt, und da, da sollte es leuchten! . . .

Der Kurat redete sich so hinein, daß ihm selbst endlich schier bange wurde. „Ah schön,“ meinte er schließlich, „schön wär's schon, halt g'rad gar ein bißl zu weit obenaus, gar zu weit obenaus“ . . .

„Und das wär' dem Herrgott, meinen Sie, nicht zuzutrauen?“ lachte O'Reilly.

„Na, aber von uns aus — so schier wie eine Überhebung will's mir vorkommen.“

„Hochwürden,“ sagte Klara bescheiden, „wenn jeder einzelne Mensch seinen Beruf hat, sollen wir dasselbe nicht auch von den Völkern glauben? Ich denke mir, jedes Volk hat seinen eigenen Beruf, das eine diesen, das andere jenen. Wir wollen nun ja die Ratschlüsse Gottes nicht ergründen“ —

Klara zögerte und Dr. Maas nahm den Satz auf: „sondern nur mit den Tatsachen rechnen, Herr Pfarrer! Tatsache ist, daß die Tyroler heute noch ein katholisches Volk sind und aller Welt dafür gelten; daß die Fremden, die nach Tyrol kommen, nichts anderes erwarten, als ein katholisches Volk vorzufinden, und daß sie nach dem Verhalten der Tyroler häufig auch den Katholizismus beurteilen. Lediglich dieser Tatsachen sollten sich die Tyroler bewußt werden, und dann es bedenken, daß sie durch ihr Beispiel dem Ansehen nicht bloß ihres Volkes, sondern auch ihrer Religion in sehr weiten Kreisen nützen oder schaden können; und daß sie übrigens als gläubige Tyroler nur ihrem alten Ruhme entsprechen, als ungläubige Tyroler aber Enttäuschungen bereiten, die sich, wie ich meine, selbst in materieller Hinsicht rächen werden.“

„Recht, ganz recht,“ bekräftigte der Postmeister; die Harmelen geh'n, die Rörggelen bleiben! Werden könnt's in Tyrol noch akkurat so, als wie auf der Sunnfarer Alm!“

Die Unterhaltung löste sich in Einzelgespräche auf; die Gräsin sprach O'Reilly an, Dr. Maas unterhielt sich mit Klara.

Es war dunkel geworden, eine stille, lauliche Sommernacht. Der Wirt ging, eine Gartenlampe

zu bestellen, und der Geistliche ersah sogleich die Gelegenheit, seiner Neugier Lust zu machen: ob er, der Mathies, denn wiss', „wie's mit dem Doktorle stünd'? Es sah' ja just so aus, als wenn ihm die Klara g'fallen tät'; aber hat er denn nicht eine andere? Nicht?“

„Dasselb',“ sagte der Wirt und setzte seine schlaueste Miene auf, „dasselb' würden etwa nachher die F r e m d e n auf'm G'wissen haben, wenn's mit der einen auseinander und mit der anderen z'samm'ging', akkurat die F r e m d e n! Tun wir's abwarten, Hochwürden, ich weiß, was ich sag'!“ ...

Als er mit dem Lichte zurückkehrte, meinte der Wirt, das wär' jetzt einmal ein Gespräch gewesen, wo man gelernt auch was hätt'; „und wissen Sie,“ fuhr er im jovialen Tone fort, „'s Netteste ist aber nachher doch das g'wesen, wie die zwei so schön z'sammg'stimmt haben, unser Baseler und der Herr Doktor, g'rad wie wenn sie's einstudiert hätten! Ein ganzes Duett!“

Die Gräfin fiel ihm sogleich in die Rede, sie wollte dem Mädchen eine Verlegenheit ersparen; aber Klara nahm zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Bemerkung des Wirtes nur mit einem zufriedenen Lächeln entgegen, und der Doktor sah ihr mit der glücklichsten Miene so offen und frei ins Gesicht, als ob er sie bereits als die Seine betrachtete. Sein ganzes Benehmen trug ein zielbewusstes Wollen, ein frohes Selbstgefühl zur Schau; bei jedem Wort und jedem Blicke, bei jeder Aufmerksamkeit, die er ihr erwies, schien er es Klara vor allen Anwesenden sagen zu wollen: „Laß mich — ich weiß, was ich tue.“

Und Klara war nicht beunruhigt darüber; denn seinem Charakter vertraute sie voll und ganz. Als sie zur Ruhe ging, konnte sie in froher Zuversicht beten, und auch der nahe Abschied hatte nichts Bängliches für sie.

Fünfzehntes Kapitel.

Frohe Aussicht.

Der Abschied! Hochbepackt und mit den besten Rossen bespannt, hielt der Wagen vor dem Posthause. Die Gräfin und O'Reilly schickten sich an, ihre Plätze einzunehmen; Alara ließ noch auf sich warten.

Droben auf der Stiege war der Doktor an sie herangetreten. „Daß Sie sich meiner erinnern,“ sagte er und überreichte ihr ein Kuvert. Sie entnahm demselben eine Photographie — das wohlgetroffene Bild des Doktors und darunter von seiner Hand geschrieben:

„Konrad.

Bösdorf, 25. Juli!“

Alara sah auf; Maas sagte verlegen: „Damit Sie sich meiner erinnern!“ — „D immer!“ flüsterte Alara und reichte ihm die Rechte. Er hielt ihre Hand fest und preßte sie mit beiden Händen, dann begleitete er sie zum Wagen.

Die Dienerschaft des Posthauses umstand das Gefährte und verabschiedete sich von der guten Frau Gräfin, die ihnen allen lieb geworden war, und von dem lieben Fräulein. Kathi, die man sonst nie anders als lächelnd sah, brauchte ihr Taschentuch. „Aber bald wieder kommen, Frau Gräfin! Fein g'wiß, gelten Sie, und recht g'sund bleiben!“

O'Reilly und Maas küßten sich. „Wir werden uns lange nicht mehr sehen,“ sagte der Amerikaner; „wenn ich Ihnen dienen kann, geschieht es mit Freuden. Apropos, in München, diese Woche, wohnen wir Hotel Vier Jahreszeiten. Leben Sie wohl!“

Der Postmeister selber kutscherte, er bestieg seinen Sitz. Die Gräfin wandte sich an Maas: „Leben Sie wohl, Herr Doktor! Ihr Glück,“ fügte sie

mit besonderem Nachdrucke bei, „wird das meinige sein. Gott behüte Sie!“

Der Wagen setzte sich in Bewegung; Maas, ohne ein Wort zu sprechen, erhaschte Klaras Hand und drückte einen heißen Kuß darauf — und talauswärts ging es in frischem Trabe der Station zu, wo die Reisenden den Gilzug bestiegen. —

Schon in früher Abendstunde befanden sie sich in München, Hotel Vier Jahreszeiten.

* * *

Unter ihren Münchener Verwandten fühlte sich die Gräfin Redow alsbald heimisch. Der Verwirklichung ihrer Pläne schien nichts im Wege zu stehen; ja, in München wollte sie eine Jahreswohnung nehmen. Und auf der Suche darnach wird sie heute ihre junge Verwandte begleiten; Klara und O'Reilly wollten sich inzwischen die alte Pinakothek ansehen.

Das war das Programm für den dritten Tag ihres Aufenthaltes in München; beim Frühstück, das die Reisenden im Speisesaale des Hotels einnahmen, besprach man sich noch näher darüber. Da trat der Portier ein und überreichte Briefe: für Klara den einen, einen zweiten, besonders umfangreichen für O'Reilly; sie kamen beide aus Bösdorf. „Lesen Sie doch nur,“ bat die Gräfin.

O'Reilly hatte lange zu lesen, während Klara mit ihrem Briefe bald zu Ende war, aber nicht so mit dem Entschlusse, den ihr derselbe abnötigte. „Was ist da zu tun?“ sagte sie traurig, indem sie der Gräfin das Schreiben überreichte. Es war von Josefine, jener Ehrenwache, die sie nach dem Tode ihrer Mutter zu sich genommen hatte.

Das alte Fräulein schrieb, sie werde also, wie die Kündigung lautete, nach acht Tagen die Woh-

nung verlassen; was denn nun aber mit den Möbeln zu geschehen habe? Sie sei ratlos, der Hausmeister weigere sich jetzt entschiedenst, dieselben in Verwahrung zu nehmen.

„Denken Sie, die Einrichtung von meinen Eltern,“ klagte das Mädchen. „Möbel, Kleider und Wäsche, Bilder und alles, was mir alles so teuer ist! Wohin damit? Ich habe niemanden in Wien . . . Der Platz ist auch überall so beschränkt! Mit dem Hausmeister hatte ich abgemacht, klar und bestimmt: wie er, was noch nicht verpackt war, das Sofa und dergleichen, zu verpacken hätte, und dann sollte er alles auf dem Dachboden in einer verschließbaren Abteilung unterbringen, bis ich eine Wohnung aufgenommen hätte. Ich habe ihm ja eine gute Bezahlung versprochen . . .“

O'Neill horchte hin. „Letzte Gefälligkeit von Doktor Gradener?“ sagte er schmunzelnd.

„Wie — aus bloßer Schadenfreude, meinen Sie?“

„Das, oder weil er glaubt, daß Sie dann noch einmal nach Wien müßten . . . Ist aber nicht nötig, Väszchen! Kommt gerade recht. Ihre Sachen lassen Sie ruhig nach Bösdorf schicken. Der Vetter Postmeister wird sie einstweilen in Verwahrung nehmen.“

Mara pflichtete sogleich bei, auch der Gräfin schien es so am besten; die Sache war abgetan. —

„Und haben Sie auch gute Nachrichten erhalten?“ fragte die Gräfin den Doktor. Ihr Blick verriet Neugierde.

„Danke, sehr gute Nachrichten, vorzügliche! — Aber es wird nun Zeit werden, an unser Tagewerk zu gehen! Wir begleiten die Frau Gräfin zu ihren Verwandten, dann schlagen wir den Weg ein zur Pinakothek.“ —

*

*

*

Eine Stunde später wandelten Klara und O'Reilly durch die Säle der herrlichen Bildergalerie, wo jene unergleichen Schöpfungen alter deutscher Malerei wohlgeordnet und wohlbeleuchtet, zu stiller Beschauung einladen. Klara war begeistert, sie konnte sich nicht satt sehen; O'Reilly, zerstreut, suchte bald einen Divan zu gewinnen, wo er sich niederließ. Klara nahm neben ihm Platz und betrachtete die Bilder ihr gegenüber, eine Folge aus der Leidensgeschichte des Herrn. Es war sonst niemand im Saale; draußen im Vorzimmer schritt ein Diener auf und ab.

„Liebes Väschen, ich habe Ihnen zwei Mitteilungen zu machen,“ fing jetzt O'Reilly an. Klara erschrak beinahe über den ernststen Ton, mit dem er dies sagte. Er sah sie an und lächelte.

„Das erste ist eine Geldsache.“

„— Geldsache?“

„Daran haben Sie natürlich nie gedacht, daß wir beide auch einmal ein Geldgeschäft machen würden.“

„Nein, wahrhaftig —“

„Nun, mein Onkel Tony Reinler ist aber ohne Testament gestorben, und sein Vermögen war unter seine erbberechtigten Verwandten gleichmäßig zu verteilen.“

Klara verstand nicht.

„Ich hab' es eben allein geerbt; das ist nicht recht.“

„Das Gericht sprach es Ihnen doch zu?“

„Die amerikanischen Gerichte! Ich war der einzige in Amerika lebende Verwandte, also sprach man es mir zu, nachdem die gesetzliche Frist abgelaufen und andere Erben, die etwa in Europa lebten, nicht angemeldet waren. Die Sache war ja durch das österreichische Konsulat nach Wien gegangen; gewiß erfolgte auch eine amtliche Ausschrei-

lung — aber Ihre Mutter bekam eben keine Kennt-
nis davon; ich selbst wußte nur, daß vielleicht noch
Angehörige in Tyrol leben könnten, mit näheren
Angaben konnte ich dem Konsul nicht dienen.“

Klara war maßlos erstaunt. „Aber wie so
denn?“ ...

„Wie so? Das ist doch keine schwere Rechnung.
Der Erblasser war kinderlos; von seinen Geschwi-
stern haben zwei je ein Kind hinterlassen. Das eine
bin ich, das andere war Ihre Mutter. Ich teile
also mit Ihrer Mutter, deren Erbin Sie sind...
das heißt: wir teilen zu gleichen Hälften, wenn Sie
damit einverstanden sind. Eigentlich könnten Sie
mehr beanspruchen, denn ich habe nun seit drei
Jahren die Zinsen genossen; dagegen darf man viel-
leicht in Anschlag bringen, daß Ihnen die Kosten
der Erbübertragung und der amerikanischen Advoka-
ten erspart blieben. Wie gesagt, wenn Sie ein-
verstanden sind, wollen wir es so halten, als ob
die Erbschaft heute flüssig wäre, und dann gebührt
Ihnen die Hälfte. Ich werde das von Milwaukee
aus in Ordnung bringen.“

„Aber Herr Wetter,“ — — Klara stammelte
etwas wie Dankesworte.

„Danken? Wofür? Daß ich kein Fehler bin? —
Dem verstorbenen Onkel danken wir's, ich habe
das Geld nicht erworben... Und übrigens, die
Summe ist ja keine solche, daß man darüber er-
schrecken müßte; ein gesuchter Arzt in Amerika
bringt das herein in ein paar Jahren.“

„Ach, meine Mutter,“ sagte Klara endlich und
weinte. „Warum hat sie das nicht mehr erlebt! Mit
wie harten Entbehrungen hat sie gekämpft, wie viel
hat sie ertragen müssen!“

O'Reilly ließ eine Pause eintreten. „O das war
hart!“ sagte er dann. „Aber die Dinge haben so
alle ihren Zweck — es gibt zuletzt ein Gewebe, man

muß nur den Verhältnissen ferne genug stehen, um Plan und Bild gehörig auszunehmen... Apropos," fuhr er mit einem heiteren Lächeln fort, "warum haben Sie eigentlich immer Ihre Wohnung in Wien vermietet?"

"Aber wir mußten doch! Wie konnten wir sonst das Quartier behalten?"

"Also, weil es an Geld fehlte. Hätten Sie die Erbschaft früher gemacht, Sie würden nicht die Bekanntschaft des Dr. Maas gemacht haben."

Alara sah ihn groß an; sie war tief rot geworden. Und als nun O'Reilly in die Tasche griff und einen Brief hervorzog, den dicken Brief, den er diesen Morgen erhalten hatte, da pochte und hämmerte ihr Herz.

"Ich habe nämlich noch eine zweite Sache mit Ihnen zu besprechen! Mein Freund Maas schrieb mir heute und legte da ein paar Stücke bei — bitte, sehen Sie! Für's erste hier!"

Er überreichte Alara ein offenes Kuvert, das mit einer 5- und einer 25-Sellermarke versehen war und die Adresse trug: "Dr. Konrad Maas, Gemeindefarzt in Zösdorf." Was sollte das für Alara?..

"Eine seltene Sache, nicht wahr? Ein reformandiertes Parte! Aber lesen Sie nur!"

Alara zog aus dem Kuvert einen hocheleganten Briefbogen, eine lithographierte Verlobungsanzeige:

"Hedwig M....."

Alfred Edler von Koloschinsky,
Bankbeamter,

beehren sich, ihre Verlobung anzuzeigen.

Wien und M....., den 26. Juli...."

"Hedwig — hat sich verlobt!"

"Sawohl, Bäschen, und war so aufmerksam, ihrem früheren Bräutigam davon Anzeige zu erstatten. 'Auf solche Weise,' schreibt mir Maas,

„zeigt sie mir den endgültigen formellen Abbruch unserer Beziehungen an!“

„Armer Doktor,“ sagte Klara, denn sie mußte jetzt nichts anderes zu sagen.

„Nein,“ lachte O’Neillh, „glücklicher Doktor! Endlich befreit zu sein! In allen Ehren, los und ledig, sich selber wiedergegeben!“

Klara errötete aufs neue: „Haben Sie denn von Hedwig gehört —?“

„Natürlich, alles! Hedwig hat nie zu ihm gepaßt, er fühlte es und war unglücklich darüber. Ja-wohl, sag’ ich Ihnen, er hat schwer gekämpft mit sich selber — ein ehrlicher Mann das, wie ich keinen ehrlicheren kenne; Wäschen, Sie dürfen dem Manne vertrauen!“

Und damit legte er ein kleines verschlossenes Briefchen in ihre Hand, das „An Klara“ adressiert war. Sie zitterte. Er öffnete ihr das Kuvert. Sie las — es waren wenige Zeilen: die kurze Bitte um ihre Hand, unterschrieben:

„Für alle Zeit — wenn ich dies sagen darf —
Dein

Konrad.“

Bösdorf, den 27. Juli . . .“

Klara war stumm. Sie sah auf die Bilder ihr gegenüber, Bilder auf Goldgrund, die die Marter des Herrn darstellten. Aber der feige Pilatus und die spitzbärtigen Juden, Purpurmantel und Dornenkrone und die schmerzreiche Gestalt des Herrn — sie sah sie nicht; nichts als eitel Gold, funkelnd und glitzernd stand vor ihren Augen — bis sie überquollen, und ein überglückliches Menschenherz in einem Strome von Tränen Erleichterung fand.





Ein Nachwort.

Im übernächsten Herbst kam ich, der Schreiber dieses, nach Bösdorf, um einen Teil meiner Erholungszeit dort zuzubringen. Der Postmeister war, wie meine Leser wohl schon erraten haben, ein alter Freund von mir; ich freute mich, ihn nach Jahren wiederzusehen und wählte eben deshalb eine so späte Zeit für meinen Urlaub, um seine Gesellschaft für mich zu haben.

So saßen wir denn an den länger werdenden Abenden im Herrenstübele beisammen und schon am zweiten Abende wußte ich die Geschichte des Doktors Konrad Maas, wie er eigentlich wider Willen Gemeindevorstand von Bösdorf geworden ist und durch die Fremden sich seinem Volke Schritt für Schritt wieder genähert und damit auch seine brave Frau gewonnen hat, „das Klarele“, dessen Namen der biedere Postmeister nicht nennen konnte, ohne seine Freude daran zu verraten.

Er ist ihr Brautführer gewesen und „das wird ihn freuen sein Lebtag“. Die Hochzeit hatte sich, weil die Gräfin Redow länger in ihrer Heimat festgehalten wurde, ein wenig verzögert, statt im Früh-

jahr, fand die Trauung erst anfangs Juli statt, wo Bösdorf schon voller Fremden war.

„Es ist ganz still und ernst dabei hergegangen. Der Herr Wether von Amerika hat sich halt recht schön eingestellt mit Präsenten und einem langen Telegramm, und die Tafel haben wir im neuen Haus von der Frau Gräfin g'habt. G'wesen ist's an einem helllichten Werktag, die Gemeinde hat fein sauber nichts davon g'habt.

Aber das, wissen Sie, haben sich nachher unsere Schützen nicht nehmen lassen, wenigstens ein Hochzeitschießen muß es geben. Und 'selb' ist nachher wohl ein Fest worden, wie ich ein schöneres nie weiß bei uns da! G'wartet haben wir bis in den September aufzi, bis wir wieder unter uns g'wesen sind. Und ein Tag, der selb' Schützengelsonntag, wie von Seiden! G'rad vorgestern ist's ein Jahr g'wesen. Der Lackner hat so's Meiste ang'stiftet und kommandiert. Nach dem Nachmittagsgottesdienst, den der Kurat ein bißl früher abgehalten hat, ist's angangen. Fahnen sind außerkommen aus jedem Haus und die Pöller losgangen. Und auf dem Kirchplatz steht die Schützenkompagnie in Parade und die Standschützen. Den Doktor, als Schützenmeister, haben sie zum Oberleutnant g'macht, da ist er's erstemal mitgangen in Nationaltracht. Gar nicht g'meint hätt' man's, wie gut ihm das steht! Um ein' halben Fuß größer ist er mir vorkommen als sonst. Und nachher also hat's g'heißen: Zum Schießstand! Grad noch zuerst die Frau abholen! Jetzt, wie wir aber vors Doktorhaus ziehen und da die Musik ein Standerl macht, der ganze Kirchplatz voll Leut' und alles auf die Doktorin wartet, kommt kein' Doktorin zum Vorschein. Ich geh' eini ins Haus, will sie holen und kein' Doktorin nicht zu finden. „Hollah Zeirel,“ sag' ich, „Leut', die Braut ist g'stohlen.“ Jetzt das Lachen

und Halloh! Der Doktor ist rot worden und verlegen und hat sich völlig nicht zu helfen g'wußt, bis ich sag': „Mander, wir müssen sie suchen. Bei der Frau Gräfin, meiner ich, fangen wir's an.“ Also der ganze Zug, schön in Ordnung, abi zum Haus von der Gräfin. Die Schützen haben sich dort wieder aufg'stellt und die Musik wieder ein Standerl bracht und ich geh' eini ins Haus. Eine Weile hat's dauert, hübsch ein' Weil'. Nachher geht wohl die Tür', und auf dem Stiegele droben komm' ich gähling zum Vorschein — mit einer bildsauber'n Bösdorferin am Arm!

Wissen Sie, mit der Frau Gräfin haben wir's abg'macht g'habt und mit der Gillhoferin. Die hat der Alara ihr Madlg'wand, ein schön's Festtag-g'wand, abtreten und g'standen ist's ihr wie angegossen. Hätten Sie sehen sollen, was der Doktor da für ein' Freud' hat g'habt! Ausg'rissen ist er aus Reih' und Glied und das Stiegele aufi auf uns zu. So viel hat sie ihm g'fallen in der Bösdorfer Tracht, daß er ihr vor allen Leuten ein Bußl geben hat. Deifert, wissen Sie, da ist's losgegangen! Ein Spektakel schon und ein Jubel! Ich hab' g'rad Müh' g'habt, daß ich zum Wort kommen bin; denn das hab' ich sagen müssen: daß wir uns freuen, wir Bösdorfer, über die zwei Leut', die wir von heut' an recht eigentlich die Unsern heißen dürfen; denn jetzt sind sie „eingekleidet“ als Bösdorfer und heut' feiern wir 's Fest der Einkleidung“.

Jetzt hat sich der Zug aufs neue in Bewegung g'setzt; voran die Musikanten, nachher der Doktor und sein' Frau, und die Frau Gräfin und der Kurat und ich und die Schützen, so sind wir aufi zum Schießstand. Auf dem Anger sind Tisch' und Bänk' aufg'stellt g'wesen und alle Wirt' vom Dorf haben da ihren Ausschank g'habt. Ein Volksfest ist's worden, wie ich gar nie ein's weiß in Bösdorf,

und bis in den späten Abend hat man im Freien sitzen können, noch im September.

Jetzt aber die Hauptsach'! Zum Hochzeitschießen braucht's natürlich ein' Hochzeitsstreiben. Da hab' ich just ein' Maler im Haus g'habt, ein' jungen Münchner Künstler; der hat mir, schon recht sauber und nett, so ein' altdeutsches Jungferle g'malt; das eine Handl züchtig auf den Schoß g'legt und mit dem andern, das in einem schwarzen Stulphandschuh steckt, haltet sie ein feuerrot's Herzl. Das ist's Zentrum g'wesen.

Der Doktor, mein' ich, hat sich schier ein bißel g'sorgt auf sein' Ehrenschuß. Es wär' halt wohl eine Schand', wenn's ihm g'rad diesmal fehlging'. Aber ich hab' schon g'wußt: unser Doktor, wenn er sich doch z'samm nimmt, da gibt's ein' Treffer. Nun, wie er an den Stand tritt, ist all's mäuselstill. Die Klara steht hinter ihm. „Konrad,“ sagt sie, „jetzt zeig' dich!“ Da tut's schon den Lusch und draußen geht halt wohl der Pöller los.

Natürlich der Schuß hat ihn g'freut und ein' Humor hat er g'habt dort der Doktor, wie ich's ihm gar nit zutraut hätt'. Zuerst einmal hat er eine kleine Red' g'halten, uns allen gedankt und versprochen, daß er jetzt nicht mehr fortgeht von Bösdorf, weil's ihn viel zu fein dunkt da, ihn und sein Weibele. Und nachher hat's Singen ang'fangen neben allem Schießen.

Unser Quartettl hat sich produziert, über eine Weil' wieder die Musik und gähling hat uns der Doktor mit der Klara etliche Lieder zum Besten geben. Ah, wie die zwei z'sammensingen, das sollten Sie hören! Wie sie z'lezt noch das „Lied der Auswanderer“ g'sungen haben, „O Land Tyrol, mein einzig Glück“ — ich hab' völlig reren müssen, ich kann mir nicht helfen... Ah, f e i n ist's schon g'wesen am selben Schützengelfsonntag!“ ...

Auf meine Frage nach der Gräfin Redow erzählte mir der Wirt: „Ja, die ist natürlich dabei g'wesen mitten drinnen unter allen Leuten! Sie ist ja jetzt völlig 's ganze Jahr da bei uns. Die Doktorischen müssen sie die Mama heißen und die Leut' vom Dorf sagen wohl halt Frau Gräfin, aber betrachten tun sie alle wie eine Mutter; wo's nur etwas zu helfen gibt, geh'n sie zu ihr. Wissen Sie wohl, sie ist ja katholisch worden — ah, schon vor 1½ Jahr! Ihr Fräulein Richte, die jetzt öfters bei ihr ist, hat mir's erzählt. In München draußen ist sie mit ein'm Kammerherrn der Königinmutter selig bekannt worden; und das hat, scheint's, den Ausschlag geben: das Beispiel der Königin Marie, die eine preussische Prinzessin g'wesen ist und sich nachher in Elbigenalp, mitten unter'm Volk, ang'siedelt hat; das muß ein' Eindruck auf sie g'macht haben . . .

Jetzt hat sie ein anderes Kammermadl bei sich, schon auch eine Protestantin, aber wohl ganz ein' andere, als dieselb' bissige Jeannett. Auch der Gärtner, der Franz, ist ganz ein netter Mensch; g'rad halt versteh'n tun wir uns ein bißl hart, wissen Sie wohl, unser Bösdorfer Deutsch und sein Pommersch; sonst aber g'schaffen wir ganz gut mit ihm.

Ah, ich denk' mir's wohl oft: Wie viel kommoder wir's doch eigentlich hätten, wenn sich die Leut' vertragen täten miteinander! 's beste wär' ja, wenn wir alle den gleichen Glauben hätten — meinen Sie nicht?

Ah wohl, um wie viel anders wir dastehen könnten, wir Deutschen, wenn wir die traurige Glaubensspaltung nicht gehabt hätten! Wenn wir weiter gebaut hätten an dem schönen Bau, den uns das Mittelalter hinterlassen hat, statt schier alles niederzureißen! Wenn wir miteinander gearbeitet hätten und nicht immer nur gegen einander! . . .

Ja, aber wissen Sie: 'sjelb' sag' ich auch: die Katholischen sind auch nicht ohne Schuld an dem Unsegen, unter dem wir Deutsche leiden. Hätten die Katholiken immer ihre Pflicht tan, Geistlich und Weltlich, Klöster und Klerus, es hätt' so weit wohl nie kommen können! Wir sollen nur auch ein Mea culpa sagen und uns etwa ein Beispiel nehmen, auch für u n s e r e Zeiten!"

Am anderen Tage wurde ich in das Haus des Doktors geführt und ihm und seiner Frau Klara vorgestellt und sah dann ihr herziges Kindchen. Auch die Frau Gräfin lernte ich kennen und den Kuraten und auf den Gillhof kam ich. Mein Aufenthalt in Bösdorf verlängerte sich. Schwer konnte ich mich von diesen lieben und edlen Menschen trennen, die mir alle ihr Vertrauen entgegenbrachten und — mir alle den einen und anderen Beitrag zu dieser Erzählung lieferten.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
1. Tyroler in Wien	3
2. Dr. Maas in Tyrol	16
3. „Mädchenlaunen“	32
4. Der Amerikaner	51
5. Die Gräfin Redow	61
6. Der Gemeinbearzt	76
7. Andersgläubige	85
8. Herrgott und Herrenleute	95
9. Fremde und Einheimische	108
10. Nachricht aus Wien	123
11. Klaras Heimkehr	136
12. Ein Anwalt seines Volkes.	156
13. Gesucht — gemieden	173
14. Dein Gott sei mein Gott!.	187
15. Frohe Aussicht.	202
Ein Nachwort	209



Dichtungen von Karl Domanig.

Wanderbüchlein. Gedichte. K 1'60 franko.

Kleine Erzählungen. Zweite, vermehrte Auflage.
Gebunden K 4'50 franko.

Der Abt von Fiecht. Poetische Erzählung. Vierte
bis fünfte Auflage. Gebunden K 1'50 franko.

Am Pulver und Blei. Eine epische Dichtung. Ge-
bunden K 2'60 franko.

Der Tyroler Freiheitskampf. Dramatische Trilogie
mit Vor- und Nachspiel. Des Gesamtwerkes zweite,
durchaus verbesserte Auflage. Geb. K 6'30 franko.

Vorspiel: Braut des Vaterlandes. Dritte Auflage.

I. Teil: Speckbacher, der Mann vom Rinn.
Schauspiel in fünf Akten. Zweite Auflage.

II. Teil: Josef Straub, der Kronenwirt von
Hall. Schauspiel in fünf Akten. Vierte Auflage.

III. Teil: Andreas Hofer, der Sandwirt.
Schauspiel in fünf Akten. Zweite Auflage.

Nachspiel: A. Hofers Denkmal. Zweite Auflage.

Der Gutsverkauf. Schauspiel in fünf Akten. (Der-
zeit vergriffen.)

Der Idealist. Schauspiel in fünf Akten. K 1'30 franko.

Die liebe Not. Schauspiel in fünf Akten. Preis
K 2'60 franko.

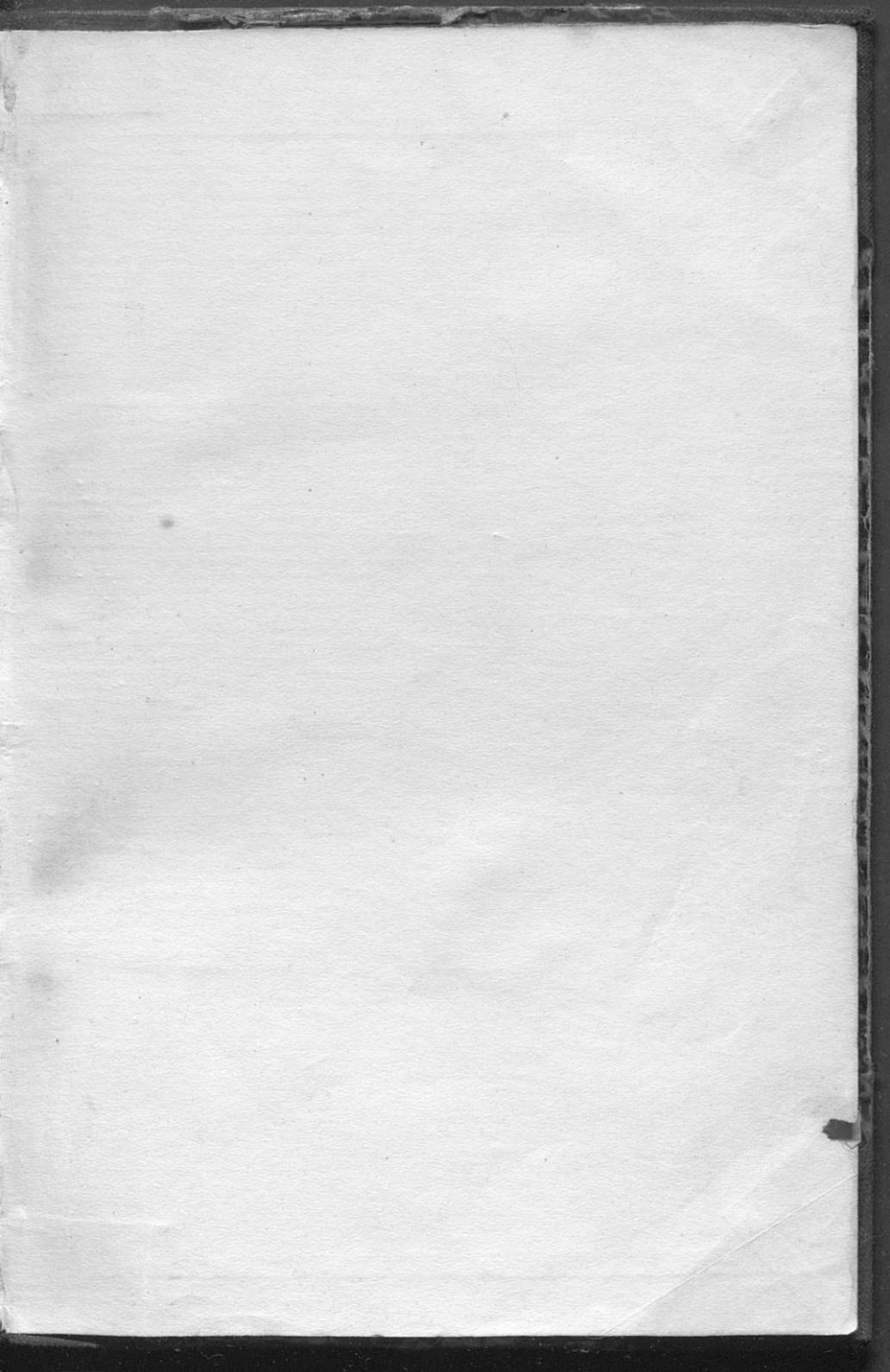
Hausgärtlein. Ein Volksbuch. Für Mitglieder der
St. Josef-Bücherbruderschaft von Klagenfurt aus
um 50 Heller zu beziehen; durch die Buch-
handlungen K 1'10 franko.

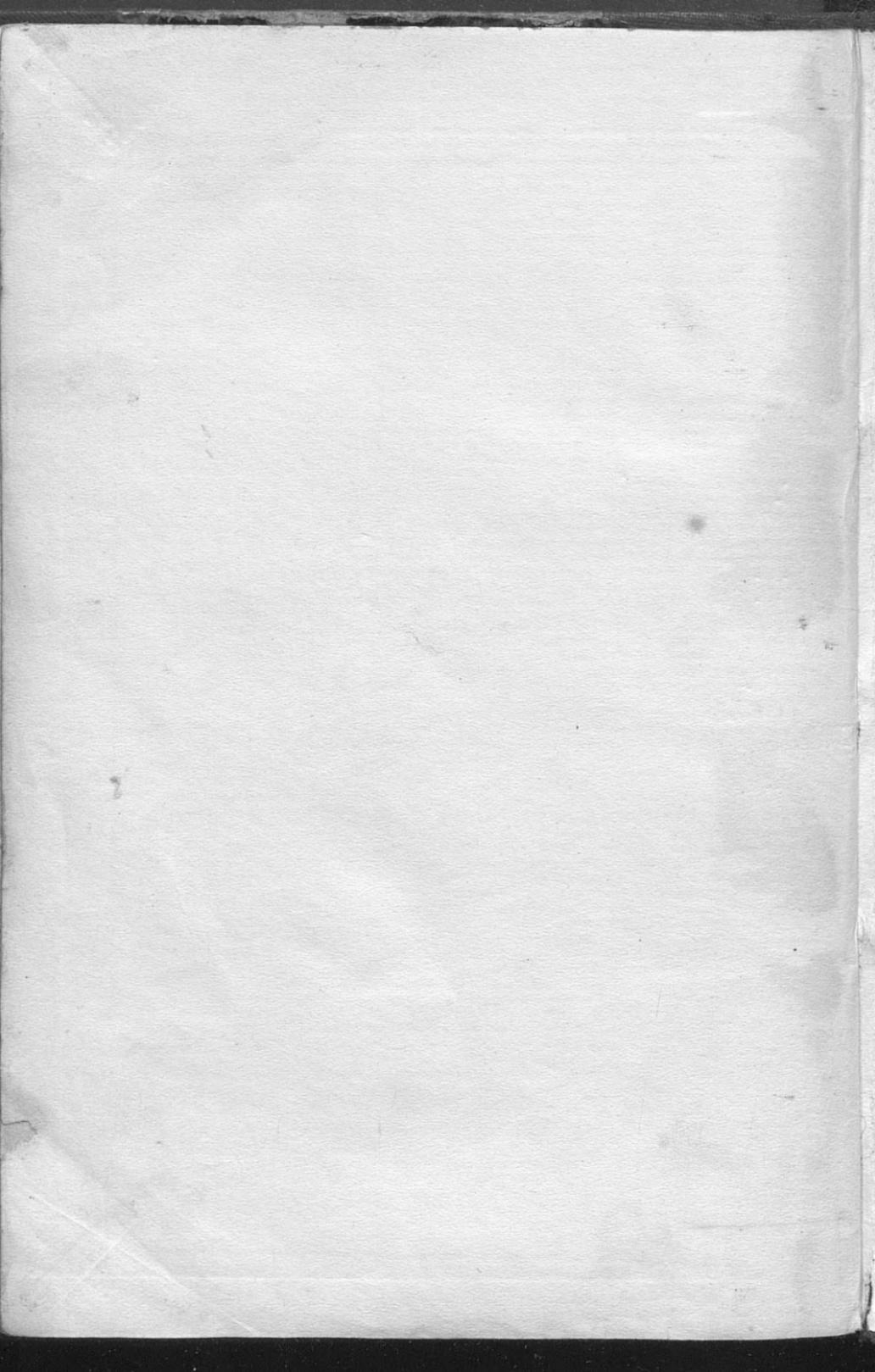
Die Fremden. Ein Roman aus der Gegenwart.
Dritte Auflage. Volksausgabe.

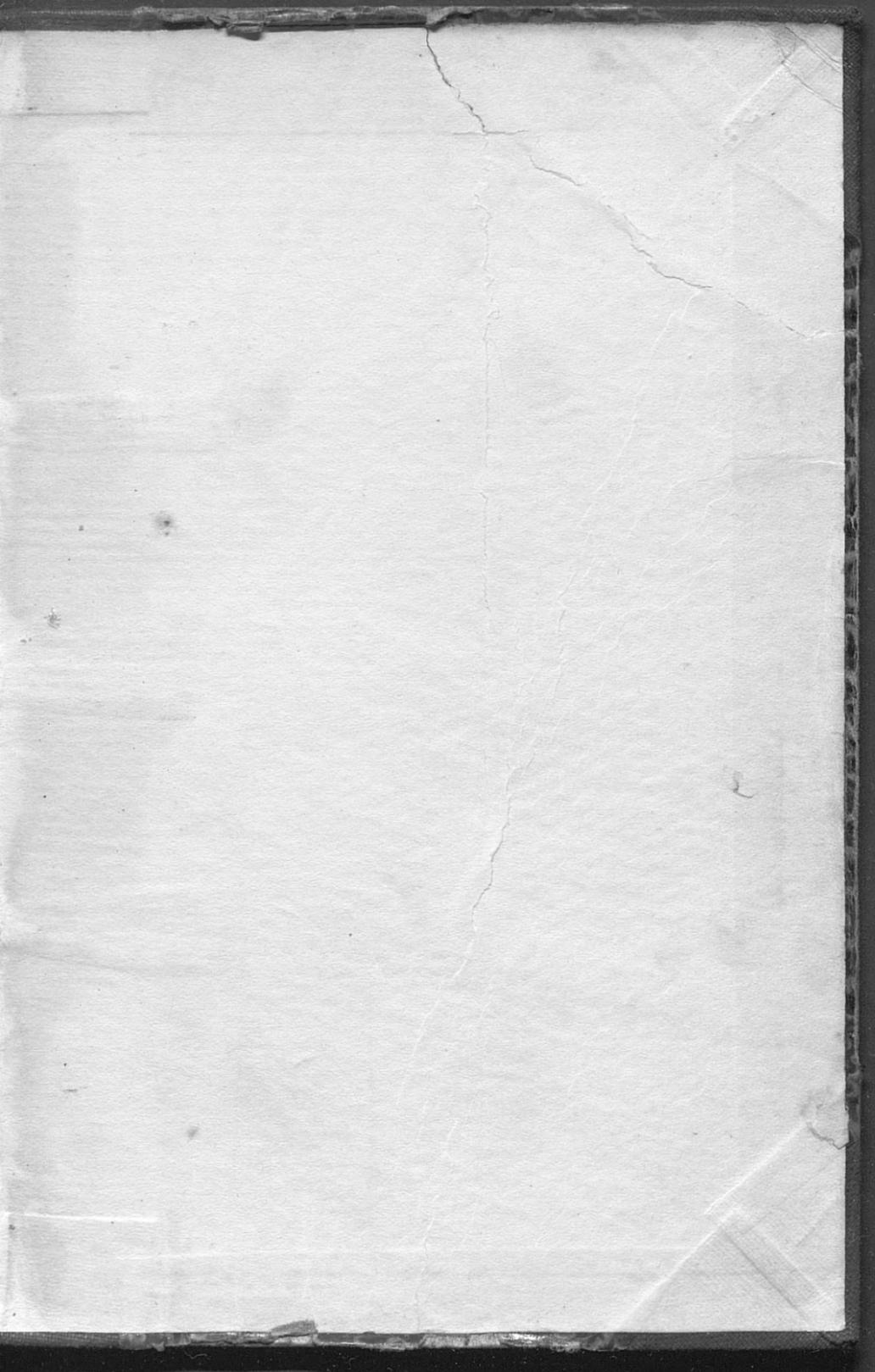
 Von diesem Roman „Die Fremden“ ist eine illustrierte
Ausgabe mit Bildern von Albert Stolz erschienen.
Gebunden K 4'30 franko.

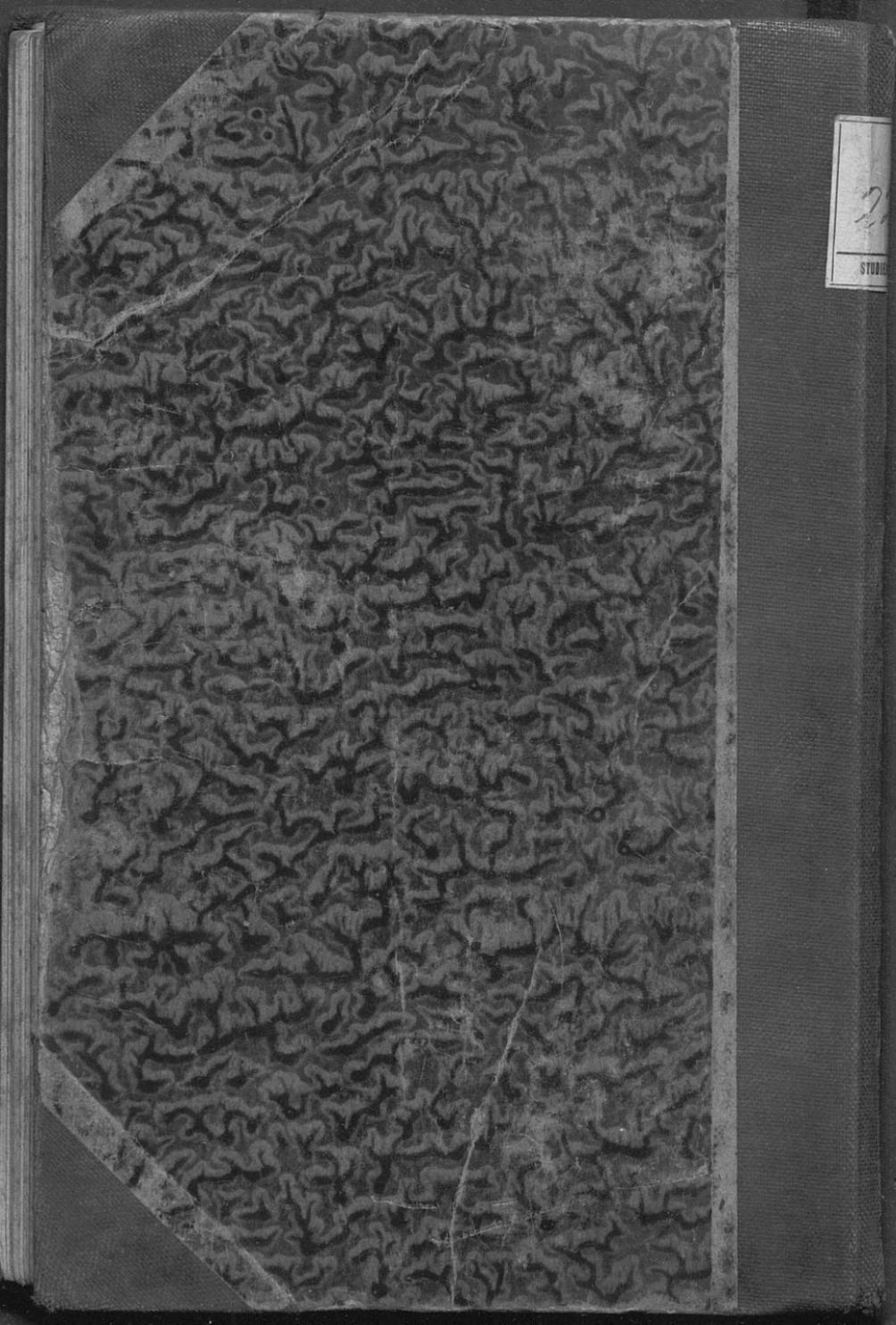
Besonders geeignet zu Geschenkwirken.

**Zu beziehen durch die Buchhandlung „Tirolia“
in Brixen (Südtirol) und die Buchhandlung
des St. Josef-Bereines in Klagenfurt (Kärnten).**









2

STUDIE